Berlin.

Bauer

1 m

15

Bibl. Hafniæ 813.

<366279810000011

<366279810000011

Bayer. Staatsbibliothek

Gemählde
der
merkwürdigsten Revolutionen,
Empörungen, Verschwörungen,
wichtiger
Staatsveränderungen und Kriegsscenen,
auch
anderer interessanter Auftritte
aus der Geschichte der berühmtesten Nationen.

Zur
angenehmen und belehrenden Unterhaltung
dargestellt von

Samuel Baur,
Dekan der Diöcese Alpeck,
und Prediger in Alpeck und Göttingen, bei Ulm.

Fünfter Band.

Ulm, 1813.
Im Verlag der Stettinischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS

Innhalt.

Seite

I. Römische Kronrevolution. Im Jahr 505 vor Christi Geburt 1.

1. Gründung der Stadt Rom durch Romulus und Remus. 1.
2. Aelteste Staatsverfassung Roms. Ermordung des Romulus. Kriege, Sitten und Lebensart der Römer. 6.
3. Tragischer Tod des Königes Servius Tullius. 10.
4. Gemählde der tyrannischen Regierung Tarquins des Stolzen. 19.
5. Entehrung und Tod der Lucretia. 22.
6. Des Brutus Rede an die Römer. Abschaffung des Königthums. 29.
7. Anstalten zur Sicherung der Freiheit. Entdekkung einer Verschwörung. Brutus läßt seine Söhne hinrichten. 34.

II. Freiheitskrieg der Griechen gegen den Perserkönig Xerxes. Im Jahr 480 vor Christi Geburt. 41.

1. Der Perserkönig Xerxes beschließt Krieg gegen Griechenland. 41.
2. Ungeheure Kriegsrüstungen der Perser. Schilderung des persischen Heers. 45.
3. Vertheidigungsanstalten der Griechen. Helden-Tod des Leonidas und seiner Spartaner zu Thermopylä. 51.
4. Themistokles. Seetreffen bei Artemisium. 60.
5. Die Athenienser verlassen ihre Vaterstadt. Grosser Sieg bei Salamis. 64.
6. Flucht des Perserkönigs. 71.
7. Unternehmungen des Mardonius. Siege der Griechen bei Platäa und Mykale. Ende des Krieges. 73.

Innhalt.

Seite

III. Verschwörung gegen Alexander den Großen. Im Jahr 330 vor Christi Geburt. 79.

1. Blick auf Alexanders des Großen Leben und Charakter. 79.
2. Angebliche Verschwörung des Philotas gegen Alexandern. 83.
3. Des Philotas Verurtheilung und Tod. Meuchelmörderische Hinrichtung des Parmenio. 87.

IV. Revolutionen in Spanien. Vom Jahr Christi 711 bis zum Jahr 1492. 92.

1. Charakteristik der Mauren und Araber. Der große Reformator Muhamed. 92.
2. Blick auf Spanien und dessen frühere Geschichte. Araber kommen dahin, und erobern das Reich. 98.
3. Schöne Blüthe des maurischen Reichs in Spanien. Wissenschaftliche Verdienste der Araber. 105.
4. Trennung und Verfall der maurischen Macht in Spanien. Neue maurische und christliche Königreiche. 110.
5. Ganz Spanien tritt unter die Waffen, und rüstet sich zum blutigsten Kampfe. 114.
6. Die große Schlacht bei Toloza. 118.
7. Zunehmende Schwächung der maurischen Macht. Beschreibung des Königreichs Granada. 124.
8. Ferdinand von Aragon und Isabelle von Castilien. Zustand von Granada unter Albohazen. 131.
9. Schicksale der Könige Albohazen, Boabdil und Abohardilles von Granada. Wachsende Zerrüttung des Reichs. 137.
10. Eroberung von Malaga. 143.
11. Neues Waffenglück der Spanier. Letzte Schicksale des Königes Abohardilles. 147.
12. Eroberung von Granada. Ende des maurischen Reichs in Spanien. 151.

V. Die Belagerung von Malta durch die Türken. Im Jahr Christi 1565. 160.

1. Malta und der Malteser-Orden. Sultan Soliman beschließt, die Ritter zu züchtigen. 160.

Innhalt.

		Seite
2.	Angriffe auf das Fort St. Elmo.	166.
3.	Fortschritte des türkischen Belagerungsheeres Verzweifelte Lage der Ritter.	171.
4.	Letzte Anstrengungen der Besatzung von St. Elmo. Trauriges Resultat.	178.
5.	Friedensvorschläge. Die Korsaren Haskem und Kandelissa bestürmen das Fort St. Michael von allen Seiten.	184.
6.	Fernere Unternehmungen der Türken. Standhaftigkeit des Großmeisters.	189.
7.	Ankunft einer spanischen Flotte. Uebereilte Flucht der Türken. Ende der Belagerung.	193.
VI.	Die Bartholomäusnacht, oder das Blutbad der Hugonotten. Im Jahr 1572.	
	(Fortsetzung und Schluß eines Aufsatzes im 4ten Bande S. 362 bis 378)	198.
4.	Mörderischer Anfall auf Coligni. Vorbereitungen zur Bluthochzeit.	198.
5.	Die Bartholomäusnacht. Grausame Ermordung des Admirals Coligni.	207.
6.	Nächtliche Mord- und Blutscenen.	214.
7.	Der Tag nach der Bartholomäusnacht. Betragen des Königs und seiner Mutter.	220.
8.	Ermordung der Hugonotten in den Provinzen. Schreckensscenen in Lyon. Edle Widersetzlichkeit gegen die blutigen Befehle.	225.
9.	Der König sucht die Schuld des Blutbades von sich abzulehnen. Neue Ungerechtigkeiten gegen den ermordeten Admiral und seine Freunde.	232.
10.	Ergötzungen, Feste, Danksagungen, Münzen, Vertheidigungen der Bartholomäusnacht.	240.
11.	Bekehrung des Königs von Navarra und des Prinzen von Conde. Vierter Bürgerkrieg. Leiden der Einwohner von Sancerre.	246.
12.	Die Belagerung von Rochelle. Der Herzog von Anjou wird König von Polen. Ende des vierten Bürgerkrieges.	250.
13.	Abreise des Herzogs von Anjou nach Polen. Die Parthei der Mißvergnügten. Tod König Karls des Neunten.	257.

Innhalt.

Seite

VII. Hinrichtung der Königinn Maria von Schottland. Im Jahr 1587. 265.

1. Frühere Schicksale der Königinn Maria von Schottland, bis zu ihrer Flucht nach England. 265.
2. Gefangennehmung der Königinn Maria. Elisabeths Härte gegen dieselbe. 270.
3. Babingtons Verschwörung gegen Elisabeth. 276.
4. Maria wird des Hochverrathes angeklagt. 282.
5. Mariens Vertheidigung gegen die Anklage des Hochverraths. 286.
6. Maria zum Tode verurtheilt. Heuchelei der Elisabeth. 292.
7. Fortsetzung. Maria bereitet sich zum Tode. 298.
8. Letzte Stunden der Königinn von Schottland. Ihre Hinrichtung. Verhalten der Elisabeth bei der Nachricht davon. 303.

VIII. Aufstand der Baierischen Bauern. In den Jahren 1633 und 1634. 313.

1. Verzweifelte Lage der baierischen Bauern unter dem Drucke der ligistischen Kriegsvölker. Sie empören sich. 313.
2. Fortschritte der Empörung. Keine Einquartirung. 317.
3. Maaßregeln der Regierung, der Empörung zu steuren. Wiederkehr der Ruhe. 320.

IX. Die Schlacht bei Pultawa. Im Jahr 1709. 326.

1. Karls des Zwölften Heldenruhm auf seinen ersten Feldzügen. 326.
2. Karl bricht mit seinem Heere aus Sachsen auf. 334.
3. Die Schweden erscheinen an der russischen Grenze. 336.
4. Karls Verbindung mit Mazeppa. Peters Sieg über Löwenhaupt. 340.
5. Wintermarsch in der Ukraine. Verzweifelte Lage der schwedischen Armee. 349.
6. Ankunft vor Pultawa. Die Schweden und Russen beginnen den entscheidenden Kampf. 353.
7. Karls Flucht nach dem Dnjeper. 360.
8. Vernichtung des schwedischen Heers. Der Czar Peter, als Sieger 365.

I. Römische Kronrevolution.

Im Jahr 505 vor Christi Geburt.

1.

Gründung der Stadt Rom durch Romulus und Remus.

In der Geschichte aller Völker stößt man auf Eine oder mehrere Revolutionen, durch die das Land eine andere Verfassung erhielt. Zuweilen geht alles Jahrhunderte lang seinen stillen gewohnten Gang, und man glaubt, das werde nie anders kommen. Es wird gewirkt, und man weiß kaum wie? Der Regent herrscht so unumschränkt, oder doch so ungehindert; die Unterthanen sind so willenlos, oder scheinen es wenigstens in dem Grade zu seyn, daß man eine Veränderung für unmöglich halten könnte, wenn man nicht die Geschichte vor Augen hat. Aber früh oder spät erwacht das schlafende Freiheitsgefühl, und veranlaßt wohl manchmal Auftritte, die den Staat seiner Zerstörung nahe zu bringen scheinen. Es giebt Epochen in der Völkergeschichte, wo solche Revolutionen eben das auf ein Volk wirkten, was gewisse Krisen in Krankheiten wirkten: Genesung und Leben! Der Staat entledigt sich der Krankheitsmaterie, die ihn in der Ohnmacht erhielt; verjüngt und neu geboßren kommt er aus den Armen des Todes zurück. So war Sparta zur Zeit Lykurgs, Rom nach den Tarquinen, Holland und die Schweiz nach Vertrei-

bung der Tyrannen. Aber der Staat muß noch viel Naturkraft haben, wenn eine so gewaltsame Krisis ihm zur Genesung helfen soll. Bei einem geschwächten Körper bringt sie den Tod!

Am häufigsten findet man solche Revolutionen bey den edelsten Völkern, die, gleich edeln Menschen, durchaus den Druck des Despotismus nicht ertragen konnten; und am wenigsten bey thierischen Nationen, die, gleich entnervten Sklavenseelen, sich mit Füssen treten lassen, wenn sie nur zu essen haben. So behandeln wir kaum ein Thier, wie manche dieser Völker behandelt werden.

Die mongolischen Hirtenvölker, sonst die freiesten Menschen, lassen sich von ihren Fürsten berauben, Nasen und Ohren abschneiden, vermachen, verschenken, ohne daß sie es wagten, darüber zu murren. Die Natchey, ein Volk in Louisiana, verehren ihre Häupter als Abkömmlinge der Sonne. Mißfällt einer diesem Sonnensohn oder einem aus seiner Familie, so bedarf es nur des Befehls: schafft mir den Hund weg! und er wird sogleich hingerichtet. Sie schänden Weiber und Töchter ihrer Unterthanen, und zwingen diese, sie auch jedem andern preis zu geben, dem sie den Genuß bestimmten. In Virginien war ein Fürst, der alle, die ihm mißfielen, an Händen und Füssen binden, und langsam braten, oder ihnen das Gehirn auf einem Steine ausschlagen, oder sie an einen Baum binden, und lebendig schinden ließ. Die kleinen Negerkönige überfallen oft ihre Unterthanen in der Nacht, lassen die Erwachsenen knebeln, stecken die Kinder in einen Sack und nehmen sie mit; oder sie zünden ein Dorf an, stellen Wachen in die Wege, lassen die Fliehenden auffangen, und verkaufen sie an die Europäer — um Brantwein zu bekommen. Oft finden sie ihr Vergnügen daran, ein Dutzend Menschen tod zu schießen, um ihre Geschicklichkeit zu

zeigen *). Und das alles geschieht, ohne daß diese Menschen daran dächten, sich zu empören; sie, die so wenig zu ihrem Unterhalt bedürfen, und dieß Wenige überall finden würden; die nicht durch Festungen, stehende Heere und liegende Güter gehalten werden; die nur wollen und ihre wenigen Habseligkeiten aufpacken dürfen, um aus den Klauen ihrer Tyrannen befreit zu seyn!

Ganz anders war es mit den Griechen und Römern und andern edeln Völkern unsers Welttheils. Griechenland wurde anfangs durch Könige regiert, deren Macht beschränkt war. Sie mißbrauchten ihre Gewalt, und die Edeln des Volks schufen die Monarchie zur Aristokratie um. Auch diese drükte das Volk, und nun wurde es Demokratie. Fast eben so gieng es unter den Römern. Die königliche Gewalt war bey ihnen, wie bey den Griechen, eingeschränkt; sie wurde aufgehoben, da die Könige unumschränkter seyn wollten. Auch die Patriciergeschlechter mißbrauchten ihre Gewalt, und wurden dafür gestraft. Das Volk erstritt sich ein Recht nach dem andern, bis alle Bürger gleicher wesentlicher Rechte genoßen.

Das Alterthum nennt uns, außer den Griechen, kein Volk, bey dem der Kampf für Freiheit, blutigere Auftritte veranlaßt hätte, als die Römer. Freiheitsliebe gründete ihren Staat, und sie war die Ursache oder der Vorwand aller der Revolutionen, die sich in demselben Jahrhunderte lang ereigneten. Ein Prinz von ungewisser Abkunft, der Pflegesohn einer gemeinen

 Buhle-

*) Man sehe Meiners und Spittlers Göttinq. hist. Magaz. 2 Bd 2 St. N. 1 S. 198 ff., wo diese und ähnliche Data aus den lettres edifiantes, Pallas, Moore u. a. glaubwürdigen Zeugen angeführt werden.

Buhlerinn, ein Hirtenzögling und nachher das Haupt einer Räuberbande war es, der den ersten Grund zu diesem mächtigen Staatsgebäude legte. Romulus war sein Name. Er sammelte einen Schwarm güterloser Jünglinge um sich her, und baute sich mit ihnen, sieben hundert und vier und fünfzig Jahre vor Christi Geburt, auf einer Anhöhe an der Tiber, feste Wohnsitze. Manche von den benachbarten Hirten, manch neuerungslüstiges Gesindel eilte herbei, und vereinigte sich mit den Anbauern. Zur Beschleunigung des Werks ward das Volk in zwey Hälften getheilt, deren jede mit der andern in Betriebsamkeit und Emsigkeit wetteifern möchte. Aber diese Einrichtung hätte dem werdenden Staate beinahe den Untergang zugezogen. Sie veranlaßte Partheyen, Kampf und Mord.

Romulus hatte einen Zwillingsbruder, Namens Remus. Beide, mit gleicher Macht gebietend, und sich selbst überlassen, stritten darüber, welchem von ihnen die Ehre zukomme, Stifter der Stadt zu werden, sie nach seinem Namen zu benennen und als König zu beherrschen? Da das Recht der Erstgeburt keinem von ihnen den Vorzug gab, so kamen sie überein, vermittelst Beobachtung des Fluges der Vögel die Schutzgottheiten des Landes zu befragen, wem der Vorzug gebühre? Jeder von ihnen beobachtete den Himmel vom Gipfel eines Hügels: wer zuerst glückliche Vögel erblicken würde, der sollte als König entscheiden.

Wer den Willen der Götter durch den Flug der Vögel erforschen wollte, erhob sich in der Stille tiefer Nacht, und sah, nachdem er die Gränzen des Himmelstempels in seinem Gemüth bestimmt hatte, weissagenden Erscheinungen entgegen. Beide Brüder harrten lange vergeblich. Endlich erblickte zuerst Remus sechs Geier, die von Nord nach Süd hinflogen;

aber

aber mit dem Aufgang der Sonne, als diese Botschaft dem Romulus angekündigt ward, flog ihm ein Zug von zwölf Geiern vorüber. Das Recht entschied für jenen: aber Romulus berief sich auf die doppelte Zahl der ihm erschienenen Vögel, als offenbares Zeichen der Gunst der Götter. Jeder der beiden Prinzen wurde von seinem Gefolge als König begrüßt: der eine, weil er die heiligen Vögel zuerst, der andere, weil er eine größere Anzahl derselben gesehen hatte. Diese Ausrufung war das Zeichen zu Thätlichkeiten. Die Geier des werdenden Roms stiegen in die Ebene herab, um sich zu zerfleischen.

Romulus behielt in dem Gefechte die Oberhand, und war nun einziger König des werdenden Staats. Er spannte einen weissen Stier und eine weisse Kuh vor einen Pflug, und zog damit im Vierecke rings um den Hügel eine Furche, die den Umfang der neuen Stadt bezeichnen sollte. In dieser Linie führte man nachher die Mauren und Gräben um die Stadt. Remus konnte indeß seinem Bruder den Vorzug, welchen seine zwölf Geier und sein Sieg ihm gaben, nicht verzeihen. Während man den Grund der Mauren legte, spottete er der Arbeiter, und um ihnen zu zeigen, wie nichtig ihr Werk sey, sprang er in einem Satz über den Graben weg. Romulus gerieth darüber in Wuth, fiel mit dem Degen in der Hand über seinen Bruder her, und durchborte ihn, indem er ausrief: „So ergeh' es jedem, der es wagen wird, ihm nachzuahmen!“

2.

Aelteste Staatsverfassung Roms. Ermordung des Romulus. Kriege, Sitten und Lebensart der Römer.

Rom war bei seiner Entstehung nicht sowohl eine Stadt, als ein Lager für Soldaten, voll elender Hütten, umgeben mit einer schwachen Mauer. Es hatte weder Gesetze noch Regierung, und diente blos ehrlosen Abentheurern, welche die Sicherheit vor der Strafe oder die Begierde nach Beute dahin gelockt hatte, zum Zufluchtsort. Aus dieser Räuberhöle traten die Weltüberwinder hervor. Romulus vermehrte die Zahl seiner Bürger, durch die Aufnahme eines jeden Vaterlandslosen, der eine dargebotene Heimat gerne annahm, aus den in den Republiken des Alterthums so zahlreichen Verbannten, und wegen Todschlags-landflüchtigen, die nur als Beisassen in der Fremde Duldung finden konnten. Die Freistätte, die er den Flüchtlingen und den Sklaven eröffnete, zog deren eine Menge dahin, die er in der Folge noch durch Kriegsgefangene vermehrte: denn er wußte sich aus seinen Feinden die ersten Bürger seines Staats zu schaffen.

Kaum erhob sich die werdende Stadt aus ihrer Grundveste, als auch schon ihre ersten Bewohner sich es angelegen seyn ließen, der Regierung eine bestimmte Form zu geben. Ihr Hauptzweck dabei war, die obrigkeitliche Macht mit der Freiheit der Bürger zu vereinbaren. In dieser Hinsicht stellten sie eine Art von gemischter Monarchie her, und theilten die höchste Gewalt zwischen dem Oberhaupt der Nation oder dem

König

König, dem Senat, den sie ihm als eine Art von Staatsrath an die Seite setzten, und der Volksversammlung. Romulus ward von allen als König anerkannt. Man verehrte in seiner Person zugleich den obersten Priester, den Regenten und den Heerführer. Außer einer zahlreichen Leibwache ließ er sich auch durch zwölf Lictoren, eine Art Trabanten, begleiten, so oft er öffentlich erschien. Jeder Lictor trug ein Beil, umgeben mit einem Steckenbündel, zum Zeichen des Rechts über Leben und Tod, des Sinnbildes der obersten Herrschergewalt. Aber bei allem diesem Prunk des Königthums waren seiner Macht sehr enge Gränzen gesetzt: sie beschränkte sich blos auf das Recht, den Senat zusammen zu berufen, das Volk zu versammeln, beiden die Staatsangelegenheiten vorzutragen, sich an die Spitze des Heeres zu stellen, wenn der Krieg durch einen öffentlichen Schluß erklärt war, und die Verwendung der Staatsgelder anzuordnen, worüber zwey Schatzmeister die Aufsicht hatten.

Aus allen Kriegen, die Romulus führte, kam er als Sieger zurück, und da er die Einwohner eroberter Orte nach Rom verpflanzte, so nahm die Menschenzahl daselbst außerordentlich zu. Mit dreitausend dreihundert wehrhaften Männern hatte er den Staat gegründet, und nach sieben und dreissig Jahren, in denen er regierte, bestand seine Macht aus sechs- und vierzig tausend Streitern zu Fuß und aus tausend Reutern. Stolz auf diese Macht und seine Siege im Kampfe mit allen benachbarten Völkern, wollte Romulus allmählich zu despotisch über seine Unterthanen und ein neues Volk herrschen, welches ihm wohl gerne gehorchte, aber auch behauptete, daß er selbst an die Gesetze gebunden wäre, über die man bei Errichtung des gesellschaftlichen Vertrags übereingekommen sey. Romulus hingegen eignete alle Macht,

die

die er mit dem Senat und der Volksversammlung hätte theilen sollen, sich allein zu. Er bezwang mehrere benachbarte Völkerschaften, eroberte ihre Städte, zerstörte deren einige, bemächtigte sich eines Theiles des Gebietes der andern, und schaltete damit ganz eigenmächtig. Der Senat fand sich dadurch hintangesetzt, und sah es höchst ungerne, daß die römische Staatsverfassung allmählich in eine Monarchie umgestaltet wurde. Er entledigte sich deshalb eines Gebieters, der sich eine zu unumschränkte Gewalt anmaßte. Romulus verschwand in seinem fünf und fünfzigsten Jahre so plötzlich, daß man nicht hatte entdecken können, auf welche Art er aus der Welt geschafft worden sey. Nach seinem Tode errichtete ihm der Senat, um allen Verdacht, als hätte er dazu beygetragen, von sich abzulehnen, Altäre, und machte aus demjenigen einen Gott, dem er als seinem Oberherrn nicht hatte gehorchen wollen.

Jetzt bekam der Staat, in einem Zeitraume von fast zweihundert Jahren, fünf Könige, die es verdienten, an der Spitze der Geschäfte zu stehen. Die isolirten Theile kamen in nähere Verbindung, die höchste Gewalt war besser befestigt, Gesetze wurden gegeben und befolgt, das Religionswesen ward eingerichtet, die Stadt immer mehr vergrößert, und das Gebiet erweitert, denn an Tapferkeit thatens die Römer allen ihren Nachbarn zuvor. Als daher der sechste römische König, Servius Tullius, im Anfange seiner Regierung eine Zählung anstellte, gab es in der römischen Monarchie wenigstens achtzigtausend Bürger, und in dieser Rechnung waren weder die Greise, noch die Kinder unter siebenzehn Jahren, noch die Weiber, noch die Sklaven mit innbegriffen.

Die Römer der damaligen Zeit waren ein derber, kraftvoller Schlag Menschen, roh und ohne Kunst,

mit

mit braunen, von der Sonne verbrannten Gesichtern, ohne Hut, die Haare frei um den Kopf hängend, den Bart lang und ungeschmückt, Arme und Beine nackt, eine wollene Weste (tunica) auf dem bloßen Leibe, vom Halse bis fast an die Knie reichend, und darüber beim öffentlichen Ausgehen noch einen Mantel (toga), der aus einem bloßen vierkantigen Tuche von wollenem Zeuge bestand, etwa wie die Shawls unserer Damen, nur daß er fast eben so breit als lang war, und das eine übergeschlagene Ende auf der Achsel mit einem Knopfe oder einer Nadel befestiget wurde. Im Kriege wurde die Toga wegen ihrer Beschwerlichkeit mit einem kurzen Rocke ohne Aermeln und vorne und hinten zugenähet, vertauscht, den sie Sagum nannten, und über welchem die Vornehmern noch eine Rüstung trugen.

Im Frieden war der Ackerbau ihr Hauptgeschäft. Senatoren hielten es damals noch nicht für schimpflich, selbst hinter dem Pfluge herzugehen, oder sich ihr frugales Mittagbrod selbst zu kochen. Einfach und sparsam war ihre ganze Lebensweise, und die Zeit verfloß ihnen in angestrengter Geschäftigkeit. Ihre Kinder erzogen sie zu einer eben so strengen Lebensart, um sie zu stärken und zur Ertragung jedes Ungemachs im Kriege abzuhärten. Allein unter ihrer bäurischen Kleidung fand man oft einen Muth ohne gleichen und grosse und erhabene Gesinnungen. Ruhmbegierde war ihre einzige Leidenschaft; und diesen ihren Ruhm setzten sie in die Vertheidigung ihrer Freiheit und in die Unterjochung ihrer Nachbaren. Die Armuth, jetzt noch eine Wirkung der Nothwendigkeit, wurde bald eine politische Tugend: die Römer betrachteten sie als die sicherste Schutzwehre der Freiheit; sie wußten dieselbe sogar ehrwürdig zu machen, um sie als einen Damm dem Luxus und dem Ehr-

geitz entgegen zu setzen. Diese Verachtung der Reichthümer von Seiten der einzelnen Bürger wurde eine Maxime der Regierung. Ein Römer setzte seinen Stolz in seinen Entschluß, arm zu bleiben, indeß er alle Tage sein Leben daran wagte, den öffentlichen Schatz zu bereichern. Jeder hielt sich für reich genug, wenn es nur der Staat wäre; und die Heerführer erwarteten, so wie die gemeinen Soldaten, ihren Unterhalt blos von ihrem kleinen Erbe, das sie mit eigener Hand anbaueten.

Geld hatten die ersten Römer nicht viel, und was sie hatten, war Kupfermünze. Handlung und Schiffarth trieben sie wenig, Mahlerey, Bilhauerkunst und Dichtkunst kannten sie noch gar nicht. Sie lebten nur im Felde, und auf dem Felde. Rom selbst war noch immer höchst unansehnlich. Die Palläste der Könige waren Lehmhütten, mit Strohdächern, und noch lange nachher waren an der Sonne getrocknete Ziegel und Schindeln die einzigen Baumaterialien, welche der Römer brauchte. Da ferner die Stadt so planlos und willkührlich in der Eil angelegt worden war, so war an keine einzige gerade Straße zu denken, sondern die einzelnen armseligen Hütten standen ins Kreuz und in die Quere gebaut gegen einander, man stieg die Hügel berauf, und bergab, und, wenn es geregnet hatte, im tiefsten Kothe; denn vom Pflastern der Straßen wußte man damals noch nichts.

3.

Tragischer Tod des Königes Servius Tullius.

Stürmende Bewegungen und innerliche Unruhen gab es hin und wieder schon damals in Rom. Jeder

der Stand war eifersüchtig auf seine Rechte und Freiheiten, und im Nothfalle bereit, sie mit Blut und Leben zu vertheidigen. Das Volk hatte ein wachsames Auge auf den Senat, daß er seine Macht nicht zu weit ausdehnte, und beide hielten das Königthum in den gesezlichen Schranken. Mit kluger Mäßigung übten die Könige ihre Macht, und als endlich ein Tyrann die höchste Gewalt usurpirte, und sie mit blutigem Despotismus ausübte, da ward der Thron umgestossen. Dieser Tyrann war Tarquin der Stolze. Mit gerechtem Abscheu mußte jeden gutdenkenden Bewohner Roms die Art erfüllen, wie er durch Ermordung des weisen und guten Königs Servius die Herrschaft gewaltsam an sich rieß.

Servius hatte zwei Töchter, die er an die Brüder Lucius und Aruns Tarquinius vermählte; sie waren die Söhne oder Enkel des Königs Tarquin des Alten, der vor Servius regiert hatte. Diese zweifache Ehe, bei der man nicht auf Sympathie der Gemüther gesehen hatte, schien unter ungünstigen Auspicien geschlossen zu seyn. Aruns, ein junger Mann von sanften Sitten, und von dem seine Nation die grösten Hofnungen hegte, war mit der Tullia, einem Weibe von teuflischem Sinne vermählet; den rohen und ehrsüchtigen Lucius dagegen hatte die zweite, mit allen liebenswürdigen Eigenschaften ihres Geschlechts begabte Tochter des Servius, ihre Hand geben müssen. Die heftigen Gemüther, hofte der König, sollten durch die Verbindung mit den sanften gemildert werden. Aber er hatte sich verrechnet; dem Lucius war der milde und sanfte weibliche Sinn seiner Gemahlin verhaßt und verächtlich, und der sanfte Aruns ward seiner wilden Gattin ein Spott, die ihre Schwester beneidete, daß sie an einen Mann gekommen sey, der Muth und Feuer besitze. Erbit-

tert

tert über das lange Leben ihres alten Vaters, über die Sanftmuth ihres Mannes, der seinem herrschsüchtigen Bruder den einst erledigten Thron zu überlassen bereit schien, schwur sie beyden Verderben.

Die Sympathie zwischen den Charakteren des Lucius und der Tullia machte sie bald vertraut mit einander, und die Frucht dieser Vertraulichkeit war eine grausame Uebelthat. Tullia schlug dem Lucius nichts geringeres vor, als die Ermordung ihres Vaters, ihres Gemahls und ihrer Schwester, damit sie beyde sich verbinden, und den Thron besteigen könnten. Kurz darauf bahnten sie sich den Weg zu einer blutschänderischen Heurath, er durch Vergiftung seines Weibes, und sie durch Vergiftung ihres Mannes, und darauf hatten sie noch die Dreistigkeit, die Einwilligung des Königs zu ihrer Verheurathung zu fodern, welcher diese Ehe mehr duldete, als genehm hielt.

Diese strafbare Heurath war indessen nur der erste Schritt zu noch grössern Verbrechen. Der ruchlose Ehrgeitz der Neuvermählten war nun gegen den König selbst gerichtet: sie erklärten öffentlich, daß die Krone ihnen zukomme; Servius sey ein Kronräuber, der, da er zum Vormund über Tarquins Enkel bestellt worden, seine Mündlinge ihrer Erbschaft beraubt habe; es sey hohe Zeit für einen alten Mann, dem es an Kraft fehle, die Last der Staatsgeschäfte zu tragen, einem Fürsten Platz zu machen, der in reiferm Alter stehe, und unter dessen kräftigen Leitung alles besser gedeihen würde.

Servius, tiefgebeugt von Gram über sein häusliches Unglück, gab sich Mühe, seine Tochter und seinen Schwiegersohn von ihrem treulosen Vorhaben abzubringen, das ihr eigenes Verderben zur Folge haben könnte; er selbst werde ohnedem nicht mehr

lange

lange zu leben haben, und dann würde niemand ihnen die Krone streitig machen. Aber auf die ehrgeizigen Gemüther machten diese Ermahnungen keinen Eindruck, und sie beschlossen, ihre Ansprüche vor den Senat zu bringen, den Servius versammeln mußte. Hier warf Tarquin seinem Schwiegervater vor, er habe den Thron bestiegen ohne vorhergegangene Zwischenregierung, durch Erkaufung der Stimmen des Volks, und mit Verachtung der Stimmen des Senats. Dann suchte er sein eigenes Recht an die Erbschaft der Krone zu beweisen, und eiferte gegen die Unbilligkeit des Servius, der die Krone, die er nur hätte bewahren sollen, für sich selbst behalten hätte.

Der ehrwürdige Greis widerlegte diese Insinuationen in einer nachdrücklichen Rede, und bewies, daß er rechtmäßig vom Volke erwählt worden sey. „Man versichert, sprach er, daß selbst in diesem Senate Tarquin sich Anhänger zu verschaffen gewußt hat, die sich zu meinem Untergange verschworen haben. Ich getraue mich, sie zu fragen: Hab' ich mich gegen den Staat oder gegen sie vergangen? Kann man mir's vorwerfen, daß ich es während meiner Regierung, die ihnen freilich zu lange dauert, je an Mäßigung der mir anvertrauten Gewalt habe fehlen lassen, daß ich einen Bürger unverhörter Sache zum Tode verurtheilt, daß ich auf die Ehre römischer Frauenzimmer Angriffe gemacht habe? Kann man mich überführen, daß ich solch ein Tyrann bin, so laß ich es mir gefallen, Thron und Leben zu verlieren. Vielleicht findet man sich durch eine Art von Stolz beleidigt, welcher von dem Diadem unzertrennlich zu seyn scheint. Aber, ich appellire an das Andenken aller Nachfolger des Romulus, giebt es wohl einen unter allen, der in dieser Rücksicht die lange

Gewohn-

Gewohnheit zu herrschen, nie gemißbraucht hätte, der, immer vorsichtig und immer gemäßigt, unausgesezt alle Mitglieder seiner zahlreichen Familie mit dem nemlichen Wohlwollen umfaßt hätte? Ich bin weit entfernt, mir eine Vollkommenheit zuzuschreiben, welche die menschliche Natur kaum gestattet: aber wenigstens sind meine Schwachheiten dieser Art kein Verbrechen. Ich habe von dem Vorrecht meiner Krone nicht in seinem ganzen Umfange Gebrauch gemacht: meine Anordnungen haben dieß Kollegium mit der Regierung verbunden, und so sehr ich König bin, so hab' ich doch nicht gestattet, daß man von seinen Entscheidungen an mich appellirte. Dieß ist meine Apologie: Traurig genug, daß ich mich genöthigt sehe, sie selbst vorzubringen! — Glaubt man übrigens, daß Tarquin geschickter seyn werde, als ich, das Ruder des Staats zu führen, so will ich meinen Unterthanen das Glück, unter seiner Herrschaft zu leben, nicht mißgönnen; ich will meine Krone in die Hände des Volks, welches sie mir anvertraut hat, zurück geben; und verurtheilt es mich dann zum Privatleben, so will ich beweisen, daß man, mit einer patriotischen Seele, ohne Kummer vom Befehlen zum Gehorchen übergeht, und daß der, welcher König zu seyn weiß, auch Unterthan zu seyn versteht, wenn das allgemeine Wohl von einem solchen Opfer abhängt."

Diese Rede vernichtete ganz den Eindruck, den Tarquins Vorstellungen gemacht haben mochten. Noch nachdrücklicher wirkte eine Appellation an das Volk, welches Servius versammeln ließ, und dem er den Gegenstand des Streites vortrug. Die versammelte Menge schrie aus einem Munde: „Servius sey König! Er fahre fort, die Römer glücklich zu machen." Durch ihr verworrenes Geschrei hindurch

hörte

hörte man auch hin und wieder die Worte: „Verderben dem Tarquin! Er sterbe von unserer Hand!“ Diese Sprache jagte ihm solchen Schrecken ein, daß er sich eiligst entfernte, und in seinem Hause verbarg. Servius ward unter dem freudigen Zujauchzen des Volks in seinen Pallast begleitet.

Der üble Ausgang dieses Wagestücks kühlte Tarquins Herrschsucht ein wenig ab, und sein Ehrgeiz bewog ihn, eine neue Rolle zu spielen. Er unternahm es, die Gunst seines Schwiegervaters durch Schmeicheleyen, Unterwürfigkeit und Bezeugung einer aufrichtigen Reue wieder zu gewinnen. Der gute König ließ sich, durch die Redlichkeit seines eigenen wohlwollenden Herzens verleitet, von dem Heuchler bethören, söhnte sich aufrichtig mit ihm aus, und die Ruhe im königlichen Hause schien wieder hergestellt zu seyn. Aber Tullia, die ein zweckloses Verbrechen noch rasender machte, kannte keine Ruhe. Unabläßig drang sie in ihren Mann, die Frucht ihrer Mordthaten endlich zu pflücken. „Ich hatte einen Gemahl, sprach sie, mit dem ich ruhig im Verborgenen leben, und dessen Dienerinn ich seyn konnte; aber mir war's um einen Mann zu thun, der, eingedenk daß er aus königlichem Geblüt entsprossen, lieber sich des Scepters bemächtigen, als seinen Besitz abwarten wollte. Wenn du also ein Mann bist, wie ich mir schmeichelte, da ich dir meine Hand gab, so habe den Muth, hier Geseze zu geben. Was zauderst du noch, zur That zu schreiten? Deine Hausgötter, das Bild deines Großvaters, dieser Pallast, den du bewohnst, dieser Thron, der dir täglich vor Augen ist, der große Name, den du führst, alles fordert dich auf, dich zum König zu machen. Schrekken einige leichte Gefahren dich ab, warum gabst du

mir

mir denn dein Wort? Kehre nach Korinth und in den niedern Stand, aus welchem du entsprossen bist, zurück, feiger Nachahmer des weibischen Aruns vielmehr, als edler Nacheiferer des großen Tarquins."

Dergleichen Reden mußte Tarquin täglich von der Tullia anhören, und er konnte endlich den Aufhetzungen der Furie, die ihn unaufhörlich belagerte, nicht länger widerstehen. Er erneuerte seine listigen Ränke unter den Senatoren. Die Alten suchte er durch die Erinnerung an die Verbindlichkeiten, die sie seiner Familie hätten, zu gewinnen; die Jungen durch Geschenke fürs Gegenwärtige und durch ungleich grössere Versprechungen für die Zukunft.

Unglücklicher Weise hatte Servius gerade zu der Zeit, um die Volksgunst zu fesseln, einen so eben eroberten Strich Landes unter die Bürger vertheilt. Diese, dem Wunsche des Senats zuwider gemachte Theilung, hatte die meisten Mitglieder desselben ungehalten auf ihn gemacht. Viele waren daher geneigt, den Tarquin zu unterstützen, um den alten Regenten zu verdrängen. Im Vertrauen auf diesen Beistand, schritt der Kronräuber zu einer List, die das Volk durch ihre Neuheit in Bestürzung setzte, und durch die Kühnheit, mit der sie ausgeführt wurde, einen glücklichen Erfolg hatte. Als nemlich die Verschwörung reif war, umgab er sich einst mit allen Insignien der Königswürde, ließ durch einige seiner Hausbedienten die Fasces vor sich hertragen, und gieng so über den römischen Markt in den Tempel, in welchem der Rath sich zu versammeln pflegte. Das ganze Volk gerieth in Furcht und Schrecken. Der Verwegene setzte sich indeß auf den vor dem Versammlungsorte des Senats befindlichen Thron, und befahl dem Herold, den Senat in seinem Namen zusammen zu berufen. Diejenigen Senatoren,

die

die von seiner Parthey waren, fand er schon an ihren Plätzen, denn er hatte ihnen heimlich sagen lassen, sie möchten sich frühe einfinden; und weil die übrigen in des Königs Tarquins Namen eingeladen wurden, so beschleunigten sie ihre Ankunft mit möglichster Eile, in der Meinung, Servius sey gestorben, weil Tarquin den Titel und die Insignien des Königs angenommen hatte. Als sie alle versammelt waren, hielt der Usurpator eine lange Rede, in welcher er den Ruf seines Schwiegervaters zu vernichten trachtete, und alle Schmähungen gegen ihn wiederholte, die — er so oft geäußert hatte; er nannte ihn einen Sklaven, Kronräuber, einen verächtlichen Buhler um die Gunst des Pöbels, einen Feind des Senats und aller edeln Männer.

Während Tarquin durch seine verwegene Reden das Feuer des Aufruhrs allenthalben anzuflammen suchte, eilte der ehrwürdige Servius, dem der Vorfall berichtet worden war, herbei. „Verwegener, rief er, wie! ich lebe noch, und du wagst es, dich auf meinen Thron zu setzen?“ — „Nicht anders, erwiederte Tarquin, ich nehme das Erbe meiner Vorältern in Besitz; und der Enkel eines Königs hat doch wohl mehr Recht zur höchsten Würde, als der Sohn eines Sklaven.“

Die Senatoren theilten sich unterdeß. Das Volk hörte nicht sobald von diesen abscheulichen Auftritten, als es in den Senat drang, und der Thron war nun im Begriff, der Gewalt zum Raube zu werden. Tarquin, welchen die Gefahr seines Lebens zu der Nothwendigkeit, alles zu wagen, hinrieß, ergrief den ehrwürdigen Greis, trug ihn mit Gewalt aus dem Saal, und stürzte ihn von der Treppe auf den Marktplatz herab. Darauf kehrte er in den Senat zurück, um ihn durch seine Gegenwart im Zaum

zu halten. Die königliche Leibwache hatte indeß, vor Schrecken über alle diese Bewegungen, die Flucht ergriffen. Der unglückliche Servius kehrte, durch seinen Fall ganz zerschlagen, mit den wenigen Freunden, welche das Schrecken noch nicht von ihm verscheucht hatte, taumelnd nach seinem Pallast zurück; und kaum erblickt er den Vorhof dieses Gebäudes, worinn er gebohren war, und wohin er nicht wieder zurück kehren sollte, als Tarquins Trabanten ihn einholten und ermordeten. Die Leiche ließen sie in ihrem Blute liegen.

Inzwischen hatte Tullia die Bottschaft vom Erfolg der Revolution nicht erwarten können Sie fuhr mitten durch den Tumult zum Rathhause, und begrüßte ihren Gemahl als König. Ihm selbst war ihr Frohlocken gräßlich; er hieß sie zurückgehen. Indem sie nach dem Pallaste heimkehrte, erblickte der Sklave, der ihren Wagen führte, mit einem male den blutigen Leichnam des Servius, der noch auf der Straße lag; voll Entsetzen hielt er still und zeigte ihn seiner Gebieterinn. Aber die Furie, welche schon lange die Natur abgeschworen hatte, befahl ihm, über den Leichnam wegzufahren. Blut besprützte den Wagen und ihr Gewand.

Servius soll über vier und vierzig Jahre regiert haben. Er war vom Volke angebetet: denn er vereinigte alle Tugenden. Wie er weise und freundlich regierte, war er in seiner Jugend, der bravste Soldat gewesen. Als Jüngling hatte er in einer fast schon verlornen Schlacht, eine Fahne unter die Feinde geworfen, und die Römer dadurch zu einem letzten, den Sieg entscheidenden Angriff heran geführt. Er fürchtete keine Gefahr in der Mitte des Volks, weil er wußte, von ihm habe er keine zu besorgen, und so überraschte ihn das Verbrechen, und das Volk rächte

ihn nicht. Es opferte ihm nur Thränen; doch als der Leichenzug durch die Stadt geführt ward, als das Ebenbild des Königs, im Pomp seiner Insignien, hinter der Bahre herzog, da entzündeten sich alle tugendhafte und wilde Leidenschaften bei dem erneuerten Anblick seiner Züge. Aufstand und Rache wären unaufhaltsam ausgebrochen: aber so leichtsinnig ist das Volk, daß man es besänftigte, indem dieses geliebte Antlitz verhüllt ward. Doch, sehr lange lebte sein Andenken fort; und wie das Volk seinen Geburtstag an allen Nonen (dem fünften oder siebenten Tag jedes Monats) feierte, denn es war ungewiß geworden, an welchem Nonentage er gebohren sey; wie diese Verehrung nach Verfluß vieler Jahre immer inniger ward; da fand der Senat es nothwendig festzusetzen, daß die Markttage nie an den Nonen gehalten werden sollten, damit nicht das versammelte Landvolk, erhitzt durch gegenwärtigen Druck und das Andenken besserer Zeiten, einen Aufstand wage, um die alte Verfassung herzustellen.

4.

Gemählde der tyrannischen Regierung Tarquins des Stolzen.

Alle redlichen Bürger Roms betrachteten den Tarquin, der sich durch eine so unmenschliche That auf den Thron geschwungen hatte, als ein Ungeheuer. Jedermann verabscheute seine Herrschsucht nicht minder als seine Grausamkeit. Ein Vatermörder und Tyrann, hatte er zu gleicher Zeit seinem Schwiegervater das Leben, und seinem Vaterlande die Freiheit geraubt; und so wie er sich nun durch dieses doppelte Verbrechen den Weg zum Thron gebahnt hatte,

so behauptete er sich darauf auch nur durch neue Gewaltthaten. Anfangs betrug er sich bei seinem Kronenraub mit vieler Geschicklichkeit, und versicherte sich der Armee, die er als die Hauptstütze seiner Macht ansah. Er war stolz und grausam in Rom, und gegen die Großen, die sich seinen Absichten entgegen setzen konnten, aber sanft, gefällig und selbst zutraulich gegen das Kriegsheer und die Soldaten, und belohnte sie königlich. Mehr als einmal gab er die feindlichen Städte der Plünderung Preiß. Es hatte das Ansehen, als ob er nur, um sie zu bereichern, Krieg führe, entweder weil er ihre vereinigte Macht fürchtete, oder weil er sie ganz für sich und sein Interesse gewinnen wollte. Die Stadt selbst verschönerte er mit mehreren öffentlichen Gebäuden.

Alle diese verschiedenen Unternehmungen leitete Tarquin persönlich, aber immer von einem Theile seiner Leibwache begleitet, die ihm zugleich zu Trabanten und Kundschaftern diente. Diese Sklaven des Tyrannen waren in den verschiedenen Bezirken der Stadt vertheilt, und lauerten sorgfältig, ob sich nicht irgendwo eine geheime Verschwörung wider ihn anspänne. Der geringste Verdacht zog die Todesstrafe, oder wenigstens die Verbannung nach sich. Mehrere der ersten Senatoren Roms, welche auf geheime Befehle aus dem Wege geräumt wurden, waren keines andern Verbrechens schuldig, als daß sie das Unglück ihres Vaterlandes beklagt hatten. Er entzog nicht nur dem Reichsrathe alle Theilnahme an den Regierungsgeschäften, die er einem geheimen Kabinet in seinem Hause übertrug; er schwächte auch die Zahl der Senatoren von Zeit zu Zeit durch fiskalische Klagen auf Hochverrath, bei welchen der Machthaber in der Regel immer Recht hat. Aber nicht nur gegen die vornehmen Römer, sondern auch

gegen

gegen die geringern wüthete Tarquin, wenn sein Interesse oder seine Habsucht es verlangte. Da er eine Menge von Angebern und Trabanten zu besolden hatte, so ward es nach und nach ein Verbrechen in seinen Augen reich zu seyn. Er ließ die reichsten Bürger, die des so unbestimmten Verbrechens der beleidigten Majestät verdächtig waren, bei sich anklagen, und zog dann ihre Güter ein. Von Glück hatten die Angeklagten zu sagen, wenn Armuth und Verbannung das Ziel ihrer Verfolgung waren! denn nach der willkührlichen Tyranney ihres Richters durfte das Wort Verbannung nicht öfter über seine unbarmherzigen Lippen kommen, als das Wort Hinrichtung. So erfuhr auch das Volk, welches anfangs über die Demüthigung des Senats gefrohlockt hatte, die Geißel der Tyranney. Alle zu Gunsten desselben gegebenen Gesetze wurden vernichtet. Frohndienste mußten geleistet werden, die den freien Römer empörten, und Steuren mußten bezahlt werden, die nach und nach fast unerschwinglich waren. Alle Versammlungen des Volks, selbst die zur Ergötzung und zum Vergnügen, wurden in der Stadt und auf dem Lande verbotten.

So unterdrückte ein despotisches und grausames Regierungssistem, aufgeführt auf den Schutt der Gesetze und der Freiheit, alle Stände in gleichem Maaße. Das allgemeine Schrecken, welches der Tyrann um sich her verbreitete, bewog eine Menge Bürger, Rom zu verlassen, und sich in den öden Klüften des Appennins zu verbergen. Aber was ist der barbarischen Wachsamkeit eines Tyrannen unzugänglich? Verschiedene dieser Unglücklichen holte man aus ihren tiefen Schlupfwinkeln hervor, um sie in Kerker einzuschließen, welche dem argwöhnischen Tyrannen näher zur Hand wären; andere wurden

grausamer

grausamer Weise ermordet, ohne daß man nachher ihre Leichname wieder finden konnte, um sie mit Ehren zur Erde zu bestatten.

Vier und zwanzig Jahre behauptete sich Tarquin durch seine Lohnsoldaten, durch Verbindungen mit den angesehensten Männern in den lateinischen Städten, durch glückliche Kriege mit den Nachbarn, und durch das System des Schreckens. Da seine Faust auf gleiche Art Reiche und Arme drückte, so war auch aller Sinn gegen ihn. Bei einer solchen Stimmung der Gemüther bedarf es nur einer einzelnen auffallenden Gewaltthätigkeit, und eines Enthusiasten, um einen allgemeinen Aufstand hervorzubringen. Kalte Ueberlegung kann Plan zu großen Revolutionen entwerfen; aber zur Ausführung derselben gehört ein erhitzter Kopf, ein Schwärmer. Beides, Veranlassung und erhitzter Kopf, fanden sich.

5.

Entehrung und Tod der Lucretia.

Tarquin hatte den Rutulern den Krieg erklärt, unter dem nichtigen Vorwande, daß sie einige von ihm verdammte Missethäter aufgenommen hätten. Er belagerte mit einem Theile des Heeres ihre Hauptstadt Ardea, einige Meilen unterhalb Rom. Schon waren die Städte jener Gegenden mit starken Mauren befestiget, und noch waren die Maschinen nicht erfunden, durch die ein stets wachsender Wettstreit zwischen der Kunst des Angriffs und der Vertheidigung fester Städte begann. Hunger, verwegene Bestürmung oder Untergrabung der Mauren waren die einzigen Mittel der Eroberung, wenn die Belagerten gegen Verrath sicher waren.

Da

Da Tarquin die Stadt nicht im Sturm einzunehmen vermochte, so ließ er es, nach fruchtlosen Versuchen, dabei bewenden, die Zufuhr abzuschneiden, und die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln. Während dieses Feldzuges, wo den Römern weniger Tapferkeit, als Geduld vonnöthen war, herrschte große Freiheit im Lager, besonders brachten die Söhne des Tyrannen ihre Zeit fast blos mit Lustparthien hin. Eines Tages, da sie, nebst dem Collatinus einem Neffen des ältern Tarquinius, in dem Zelt des Sextus zu Tische sassen und zechten, fiel das Gespräch auf die Weiber; jeder Gast sprach von der seinigen mit den Lobeserhebungen, die ihm mehr Eitelkeit als Liebe eingab, und als der Streit warm zu werden anfieng, that Collatin den Vorschlag, daß er ihnen die seinige zeigen wollte, fest überzeugt, sagte er, daß der bloße Anblick dieses Meisterstücks der Natur sie von ihrem Vorzuge vor allen andern überzeugen würde. Es war erst in der Abenddämmerung. Die ganze von Wein erhitzte Gesellschaft beschloß, ihre Weiber zu überraschen, und der Preiß sollte derjenigen zuerkannt werden, die bei der würdigsten Beschäftigung angetroffen würde. Man warf sich zu Pferde, und jagte unverzüglich nach Rom.

Eine Freiheit des Umgangs, wie sie die Frauen des Abendlandes genießen, war den Römerinnen durch Unterthänigkeit gegen Vater und Mann, durch stille strenge Zucht, durch Hausfleiß und unverbrüchliche Gesetze der strengsten Nüchternheit erworben, wie ihren Männern die Bürgerfreiheit durch gleich unbedingten Gehorsam unter eisernen Gesetzen. So lange aber Rom sich selbst treu war, so lange war Tugend der höchste Ruhm des Weibes, und um diese stritten hier die Männer für ihre Frauen.

Der

Der Weg war von den Prinzen und ihren Gefährten bald zurückgelegt, und sie kamen noch vor Mitternacht in Rom an. Hier schwelgten die Frauen der Tarquinier in einer späten Nachtstunde bei einem Gastmahle, unter Blumen und Wein. Von dort eilten die Männer nach dem Städchen Collatia, und hier fanden sie Collatins Gattin Lucretia noch wach, unter ihren Mägden mit Flachsspinnen beschäftiget. Der Anblick ihrer kunstlosen Reitze, der Kontrast ihrer von Freude und Sehnsucht funkelnden Augen bei der Annäherung ihres Gemahls, mit der Zurückhaltung, die der Anblick so vieler Fremden ihr einflößte, das alles machte starken Eindruck auf Tarquins Söhne. Sextus besonders, der am wenigsten Herr über sich selbst war, ward von der heftigsten Leidenschaft für Lucretien entflammt; und da er nicht Musse hatte, ihre Schamhaftigkeit nach und nach durch eine lange Fortsetzung von Gefälligkeiten und Diensten zu belagern, so beschloß er, sie gleich zu bestürmen, und sich mit Gewalt in ihren Besitz zu setzen.

Indeß waren die Prinzen ins Lager zurück gekehrt, und unter neuen Bacchanalien schienen sie der Ausflucht nach Collatia vergessen zu haben. Aber Sextus hatte keine Ruhe. Getrieben von seinen Lüsten und voll des sträflichsten Planes, verlies er nach wenigen Tagen das Lager, und erschien, ohne daß Collatin darum wußte, blos von einem einzigen seiner Leute begleitet, im Haus der Lucretia. Da niemand sein schändliches Vorhaben argwöhnte, so empfieng man ihn mit aller Ehrerbietung, die dem Sohn eines Königes gebührte. Lucretia setzte sich mit ihm zum Abendessen, und befahl dem Gesinde, ihm ein Schlafzimmer in ihrem Hause zu bereiten. In der Oede der Nacht, da alles im Hause still

war

war, und im Schlafe zu liegen schien, schlich Sextus sich, glühend von seiner Leidenschaft, bis an Lukretiens Bette, drückte mit der einen Hand den klopfenden Busen der noch halb schlafenden Schönen, und hielt ihr mit der andern einen bloßen Degen vor: „Ich bin Sextus, sagte er mit barbarischer, wiewohl durch die Trunkenheit der Begierde halb erstickten Stimme; giebst du nur einen Laut von dir, so ist dieß der letzte Augenblick deines Lebens.“

Lucretia erwacht, wie aus einem schweren beängstigenden Traum, und beim Anblick des blitzenden Stahls sucht sie vergebens in allem, was sie umgab, Rettung vor dem ihr drohenden Tode. Sextus, der sich einbildete, das Schrecken habe sie schon halb besiegt, warf sich ihr jetzt zu Füßen, bemühte sich, ihren Sinnen die Flamme, die ihn verzehrte, mittzutheilen, und wandte alle Künste der Liebe an, über ihre Schamhaftigkeit zu triumphieren. Lucretia war unterdeß wieder ihrer selbst ganz mächtig geworden, und auf einen Augenblick hielt sie die Verwegenheit, blos mit der Beredsamkeit der Tugend, im Zaum. Dieser Triumph konnte aber nicht lange dauren: die schöne Unordnung ihrer Haarlocken, ihre Reitze, welche die Gegenwehr selbst noch mehr ins Licht setzte, ihre Thränen, die nur darum aus ihren Augen herabzutröpfeln schienen, um sie noch einnehmender zu machen: das alles zerstörte den ganzen Eindruck dessen, was sie sagen konnte. Sextus sog immer nur neue Nahrung für seine Flamme daraus ein, und als endlich seine Leidenschaft auf den höchsten Grad gestiegen war, und er zugleich fand, daß die Standhaftigkeit der keuschen Frau selbst der Furcht des Todes nicht erlag, so wagte er es, sie durch die Furcht der Schande anzugreifen. „Ich werde einen ermordeten Skla-

ven

ven zu dir in's Bette legen, sprach er; werde versichern, daß ich euch zusammen überfallen habe, und dann wird man deinen Tod für die verdiente Strafe des schändlichsten Ehebruchs halten." Diese neue Art von Drohungen erschütterte Lucretiens reine Seele: sie fürchtete sich nicht, zu sterben, aber sie war nicht stark genug, ihren Namen mit Schande gebrandmarkt auf die Nachwelt kommen zu lassen. Zitternd und bebend gab sie also nach: der Bösewicht genoß, und wähnte sich glücklich.

Wie der Verderber Collatia verlassen hatte, sandte Lucretia, vor Gram und Schmerz außer sich, einen Boten an ihren Mann in's Lager von Ardea, und einen andern an ihren alten Vater nach Rom, und ließ sie bei allem, was ihnen heilig und theuer sey, beschwören, augenblicklich mit einigen vertrauten Freunden zu ihr zu kommen. Beide eilten hin, und brachten ihre Verwandten, den Valerius und Brutus mit. Sie fanden die trostlose Frau mit Trauerkleidern angethan, in stummer Betäubung sitzend. Der Anblick der lange Ersehnten gab ihr Thränen und Worte. „Sieh da, sagte sie zu ihrem Gatten, mit einer von Schluchzen oft erstickten Stimme, sieh da unser eheliges Bette; es war eine Zeit, wo es rein war, wie mein Herz; nun ist es das nicht mehr; ein Unmensch hat es befleckt. Nur mein Leib übrigens ist strafbar, mein Herz ist unschuldig, und mein Tod wird seine Unschuld besiegeln. Aber schwöre mir, daß der schändliche Sextus seines ehebrecherischen Triumphs nicht genießen soll; denn er war es, der mit dem Dolch in der Hand mir Gewalt anthat. Eine für mich verderbliche Freude trug er aus diesem Hause davon, die aber bald noch verderblicher für ihn werden wird, wenn nur nicht aller Muth in der Brust meines Vaters und meines Gemahls erloschen ist. Alle-

Alle Zeugen dieser ergreifenden Scene schwuren Lucretien Rache. Darauf bemühte sich Collatin sie zu beruhigen, bald ließ er sein Gefühl, bald die Vernunft reden, um sie zu überzeugen, daß ohne Einwilligung kein Verbrechen statt finden könne. „Nein, sagte sie, nie wird nach dem Verlust meiner Ehre etwas fähig seyn, mich an das Leben zu fesseln. Was der Bösewicht verdient habe, das zu bestimmen, sey eure Sache! ich, frei von Schuld, leide die Strafe des Ehebruchs, damit nicht ein unzüchtiges Weib sich auf mein Beispiel berufe, und der Strafe des Verbrechens entgehe.“ Mit diesen Worten zog sie einen unter ihren Kleidern versteckten Dolch hervor, stieß ihn sich in die Brust, und sank sterbend in die Arme ihres Vaters und ihres Gemahls. Ohne Seufzer gab sie den Geist auf.

Von Entsetzen ergriffen konnten die Anwesenden kein Wort vorbringen. Doch während sie sich ihrem Schmerz überließen, warf Lucius Junius, ein Zeuge dieses gräßlichen Auftritts, zu Aller Erstaunen die Larve ab, die ihn bisher unkenntlich gemacht hatte, und zeigte sich in seiner wahren Gestalt.

Dieser Lucius Junius war der Sohn des Marcus Junius, eines angesehenen Römers, und der Tarquinia, einer Tochter des Königs Tarquin des Alten. Er wurde sehr sorgfältig erzogen, und entsprach ganz den Hofnungen, die er schon frühe erregte; ein durchdringender Verstand und strenge Tugendliebe zeichneten ihn aus. Als aber Tarquin der Stolze seinen Vater und seinen Bruder ermorden ließ, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen, spielte er, um gleicher Gefahr zu entrinnen, die Rolle des Blödsinnigen, und erhielt daher den Zunamen Brutus (Dummkopf), der in der Folge durch ihn so berühmt geworden ist. Die List gelang ihm; denn der

König betrachtete ihn als einen Menschen, von dem er nicht die geringste Gefahr zu besorgen hätte, und gab ihn seinen Söhnen zum Gesellschafter, damit sie sich an seiner Dummheit zuweilen belustigen könnten. Als Tarquin einst wegen eines ihm furchtbar scheinenden Wunderzeichens seine Söhne nach Delphi schickte, um das Orakel des Apollo deswegen zu befragen, nahmen diese ihn als ihren Begleiter mit sich. Seine erkünstelte Albernheit diente ihnen zum Zeitvertreib, und sie lachten, da sie ihn an Apollo's Altar seinen Stab opfern sahen, ein Geschenk, das jedoch die ihrigen weit übertraf, indem der Stab ausgehölt und mit Gold angefüllt war. Nachdem die jungen Männer ihres Vaters Befehl ausgerichtet hatten, fragten sie noch das Orakel aus Neugierde, wer von ihnen in der Folge über Rom herrschen würde? „Derjenige, war die Antwort, welcher zuerst seine Mutter küssen wird." Brutus errieth den Sinn dieser Worte. Ein zufälliges Straucheln vorschützend, warf er sich, sobald sie Italiens Boden wieder betreten hatten, zur Erde, und küßte sie, die er als die allgemeine Mutter aller Lebendigen betrachtete. Von der Zeit an faßte er die Hoffnung, der Befreier seines Vaterlandes zu werden.

Kein günstigerer Zeitpunkt konnte sich finden, sein großes Vorhaben auszuführen, als der gegenwärtige. Begeistert von dem menschlichsten Gefühle der Freiheit hob er den Dolch auf, mit dem Lucretia ihr Leben geendigt hatte, zeigte ihn der Versammlung und sprach mit aufgehobenen Augen, mit allerschütternder Feierlichkeit: „Ich schwöre bey diesem Blute, das ehemals so rein war, und nur durch die abscheuliche Niederträchtigkeit Tarquins befleckt werden konnte, daß ich Tarquin den Stolzen, sein gottloses Weib, und ihre Kinder, mit Feuer und

Schwerdt

Schwerdt verfolgen, und nicht zugeben will, daß jemals einer aus ihrem Hause, oder ein Anderer zu Rom herrsche. Seyd Zeugen meines Schwurs, ihr Götter!"

Des Brutus Begeisterung war ansteckend für alle Anwesenden. Er ließ den Dolch von Hand zu Hand gehen, und alle schwuren den nemlichen Eid.

6.

Des Brutus Rede an die Römer. Abschaffung des Königthums.

Da Revolutionen bey noch neuen Völkern sich nur durch Dinge, welche die Sinne erschüttern, bewirken lassen, so ließ Brutus ein schwarz behangenes Leichenbette, auf welchem, ohne Bedeckung, Lucretiens blutiger Körper lag, auf den Markt von Collatia tragen. Dieses Schauspiel zog eine Menge Volkes herbei, die sich um den entseelten Leichnam drängten, als hätten sie die Ursache ihres Todes in ihrer Wunde lesen wollen. Brutus nahm das Wort, erzählte mit vielem Feuer die schändliche That des Sextus, und machte, als er alle Gesichter von Unwillen glühen sah, den Vorschlag, in Ermanglung der Hülfe der Gesetze, sogleich dem Schuldigen und seinen Beschützern mit bewafneter Hand entgegen zu gehen.

Höchstwahrscheinlich sah das Volk in der so plötzlich erfolgten Verstandesgenesung des Brutus anfänglich ein Wunder und einen sichtbaren Beweis, daß der Himmel an der Rache für die geschwächte Lucretia Theil nehme. Mitleid mit dem Loose dieser Unglücklichen und Tyrannenhaß brachten dasselbe zu dem Entschluß, die Waffen zu ergreifen. Die Jugend, des Enthusiasmus am empfänglichsten, eilte sogleich

zu den Mordgewehren, und ihr Beispiel riess die übrigen Bürger mit sich fort. Brutus liess Wachen vor dem Thor von Collatia zurück, damit die Nachricht von der Revolution nicht zum Tarquin gelangen möchte, und eilte dann gleich, an der Spitze der Krieger, die gemeine Sache mit ihm gemacht hatten, nach Rom. Hier erregte der Anblick so vieler bewaffneter Leute anfangs einen grossen Auflauf; als man aber die vornehmsten Bürger an ihrer Spitze sah, so beruhigte man sich bald über die Verwegenheit des Unternehmens, und über seine Beweggründe. Die Nachricht von dem tragischen Tode der Lucretia durchlief die ganze Stadt, und das Volk entbrannte von demselben Unwillen, von welchem es in Collatia entbrannt war; es verfluchte die Tyranney, und wünschte laut einen Retter, der es von dem Sklavenjoch befreien möchte.

Dieser Retter war jetzt vor den Augen der Römer, und keiner bemerkte ihn, weil die kriechende Rolle, die Brutus an Tarquins Hofe zu spielen genöthigt gewesen war, ihn allgemein verächtlich gemacht hatte. Doch bald kam das Volk von seinem Irrthum zurück. Brutus berief, als Befehlshaber der Leibwache, in Abwesenheit des Königs das Volk zusammen, und hielt eine feurige Rede an dasselbe gegen die Despoten, die, nach ihrem Gutdünken, mit der Keuschheit der Weiber, und mit dem Leben der Männer ihr Spiel trieben.

„Römer, sprach der grosse Mann, ohne Zweifel erstaunt ihr, diesen Brutus, den ihr bisher nur unter einem verächtlichen Charakter kanntet, die Tribune besteigen zu sehen, um die Feinde des Vaterlandes bei euch anzuklagen. Aber mein Blödsinn, das Werk der Staatsklugheit, hatte nur die Absicht Tyrannen zu täuschen. Tarquin liess, bei

seiner

seiner Thronbesteigung, meinen Vater ermorden, um sich seiner Güter zu bemächtigen; nachher verurtheilte er meinen Bruder zum Tode, um seiner Rache zu entgehen; und früh oder spät hätte das nemliche Schicksal auch mich betroffen, wär ich nicht, durch Verstellung meiner Vernunft, seiner wüthenden Eifersucht ausgewichen. Aber es ist Zeit, nach einem fünf und zwanzigjährigen Kampfe, die Maske wegzuwerfen, die für meinen Muth so drückend war; und nachdem ich, eine ganze raub- und mordsüchtige Regierung hindurch, das Spielwerk eines Despoten gewesen bin, tret ich jetzt wie neugebohren auf, ihn zu strafen und euch zu rächen.

„Tarquin, ihr wißt es, zeichnete sich früh durch seinen unruhigen Kopf und seine Verbrechen aus, bestieg den Thron ohne eure Genehmigung, und behaupteie sich auf demselben durch seine Gewaltthaten. Noch als bloßer Bürger vergiftete er seinen Bruder Aruns, und ermordete seine tugendhafte Gattinn, die ihn zum Vater verschiedener Kinder gemacht hatte. Er war so gleichgültig gegen die Achtung der Menschen, und glaubte so wenig nöthig zu haben, seine Ruchlosigkeit mit dem Mantel der Heucheley zu bedecken, daß er, als die Leichname seiner Schlachtopfer noch auf den Scheiterhaufen brannten, ungeduldig, der Frucht seiner Mordthaten zu genießen, jene Tullia, die Mitschuldige und das Werkzeug aller seiner Gewaltthaten, feierlich in sein Ehebett führte. Straflosigkeit lädt zu allen Verbrechen ein. Da Tarquin also sah: daß der Himmel und die Nationen ruhig blieben, vergrief er sich auch an dem Leben seines Königs, und beraubte sogar seinen blutigen Leichnam der Ehre des Scheiterhaufens. Eben so wenig schonte er der Tarquinia; der Gemahlin des Königs, die ihn

mit

mit mütterlicher Zärtlichkeit erzogen hatte: er ließ die Unglückliche erdrosseln, ehe sie noch das Grab ihres Gemahls mit ihren Thränen benetzen konnte. Nachdem nun Tarquin, durch so viele Mordthaten König geworden war, achtete er auch die Grundgesetze dieser Monarchie? Rief er die Schutzgottheit des Senats zu Hülfe? Nahm er mit den Magistratspersonen des Zwischenreichs Abrede? Empfieng er die Krone aus den Händen des Volks? Nein, sein einziges Recht war das Schwerdt; und weil die unserigen in der Scheide blieben, hielt er sich für einen rechtmäßigen König. Eine unter so widrigen Auspicien angetretene Regierung ließ nichts als Unglück erwarten; und wie sehr ist leider unsere schröckliche Erwartung in Erfüllung gegangen! Seht, zu welcher Erniedrigung, zu welcher Verachtung ist der Stand der Patricier hinabgesunken! Alles, was Rom Ehre machte, schmachtet in der Verbannung, oder ist unter dem Beil der Tyranney gefallen; und wir, wir verdanken unser Leben nur der Verachtung, die wir einflößen, und unserer Armuth.

„Ich rufe euch zu Zeugen auf, Römer, die ihr mich hört; was ist aus ihnen geworden, aus jenen Gesetzen, worauf ihr so stolz waret? Habt ihr noch das Recht, eure Komitien zu halten? Werdet ihr noch wegen der großen Angelegenheiten des Staats zu Rathe gezogen? Nicht ein König regiert euch, sondern ein unbarmherziger Herr, der seine Sklaven die Ruthe des Despotismus schwer fühlen läßt. Er führt öffentliche Gebäude auf; aber nur um seine Nation durch einen Ruhm zu erdrücken, der ihn nicht überleben kann. Nur um zu verhindern, daß sie ihre Augen auf den Thron werfe, hat er Krieger in verächtliche, zu den Steingruben verdammte, Tagelöhner verwandelt, und die Eroberer

oberer Italiens zu Kloakfegern erniedrigt. Ließe nun wenigstens Tarquins Tod uns glückliche Tage hoffen, so könnten wir, ruhig wegen des Schicksals unserer Nachkommenschaft, im Stillen seufzen; aber der letzte Athemzug des Tyrannen ist nicht auch der letzte der Tyranney; Tarquin hat Söhne, die ihm schon ganz gleich sind. Die Unthat des Sextus, die uns jetzt zusammen geführt hat, verkündiget euch, welcher Dinge diese ganze Brut von Usurpatoren fähig ist. Lucretia, die Gattinn des Stadthalters von Collatia, hatte ihn freundschaftlich in ihr Haus aufgenommen, und zum Dank dafür hat der Bösewicht sie geschändet. Die Unglückliche konnte ihre Schande nicht überleben, und hat sich durch einen Dolchstich gestraft. Und welch eine Lehre giebt sie durch diesen Selbstmord nicht allen ihren Mitbürgern! Wie, diese Heldinn erfuhr nur eine Nacht die Tyranney, welche sie entehren wollte, und doch gab sie sich den Tod: und wir, die wir seit fünf und zwanzig Jahren schon aller ihrer Wuth ausgesetzt sind, wir haben nicht den Muth, ehrenvoll zu sterben, um unser Vaterland zu befreien! Nein, Römer, nimmer werde es gesagt, daß Lukretiens Rächer vergebens zu euch gesprochen hat! nimmer mache die Nachwelt den edeln Männern, welche die Ketten der Volscer und Sabiner zerbrochen, den Vorwurf, daß sie nichts versucht haben, für sich selbst unabhängig zu leben!"

Diese Rede, mit allem Feuer der Begeisterung vorgetragen, entflammte alle Zuhörer mit einer glorreichen Hofnung naher Rache. Jeder Bürger fühlte, daß Brutus ihm seine eigene Seele einhauchte, und war entschlossen, sein Leben zu lassen, wenn er nur der Tyranney damit ein Ende machen könnte. In dieser allgemeinen Gährung sammelte man die Stimmen,

und nun wurde Tarquin feierlich für des Throns verlustig erklärt, und nebst seiner Gemahlinn und seinen Söhnen zur Landesverweisung verurtheilt. Und weil der Tyrann von der obersten Gewalt einen so gräulichen Mißbrauch gemacht hatte, so wurde beschlossen, die Königswürde selbst ganz abzuschaffen. Diejenigen, welche zur Herstellung der Monarchie beitragen würden, weihete man den unterirdischen Göttern, und verurtheilte sie zu der quaalvollsten Hinrichtung. Die Königinn Tullia floh unverletzt aus der Stadt: die Rache über sie befahl das Volk in lauten Verwünschungen den Geistern der Ermordeten.

7.

Anstalten zur Sicherung der Freiheit. Entdeckung einer Verschwörung. Brutus läßt seine Söhne hinrichten.

Das Gerücht von einer in Rom ausgebrochenen Revolution drang plötzlich in das Lager von Ardea, in welchem sich der König befand. Einige feile Diener der Tyranney, welche ohne dieselbe nicht leben konnten, hatten Rom, noch ehe Brutus die Thore verschließen ließ, verlassen, und sich beeifert, den König von der ihm drohenden Gefahr zu benachrichtigen.

Tarquin achtete diese Bewegungen nicht für sonderlich bedeutend, da er vernahm, daß ein Mensch sie erregt hätte, der ihm nur von Seiten seines Blödsinns bekannt war. Er meinte daher, seine bloße Erscheinung in Rom werde hinreichen, die Ruhe wieder herzustellen. Daher machte er sich blos in Begleitung seiner Söhne, und einer kleinen

Zahl

Zahl seiner Getreuen dahin auf den Weg. Aber wie groß war seine Bestürzung, als er die Thore geschlossen, und das Volk auf den Mauern in Waffen fand! Mit aller möglichen Eilfertigkeit kehrte er nach dem Lager zurück, um sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen; allein hier war ebenfalls eine große Veränderung vorgegangen. Brutus war auf einem andern Wege dahin geeilt, und zu eben der Zeit, da Tarquin sich Rom näherte, erschien Brutus im Lager vor Ardea. Einmüthig beschloß das Belagerungsheer, mit ihren Freunden daheim gemeinschaftliche Sache zu machen, und als Tarquin zurück kam, weigerte man sich ihn aufzunehmen. So ward dieser Tyrann nach einer fünf und zwanzig jährigen Regierung genöthiget, sein Königreich zu räumen, und flüchtete sich mit seiner Familie nach Cerä, einer Stadt in Etrurien. Mittlerweile schloß das römische Heer mit dem Feinde einen Waffenstillstand, und Brutus ward als der Befreier des Vaterlandes ausgerufen. Ein solches Ende nahm die königliche Gewalt in Rom, nachdem sie zwei hundert und fünf und vierzig Jahre gedauert, und stufenweise, wiewohl langsam, emporgestiegen war. Die Vertreibung der Könige ward alljährlich zu Rom durch ein Fest am vier und zwanzigsten Februar gefeiert.

Die Revolution war kaum zu Ende, so schritt man zur Abfassung einer neuen Konstitution. Brutus, als der erste nach dem Könige, war auch nach der Form im Besitz der Macht, auf die sein Verdienst ihm den ersten Anspruch gab. Unter seiner Leitung ward mit allgemeiner Zustimmung, die monarchische Konstitution in eine republikanische verwandelt. Der Senat und der Adel machten sich die Ruinen des Königthums zu nutze, und eigneten sich dessen Rechte zu. Statt eines Königs auf Lebens-

zeit wählte man zur Ausübung der vollziehenden Gewalt auf ein Jahr zwey Staatsverwalter aus dem Senat, und gab ihnen den bescheidenen Titel Konsuln, um ihnen dadurch ans Herz zu legen, daß sie nicht sowohl die Beherrscher der Republik als ihre Rathgeber wären, und daher nur ihre Wohlfahrt und ihren Ruhm vor Augen haben müßten. Brutus, der Stifter der neuen Freiheit, wurde auch zum ersten Consul erwählt; zum Amtsgehülfen gab man ihm den Collatin, den Gemahl der Lucretia, in der Voraussetzung, daß es ihm näher als jedem andern liegen müsse, die erlittene Unbild zu rächen.

Die römische Revolution war, als Heilung des Staats von einem bestimmt erkannten unleidlichen Uebel, mit großer Mäßigung und nur bis an die Gränzen der Nothwendigkeit ausgeführt worden. Das Eigenthum des Königs war noch unangetastet: aus Etrurien forderte dieser durch eine Gesandtschaft Auslieferung der beweglichen Habe, und die Befugniß, seine liegenden Gründe zu verkaufen, ohne dabey weitere Ansprüche auf Rückkehr und Herstellung zu äußern. Es schien dem Senat gerecht und klug, die Foderung zu bewilligen, wenn auch der König an dem Gelde Mittel gewann, die Republik zu bekriegen.

Die Zeit, welche vergieng, um Anstalten zu treffen den Vertrag auszuführen, benutzten seine Abgeordneten, den geheimen Zweck ihrer Sendung zu erreichen, eine Verschwörung zu bilden, dem Könige und einem etruriſchen Heere die Thore zu öffnen. Gastrecht und Verwandtschaft gaben in der alten Welt Befugniße, die in dem heftigsten Bürgerzwist heilig und unverdächtig blieben. Unter diesem Vorwand ward es mehrern angesehenen Römern nicht verargt, daß sie die Gesandten häufig und vertraut auf-

aufnahmen. So entspann sich ein Komplott, durch das die neue Republik beynahe in ihrer Geburt wieder erstickt worden wäre. Einige junge Leute von den ersten Familien der Stadt, am Hofe aufgewachsen, welchen Vergnügungen und Zügellosigkeit Bedürfniß waren, ließen sich bereden, zur Wiederherstellung des Königthums mitzuwirken. Die erste Miene der republikanischen Verfassung, in welcher die allezeit unerbittlichen Gesetze allein regieren dürfen, scheueten sie noch mehr als den Tyrannen. Gewohnt an die schmeichelhaften Auszeichnungen am Hofe, konnten sie die demüthigende Gleichheit nicht ertragen, die sie mit der Menge in eines zusammen warf. Diese Parthey verstärkte sich von Tag zu Tage, und das Erstaunlichste dabey war, daß selbst die Söhne des Brutus an der Spitze der Mißvergnügten sich befanden. Allein, ehe die Verschwörung ausbrach, wurden sie alle entdeckt, und ihre verderblichen Plane vereitelt. Die Abreise der Gesandten ward verzögert, bis der ganze Plan gereift seyn würde: man versammelte sich zum letztenmale, um alles zu verabreden, und die Unternehmung schleunig auszuführen. Dieses letzte Gespräch ward von einem Sklaven belauscht, angegeben, die Gesandten und alle Verschworne ergriffen. Jene kamen ungestraft davon; man ehrte in ihnen, ob sie gleich die Verschwörung gegen die Freiheit angestiftet, mithin das Verbrechen des Hochverraths begangen hatten, die Heiligkeit des Völkerrechts, welches fremden Gesandten Unverletzbarkeit ihrer Person sichert. Aber alle Güter des Verbannten wurden eingezogen, und die verschwornen Römer erwarteten ein unerbittliches Gericht.

Dem Konsul kam es zu, über Staatsverbrecher das Todesurtheil auszusprechen, und zwar ohne Appellation an das Volk. Brutus sollte öffentlich

als

als Richter seiner Söhne auftreten! Eine erschütterndere Lage ist wohl schwerlich zu denken, als die eines Vaters, der über Leben und Tod seiner Kinder zu Gericht sitzt, durch die Gerechtigkeit zum Verdammen, durch die Natur zum Verschonen aufgefodert. Die Angeklagten wurden öffentlich vor Gericht geführt und an Pfosten gebunden; vor Gefühl der Schande vermochten sie kein Auge aufzuschlagen. Aber, gleich als hätte das Volk keinen der andern gekannt, waren Aller Blicke nur auf die beiden Söhne des Brutus gerichtet: man konnte nicht genug erstaunen, wie sie die Parthey eines seiner Verbrechen wegen verjagten Tyrannen hätten ergreifen; wie sie ihr Vaterland, in demselben Jahre, da es seine Freiheit wieder erlangt, so schändlich hatten verkaufen, und zu gleicher Zeit an einem Vater, der bis auf diesen Augenblick nur für sie gelebt hatte, an der in ihrem Hause entstandenen Konsulswürde, und an allen Bürgern in Rom nebst allen Göttern des Kapitoliums, zu Verräthern hatten werden können. Auf der andern Seite bewog ihre Jugend, die Verdienste des Konsuls, ihre Reue, die schon der Anfang ihrer Strafe war, kurz alles, die Zuschauer zum Mitleiden.

Als die Augen der Römer sich einige Zeit an diesem schröcklichen Schauspiele gesättiget hatten, hörte man ein verwirrtes Gemurmel einiger Bürger, die von Verbannung sprachen. In diesem kritischen Augenblicke bestieg Brutus sein Tribunal. Dreimal foderte er die Angeklagten auf, sich zu rechtfertigen, und da die Unglücklichen nur durch ihre Thränen antworteten, so kehrte er sich gegen die Liktoren, und befahl ihnen mit halb erloschener Stimme, die seinen gehaltenen Schmerz verrieth, ihr fürchterliches Amt zu vollziehen.

Kaum war das Todesurtheil gesprochen, so ergriefen die Diener des Gesetzes des Konsuls Söhne, rissen ihnen die Kleider ab, zerhieben ihnen mit ihren Stecken den Rücken, und besprützten so den Fuß des Tribunals mit ihrem Blut. Sie athmeten noch, als einer der Liktoren ihnen mit dem Beil den Kopf herunter hieb. Während dieser ganzen Exekution waren die Augen des Volks nur auf den Brutus gerichtet: man suchte auf seinem Angesichte den Kampf zu lesen, der in seiner Seele vorgieng, und man sah, daß die Standhaftigkeit, die sein Amt ihm einflößte, die väterliche Zärtlichkeit bey ihm nicht zu ersticken vermochte. Als die Hinrichtung geschehen war, erhob er sich von seinem Amtssessel mit den Worten: „Bürger, ich habe meine Pflicht als Bürger gethan! jetzt laßt mich nach Hause eilen, und das Ende meiner Kinder beweinen.“ Brutus überlebte diese schreckliche Begebenheit nicht lange. Der Gedanke an das Verbrechen seiner Söhne vergiftete sein Leben noch mehr, als der Anblick ihrer Hinrichtung, und vielleicht hätte der Gram es bald verkürzt, wenn nicht Roms Schiksal den Helden hingerissen hätte, es ruhmvoller auf einem Schlachtfelde zu beschließen.

Da sich der verbannte König von seiner Parthey in Rom nichts mehr versprechen konnte, so wollte er sich durch die Gewalt der Waffen den Eingang in die Stadt erzwingen. In dieser Absicht wandte er sich von Cäre, einer Stadt, deren Macht zu einem Kriege gegen Rom viel zu gering war, nach Tarquinii, in die Heimat seines Geschlechts, und bewog die herrschenden Familien, der seinigen vielleicht verwandt, seine Sache aufzunehmen. Die Vejenten, der Römer natürliche Feinde, erklärten sich ebenfalls für ihn. Ihr vereinigtes Heer war zahlreich und den Römern

furchtbar.

furchtbar. Beyde Konsuln führten ihnen das römische entgegen. Brutus, kenntlich schon von ferne durch die ihn umgebenden Liktoren, stund an der Spitze. Als ihn Aruns, Tarquins jüngerer Sohn, erblickte, gerieth er in Wuth, und schrie: „Ha, da ist er, der Rebell, der uns aus unserm Vaterlande verjagte! Seht, wie er mit dem Raub des Throns stolzirt! Ihr Götter, Rächer der Könige, steht mir bei!“ Mit diesen Worten giebt er seinem Pferde die Sporen, und stürzt auf ihn zu. Brutus sieht ihn kommen; auch er eilt ihm entgegen, und mit gewaltiger Wuth rennt jeder dem andern die Lanze durch den Leib, daß beede aufgespießt von den Pferden fallen. Der Kampf um die Leichen verwickelte die Reuterey in ein Gefecht, welches bald auch für die Legionen allgemein ward. Der rechte Flügel der Römer schlug die Vejenter. Die Tarquinienser brachten den linken des römischen Heeres zum Weichen. Beide Heere übernachteten unter den Waffen, ungewiß, wer gesiegt habe. In der Mitternacht erscholl die Stimme des Waldgeistes aus dem Forst; der Sieg gehöre den Römern: Die Zahl der gefallenen Etrusker sey um einen grösser, als die der römischen Todten. Solche Stimmen waren es, die panischen Schrecken verbreiteten. Die Etrusker entflohen aus ihrem Lager, und von den Göttern selbst beschützt, kehrte das römische Heer mit Triumph heim. Brutus Leiche ward feierlich bestattet.

Vergebens waren alle noch oft wiederholten Versuche der Vertriebenen zur Wiederherstellung des Königthums. Aller seiner Kinder und seiner Hoffnungen beraubt, gieng Tarquin endlich als ein hochbetagter Greis nach Kuma, und schlos daselbst sein Leben.

II. Freiheitskrieg der Griechen gegen den Perserkönig Xerxes.

Im Jahr 480 vor Christi Geburt.

I.

Der Perserkönig Xerxes beschließt Krieg gegen Griechenland.

Als Xerxes den Thron seines Vaters Darius bestieg, war er von allen Herren der damals bekannten Erde der mächtigste, und die persische Nation war die erste unter allen Nationen des Morgenlandes. Kein Reich in der Welt war damals mit dem persischen an Größe und Macht zu vergleichen. Der König von Persien gebot von Osten nach Westen längs einer Strecke von fünfhundert, von Süden nach Norden von zweihundert deutschen Meilen. Sein Reich enthielt hundert und fünf und sechzig tausend zweihundert französische Quadratmeilen Land. Milde des Himmelsstriches, Fruchtbarkeit des Bodens, schiffbare Flüsse, ausgedehnte Seeküsten, Erzeugnisse der Natur und Kunst in zahlloser Menge, ackerbauende, kunstfleissige, handelnde, kriegerische Völkerschaften: Alles vereinigte sich, den persischen Staat zum blühendsten auf der ganzen Erde zu machen. Aber auch er war, so wie alles unter der Sonne, geweiht der Vergänglichkeit. Die Griechen entrissen den Persern den Preis heldenmüthiger Tapferkeit, und Alexander der Grosse nahm ihnen ihre Selbstständigkeit.

Die

Die ersten Züge gegen die freiheitsliebenden Griechen unternahm, mit ungeheuren Streitkräften ausgerüstet, Darius; allein er erfuhr auf den Ebenen von Marathon von den Athenienſern die ſchimpflichſte Niederlage. Zehen tauſend Griechen ſiegten über hundert tauſend Perſer, die, von allen Seiten gedrängt, in der gröſten Verwirrung ihre Schiffe beſtiegen, und nach Hauſe eilten. Ihr Lager, mit allen Koſtbarkeiten, auch die Feſſeln für die Griechen, und der prächtige Block des weiſſeſten Marmors zum Siegesdenkmal, wurde eine Beute der Sieger.

Darius, ſtatt durch dieſes Unglück ſich warnen zu laſſen, ward nun noch heftiger erbittert, gegen das Völklein der Athenienſer, das einzige, das ihm zu widerſtehen ſich erkühnte und es vermochte. Er ließ daher durch ſein ganzes weitausgebreitetes Reich Werbungen anſtellen; an allen Küſten Schiffe erbauen, ſtarb aber, noch ehe er ſeinen Racheplan ins Werk ſetzen konnte, vier hundert und fünf und achtzig Jahr vor Chriſti Geburt. Doch was er auszuführen verhindert worden war, beſchloß ſein Sohn und Nachfolger Xerxes zu vollenden. Kaum hatte er ſich auf dem Throne befeſtiget, ſo kam bei ihm der Entſchluß zur Reife, Griechenland mit ſeinem Reiche zu vereinigen. In dieſer Abſicht berief er einen Staatsrath zuſammen, und ſprach in demſelben mit jener Vermeſſenheit eines jungen Deſpoten, der ſich für alles das hält, was ſeine Schmeichler von ihm ſagen. „Der Augenblick iſt jetzt da, begann er, den Schimpf unſerer Waffen bei Marathon zu rächen. Ich ziehe alſo hin, dieß verwegene Griechenland zu unterjochen; und dann will ich mir ganz Europa unterwerfen: denn wo iſt das Volk auf Erden, welches es wagen dürfte, mir zu widerſtehen? Nach

meiner

meiner Rückkehr von diesem Feldzuge wird nur der alles umfassende Himmel Persien begrenzen.

Der Feldherr Mardonius, des Despoten Schwager, nahm hierauf das Wort, und sprach im Tone des kriechendsten Schmeichlers, um die Eitelkeit seines Herrn zu kützeln. Er sagte ihm in's Gesicht, daß er nicht allein der gröste aller Könige wäre, die in Persien geherrscht hätten, sondern daß man auch in der spätesten Nachwelt nie seines Gleichen sehen würde; keine Nation der Erde würde sich erkühnen, seiner Macht zu widerstreben; und das Völklein der Griechen für seinen Uebermuth zuerst zu züchtigen, sey nicht mehr als billig. Da die andern Staatsräthe sahen, wie wohlgefällig diese Aeußerungen von dem Großherrn aufgenommen wurden, so beeiferten sie sich, als feine Höflinge, um die Wette, dieser Meinung Beifall zu geben, und alles zu bestätigen, was Mardonius gesagt hatte.

Xerxes fand sich sehr geschmeichelt, als er hörte, daß seine Regierung von einigen Tagen schon die denkwürdigste sey, und ohne Mühe glaubte er den Prophezeihungen der feilen Höflinge. Es schien demnach, daß alle fernere Berathschlagung überflüssig sey, und der Krieg gegen die Griechen weiter keine Einwendung leide; aber Artabanus, des Königs Onkel, stand jetzt auf, und sprach mit einer Freimüthigkeit und Wahrheit, wie man es an diesem Orte nicht zu hören gewohnt war. Er schilderte die Griechen, wie sie waren, das heißt, als Menschen, die stolz darauf wären, ein Vaterland zu haben, und gegen diejenigen, welche keines hätten, immer mit Vortheil fechten würden. Er deckte den Ehrgeitz des Mardonius auf, welcher seinem Herrn nur darum zu einem ungerechten Kriege rieth, um über seine Armee das Kommando zu führen, und

schloß

schloß seine Rede mit einem sehr seltsamen Vorschlage, der aber bewies, wie tief er von der Wahrheit dessen, was er behauptete, durchdrungen sey. „Der König, sprach er, bleibe in Persien, und wir wollen unsere Kinder, als Unterpfänder für die Weisheit unserer Räthschläge bei ihm zurücklassen. Du, Mardonius, wirst unterdeß gegen Griechenland zu Felde ziehen: siegst du, so bin ich bereit, mit meinen Kindern das Schaffot zu besteigen; kehrst du aber, wie ich nicht zweifle, mit den Trümmern einer zwanzigmal geschlagenen Armee nach Susa zurück, so büße dein und deiner Kinder Kopf für alle das unschuldige Blut, das zu Befriedigung deines verwegenen Ehrgeitzes geflossen seyn wird.“

Fürsten, die schon durch die Schmeicheley verderbt sind, pflegen nur allzuoft ein aufrichtiges und großmüthiges Betragen für eine widerspenstige Verwegenheit anzusehen. Anstatt sich den Rath seines Oheims zu Nutze zu machen, ergrimmte Xerxes darüber, und sagte zu Artabanus: wäre er nicht des Darius Bruder, so würde er seine Kühnheit mit dem Leben bezahlen müßen. Die andern persischen Großen, die durch die Folgen der Freimüthigkeit des Artabanus scheu gemacht wurden, stimmten wie Mardonius, und so wurde der Krieg beschlossen. Dieß war das Ende jenes berühmten Staatsrathes, den man nur zusammen berufen hatte, um zu beweisen, daß man seiner entbehren könne.

2.

Ungeheure Kriegsrüstungen der Perser.

Schilderung des persischen Heers.

Die Zurüstungen zu dieser denkwürdigen Unterjochung der freien Griechen, die Xerxes beschlossen hatte, dauerten vier Jahre, und es wurden dazu Anstalten getroffen, deren gleichen in der ganzen Weltgeschichte nicht zum zweitenmal vorkommen. Das ganze unermeßliche Reich ward in Bewegung gesetzt, mehr als fünfzig Völkerschaften, an Sprache, Sitten, Waffen und Kleidung ganz verschieden, mußten ihre Kontingente stellen: ein Heer von einigen Millionen ward, wie es heißt, aufgeboten, das gröste, das bisher die Welt gesehen hatte; die vornehmsten Herren vom königlichen Geblüte wollten, so wie der König selbst, persönlich mitgehen, und dieß veranlaßte ein Gefolge von Sklaven, Köchen, Handwerkern und Weibern, ja von Zugthieren und Hunden, welches fast eben so zahlreich als das Heer selbst war. Den Aegyptern und Phöniciern ward es aufgelegt, den Proviant zu liefern, andere Seevölker mußten die Ausrüstung der Schiffe über sich nehmen, deren Milet allein hundert stellte.

Xerxes befahl, für seine Flotte durch den Berg Athos in Macedonien einen Kanal zu graben. Dieser berühmte Berg, aus welchem man in der Folge eine Statue Alexanders hauen wollte, erstreckte sich sehr weit in's Meer, und hieng, vermittelst einer zwölf Statuen langen Erdenge, mit dem festen Lande zusammen. Das Meer, welches an seinen Küsten immer stürmisch war, hatte, einige Jahre vorher,

eine

eine persische Flotte, die um das Vorgebirge herum schiffen wollte, zu Grunde gerichtet. Xerxes, der seine Schiffe nicht, wie man gewöhnlich zu thun pflegte, über die Erdenge transportiren lassen wollte, hatte den Einfall, den Berg durchstechen zu lassen, um seiner Flotte einen freien Durchgang zu verschaffen. Den Anfang machte der Despot damit, daß er einen Brief an den Berg Athos schrieb, worinn er ihm drohte, daß, wenn er die Verwegenheit hätte, seinen Soldaten ein Bollwerk von Felsen entgegen zu stellen, er ihn selbst abhauen, und ganz ins Meer werfen würde. Die Ingenieure des Königs, die auf einen solchen Brief keine Antwort erwarteten, suchten klüglich, längs der Erdenge einen günstigen Boden auf, und als sie ihn gefunden hatten, liessen sie daselbst einen Kanal graben, der so geräumig war, daß zwey Schiffe mit drei Ruderbänken neben einander durchsegeln konnten. Die Arbeit dauerte drei Jahre, und man mußte die Arbeiter mit Prügel dazu anhalten. Dieser Kanal, der mehr von dem Stolz und der Großthuerey des Xerxes, als von seiner Begierde, den Menschen nützlich zu seyn, zeugte, hatte nicht lange Bestand; der Sand, welchen die Fluthen des Meers zusammen spülten, verstopfte ihn bald, und schon nach einigen Jahrhunderten zweifelte der Reisende, der keine Spur mehr von ihm fand, ob er wirklich je existirt habe.

Um seine Völker aus Asien nach Europa herüber zu führen, ließ Xerxes eine Brücke über eine Enge des Hellesponts schlagen, wo er nur ungefehr eine Viertelmeile breit ist, und wo heut zu Tage Gallipoli liegt. Das Werk war in einigen Monaten vollendet; aber ein heftiger Sturm zerrieß die Brücke in einer Nacht, zerstreute die Schiffe, aus denen

sie

sie bestand, und zertrümmerte sie an der Küste. Voller Wuth über die Zerstörung seiner Brücke, beschloß der persische Despot, das Meer für diesen Unfug zu züchtigen: er schrieb keinen Brief an dasselbe, wie an den Athos, sondern gab ihm in eigener Person seinen Unwillen zu erkennen. „Verrätherisches Element, fuhr er es an, du hast mich ohne Ursache beleidigt; und ich werde dich dafür züchtigen! Was kümmern mich deine noch immer tobende Wellen? Ich bin dein Herr, und werde sie schon zu bändigen wissen" Nach dieser tollen Rede befahl er, dem Hellespont dreihundert Ruthenstreiche zu geben, und zwei paar Fesseln, nebst einem von den glühenden Eisen, womit man Verbrecher brandmarkte, hineinzuwerfen. Nachdem er sich solchergestalt an den Elementen, welche so verwegen gewesen waren, einem Despoten in seinen Entwürfen hinderlich zu seyn, gerächt hatte, gab er Befehl, eine neue Schiffbrücke über den Hellespont zu bauen; und um die Unternehmer desto mehr aufzumuntern, ließ er allen denen, welche die Direktion des ersten Werks gehabt hatten, die Köpfe abschlagen. Die unglücklichen Sklaven wandten, aus Furcht vor dem Tode, allen möglichen Fleiß an, den König von Persien zu befriedigen. Sie hingen, queer über die Meerenge, dreihundert und sechzig Schiffe zusammen, deren Seiten gegen den Pontus Euxinus gekehrt waren, und gegen den Hellespont hin stellten sie dreihundert andere, in keilförmiger Ordnung, um den Strom zu brechen, und die Gewalt der Wellen zu vernichten. Dieser ungeheure Damm, der durch Anker auf dem Grunde des Meers wohl befestiget war, wurde mit einem festen Fußboden bedeckt, und mit Schranken eingefaßt, damit weder Menschen noch Pferde durch den

Anblick des Meers in Furcht gerathen möchten. Als das Werk fertig war, eilte man, den Xerxes davon zu benachrichtigen, der sich dann, voller Freuden, die Elemente endlich seiner Macht unterworfen zu sehen, auf seinen klugen Einfall, ihnen zum Schrecken den Hellespont mit Ruthen streichen zu lassen, nicht wenig einbildete.

Inzwischen hatten die Truppen aus allen Gegenden Asiens ihren Marsch angetreten, und Xerxes begab sich aus seiner Residenz Susa nach Sardes, dem Sammelplatze des Heeres. Der Flotte befahl er, längs der Küste von Kleinasien nach dem Hellesponte zu seegeln. Nachdem er zu Sardes überwintert hatte, rückte er selbst mit der Landmacht gegen den Hellespont an, wo er das Vergnügen genoß, das Meer mit seiner Flotte, und das Land mit seinem Heere bedekt zu sehen. Es war ein gewaltiger Zug, dergleichen in diesen Gegenden noch niemals gesehen worden war! Voran giengen die Lastträger und das Zugvieh; nach diesen kam ein gemischtes Heer von allerlei Völkern; dann tausend Reiter und tausend Lanzenträger, beides erlesene Perser, hierauf folgten, trefflich geschmückt, zehen nisäische Pferde (auf dem heiligen Felde Nisäum in Uledien erzeugt und der Sonne geweiht); nach ihnen der heilige Wagen von acht weissen Rossen gezogen, aber von niemand bestiegen, und hierauf der Wagen, in welchem Xerxes saß, mit nisäischen Pferden bespannt. Hinter ihm giengen wieder zehntausend erlesene Perser zu Fuß und eben so viel zu Pferde, und erst nach diesen folgte der ganze übrige Zug.

Als Xerxes mit dem Heere die lezte asiatische Stadt, Abydus, erreicht hatte, beschloß er, eine allgemeine Musterung vorzunehmen. Die Abydaner

errichteten ihm zu dem Ende eine hohe Bühne von weissen Steinen, von der er das ganze unermeßliche Heer und die Flotte in dem weiten Meer überschauen konnte. Man machte ihm auch die Freude, ein Seegefecht aufzuführen, in welchem die Sidonier siegten. Er betrachtete das ganze ungeheure Gewühl von Menschen zuerst mit freudigem Erstaunen, zulezt aber mit Wehmuth und Thränen. Ihm fiel ein, daß unter allen diesen Millionen kein einziger vielleicht das hundertste Jahr erreichen würde. Wie würde er nicht erst geseufzet haben, wenn er gewußt hätte, daß die Hälfte von ihnen schon nach einem halben Jahr aufgerieben seyn würde. An Winken dazu fehlte es doch nicht. Als er z. B. nach der Musterung seines Heeres von dem Spartaner Demarat verlangte, er möchte ihm nun ohne Schmeicheley sagen, ob er glaube, daß die Griechen sich erkühnen dürften, ihm zu widerstehen, so entgegnete ihm dieser mit aller Offenheit: „Die Griechen sind ein Volk, das von seiner Wiege an zur Armuth und einer nüchternen harten Lebensart erzogen wurde; dieß sezte sie bisher in den Stand, ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten. Gewiß wird keiner der griechischen Staaten, am wenigsten aber Sparta, einer Bedingung Gehör geben, die das unschätzbare Vorrecht der Freiheit auch nur im mindesten zu schmälern schiene. Wenn auch alle Nachbarn der Spartaner ihnen untreu würden, so werden doch sie selbst nie dem Gefechte ausweichen, ohne alle Rücksicht auf die Ueberlegenheit der Feinde.“ Auch Artabanus sprach zuweilen ein freimüthiges Wort über die Unsicherheit menschlicher Dinge und Unternehmungen, wurde aber nicht gehört.

Das Heer erreichte indessen den Hellespont, und langte bei der Brücke über denselben an, die doch glücklich dem Ungestümm der Elemente widerstanden

hatte. Ehe der Uebergang geschahe, wurden große Feierlichkeiten angestellt. Man zündete auf der Brücke allerley Arten Weihrauch an, und bestreute den Weg mit Myrthen. Als die ersten Strahlen der Sonne sich zeigten, goß Xerxes aus einer goldenen Schaale ein Trankopfer in die See, und richtete ein Gebet an die Sonne, worinn er den Wunsch vortrug, daß seine siegreichen Waffen bis zu den äussersten Enden von Europa ohne Hinderniß sich ausbreiten möchten. Hierauf warf er die Schaale nebst einem goldenen Becher, und einem persischen Säbel ins Meer. Die Armee zog darauf ununterbrochen über die für sie bestimmte Brücke, und dennoch währte es sieben Tage, und eben so viele Nächte, ehe der Uebergang vollendet war; um alles Gepäcke hinüber zu schaffen ward ein Monat erfodert. Die Armee war aber auch die furchtbarste, welche jemals den Erdboden belastet hatte; denn sie bestand, wie man sagt, aus siebenzehnmal hundert tausend Mann Fußvolk, und achzig tausend Mann Reuterey. Die Flotte zählte zwölfhundert und sieben Kriegsschiffe, und dreitausend Galeeren zum Transport, welche über fünfmal hundert tausend Mann an Bord hatten. Ueberdem fanden die Perser, als sie in Europa ankamen, noch eine Verstärkung von zweihundert Schiffen, und dreimal hundert tausend Mann Hülfstruppen. Rechnet man zu dieser ungeheuren Menge von Soldaten noch die Leute, welche mit dem Proviant und dem Gepäcke zu thun hatten, die Sklaven, die Verschnittenen und die Weiber, so wird man finden, daß Griechenland mit einemmal durch fünf Millionen Barbaren überschwemmt wurde.

Seltsam kontrastirten die mancherlei Nationen, aus denen dieses ungeheure Heer zusammen gesetzt war. Hier kamen Indier in baumwollenen Gewän-

dern

dern und Aethiopier in Löwenhäute eingehüllt; dort marschirten schwarze Menschen aus Gedrosia, und Nomadenstämme aus den mongolischen Steppen, und der Bucharey; hierauf erschienen Meder und Bactrier kostbar gekleidet, und nun zogen Jägervölker einher, die, ohne Waffen von Erz oder Eisen, ihre Feinde gleich den Thieren, in ledernen Schlingen fiengen; da traten endlich Libyer mit Streitwagen, und Araber auf Kameelen einher. Nicht minder verschiedenartig waren auch die Schiffe. Das ganze Heer ward von sechs Feldherren kommandiert, unter denen Mardonius die erste Stelle behauptete.

3.

Vertheidigungsanstalten der Griechen. Heldentod des Leonidas und seiner Spartaner zu Thermopylä.

Als die Griechen sahen, daß der Sturm nun über sie losbrechen wollte, wurden sie anfangs darüber etwas unruhig, aber doch keineswegs kleinmüthig. Jedes Volk war für sein Land und seine Freiheit besorgt. Da aber Sparta und Athen die vornehmsten und mächtigsten unter den griechischen Republiken waren, so warteten die übrigen die Entschließungen und Bewegungen dieser beiden ab, vorzüglich aber der Athenienser, weil diese in dem vorigen Kriege mehr als jrgend ein anderer Staat für das gemeinschaftliche Beste gearbeitet hatten. Diese beiden Republiken waren auch auf den Trophäen von Marathon nicht eingeschlafen; schon lange hielten sie Kundschafter in Sardes, die ihnen von den geringsten Bewegungen der persischen Armee Nachricht

 ertheilten.

ertheilten. Diese wurden endlich entdeckt und gefangen gesetzt. Schon führte man sie zum Tode, als Xerxes bedachte, daß ihre Hinrichtung das Schrecken, welches er einjagen wollte, nicht vermehren werde; er begnügte sich also zu befehlen, daß man ihnen das fürchterliche Schauspiel seiner ganzen in Schlachtordnung gestellten Armee zeigen sollte, und schickte sie darauf in ihr Vaterland zurück.

Athen und Sparta empfanden, bei der Erzählung ihrer Kundschafter, nur den Grad von Schrekken, der, indem er die Gefahr kennen lehrt, zugleich über die Mittel dagegen die Augen öffnet. Sie betrieben mit der lebhaftesten Thätigkeit eine allgemeine Konföderation, welcher aber die Thessalier, Argiver und die Griechen in Sizilien nicht beitraten. Die Thessalier nicht, weil sie dem ersten Anfalle der Feinde ausgesetzt waren, also gleich anfangs von einer beträchtlichen Macht unterstützt werden mußten, welche man ihnen nicht geben konnte, ohne die Hauptmacht zu vereinzeln. Die Argiver hatten kurz vorher in einem Kriege mit ihren Nachbarn sechstausend Mann eingebüßt. Und die Griechen in Sizilien, an deren Spitze Gelon, Tyrann von Syrakus, stund, verlangten, daß dem Gelon der Oberbefehl entweder zu Wasser oder zu Lande zugestanden würde. Unter dieser Bedingung wollten sie mit dreissig tausend Mann im Felde, und mit zweihundert Galeeren in See erscheinen. Aber der spartanische Abgeordnete antwortete dem Gelon ganz trocken: „Soldaten brauchen wir, nicht einen Feldherrn. Willst du Griechenland Hülfe leisten, so mußt du unter unsern Befehlen stehen: willst du befehlen, so behalte deine Soldaten.“ Das letztere geschah.

Es

Es ward inzwischen eine allgemeine Versammlung der griechischen Staaten zu Korinth gehalten, worinn sie sich verabredeten, alle ihre Privatstreitigkeiten unter einander auf eine andere Zeit zu verschieben, und vorjetzt ihre ganze Macht wider ihren gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen. Allein von diesen Staaten waren einige aus Furcht, bei dem bevorstehenden Kriege plötzlich angegriffen und zu Grunde gerichtet zu werden, andere aber, durch die Verheissungen des persischen Monarchen angelockt, geneigt, sich ihm zu unterwerfen. Andere, die Eifersucht und Mißtrauen gegen ihre Nachbarn hegten, befürchteten, daß diese, wenn sie sich mit ihnen verbündeten, noch größere Macht und ein noch größeres Uebergewicht erlangen möchten. Es kam also keine allgemeine Verbindung zu Stande; das goldene Wort Freiheit war nur noch den Spartanern und Athenienſern heilig.

Da Xerxes nirgend einigen Widerstand fand, so rückte er aus Thrazien durch Macedonien nach Thessalien. Ueberall, wo er hinkam, fand er einen grossen Vorrath von Lebensmitteln aufgehäuft. Jede Stadt, durch die er zog, mußte ihm ein Mittagsmahl geben, welches ungeheure Summen kostete. Deßwegen sagte ein Bürger von Abdera, einer Stadt in Thracien, seine Landsleute möchten den Göttern danken, daß Xerxes so mäßig wäre, sich täglich nur mit Einer Mahlzeit zu begnügen.

Die ganze Last des Krieges lag hauptsächlich auf Sparta und Athen, und es war kein Augenblick zu verlieren, denn mit jedem Tage wälzte sich der ungeheure Strom der Feinde näher heran; die Flotte hatte schon den neugegrabenen Kanal beim Athos durchschifft, die Landmacht drang durch Thessalien auf Hellas ein. Ein einziger schmaler Durch-

gang

gang verband beide Provinzen, der Paß bei Termopylä, eine lange enge Schlucht, an deren linker Seite ungeheure Felsenwände, ein Theil des Gebirges Oeta, in die Wolken ragte. Rechter Hand grenzte der Weg an tiefe Sümpfe, die sich bis an das Meer erstrekten, welches zwischen Hellas und Euboea fließt. An manchen Stellen dieser Schlucht konnte nur ein einziger Wagen fahren. Dieser Paß mußte vor allen Dingen besetzt werden, und sogleich übernahm es der Spartaner König Leonidas, sich hier dem Perserheer als ein Damm entgegen zu stemmen. Er versammelte dreihundert seiner besten Krieger, nnd verkündigte den Ephoren seinen Entschluß. „Wie, sprachen diese voll Verwunderung: „nur mit dreihunderten?“ — „Genug, erwiedert der Held, genug zum Todenopfer; die andern müßt ihr sparen, daß sie diejenigen Perser schlagen, die unserm Schwerdte noch entrinnen.“ Ehe die Dreihundert den Marsch antraten, führten sie zu Sparta erst ein Schauspiel auf, wie nie ein Volk ein Schauspiel sah. Sie feierten mit Leonidas ihr Leichenbegängniß, und zwar mit so ruhiger Fassung, als wäre der Tod, dem sie entgegen giengen, das höchste Ziel ihrer Wünsche gewesen. Als der Augenblick des Abzuges erschien, fragte den Leonidas seine Gattin um seinen letzten Willen? „Es ist der Wunsch, sprach er und umarmte sie, dich beglückt zu wissen von einem Manne, der deiner werth ist; und Kinder von ihm auf deinem Schooße gewiegt, die diesem Manne an hoher Menschenwürde gleichen.“ Dann rieß er sich aus der Umarmung los, stellte sich an die Spitze der tapferen Schaar, und zog mit ihr, unter lauten Segenswünschen aller Bürger, von Sparta aus, nördlich durch den Peloponnes, über die korinthische Erdenge, durch das thebanische

Gebiet

Gebiet, hin nach Thermopylä. Viele kleine griechische Heere stießen auf dem Marsche zu seinem Korps, doch den größern Theil derselben entließ er wieder, als er die Möglichkeit zu siegen nicht mehr sah.

Als der kleine Haufe bei dem Paße angekommen war, wälzte sich schon die gewaltige Woge Asiens heran, und lagerte sich jenseits des Hohlweges. Der erste Posten, der dem Leonidas die Nachricht davon brachte, verlor sich in der Schilderung der unerhörten Zahl, und versicherte, die Feinde würden mit ihren Pfeilen die Sonne ganz verdunkeln. „Gut, sagte Leonidas, dann fechten wir im Schatten.“

Xerxes, welcher sich einbildete, daß er sich nur vor den Griechen sehen lassen dürfte, um sie zu unterjochen, erstaunte nicht wenig, als er erfuhr, daß man seinen drei Millionen den Durchgang streitig machen wollte. Er sandte Spionen aus, um die Stärke und die Anstalten der Feinde zu erforschen, und vernahm mit Verwunderung den Bericht, der ihm erstattet wurde: „Die Griechen benehmen sich so, als ob es nicht zum Treffen, sondern zu einem Schmauße gienge. Sie kämmen ihre Haare in schöngerollte Locken; sie glätten ihre Schilde, Spieße und Pfeile, und fechten dann in Kampfspielen, um die neupolirten Waffen zu probieren.“ Vier Tage lang konnte sich der General der Millionen nicht entschließen, sie anzugreifen. Am fünften sandte er einen Herold an sie ab, und foderte die Waffen von ihnen. „Hol sie dir,“ war die Antwort. Er schickte abermals, und lud sie ein, freundschaftlich zu ihm überzugehen, ja er versprach dem Leonidas, ihm ganz Griechenland zur Stadthalterschaft zu geben, wenn er es ihm vorher bezwingen

helfe.

helfe. „Die Spartaner sind nicht gewohnt, war die Antwort, Ehre durch Verrath zu erkaufen. Wir stehen hier, um für die Freiheit unseres Vaterlandes zu sterben.“

Xerxes machte nun weiter keine Versuche mehr, den ehernen Sinn dieser Männer durch Güte zu bewegen. Er gerieth in den heftigsten Unwillen, und rief seinen Truppen zu: „Ordnet euch, und stürzt auf sie ein; nehmt sie gefangen und bringt sie mir alle lebendig.“

Ein ungleicherer Kampf konnte wohl kaum gedacht werden als jetzt, da einige Hunderte es mit Hunderttausenden aufnehmen, und diesen den Weg versperren wollten. Aber der Kampfplatz war doch den Griechen ungemein vortheilhaft, denn von seinen Millionen konnte der Feind ihnen in dem Hohlwege immer nur wenige gegenüber stellen, und wo Mann gegen Mann focht, wo kein Umzingeln, kein Umflügeln wilder Reuter möglich war, da war es schwer, einen Spartaner wegzudringen. Als daher die Meder zuerst gegen die Schlucht anrückten, begann sogleich ein schröckliches Gemetzel. Kein griechischer Spieß verfehlte seinen Mann, und vergebens versuchten die Meder, was sonst bei ihnen Tapferkeit geheissen hatte; sie stürzten nieder, Mann für Mann, und über ihre Leichen hin strebten die Griechen den Hinterreihen entgegen, die gleichfalls sanken und starben. Kein Meder hielt einen solchen Angriff aus, die letzten schauderten vor dem Anblick der hohen Dämme, welche die Leichname ihrer Brüder im Hohlwege gebildet hatten, und zogen sich scheu zurück. Xerxes, der aus weiter Ferne, auf einem hohen Throne sitzend, dem Gefechte zugesehen hatte, war mehrmals aufgesprungen, als er die Gefahr der Seinen gesehen. Am folgenden Tage

sandte

sandte er den Kern seiner Truppen, die zehntausend Unsterblichen genannt, gegen den Feind. Neue Schlacht, neues wüthendes Gebrüll der Streitenden, neue Flucht der Perser.

Der Despot von Persien fieng allmählich an einzusehen, daß man mit drei Millionen Menschen den Berg Athos durchgraben, den Hellespont geißeln lassen, und doch durch eine Handvoll Spartaner überwunden werden könne. Er war im Begriff, sein Unternehmen aufzugeben, und durch einen andern Weg in Griechenland einzudringen, als ein schändlicher Verräther, selbst von griechischem Geblüte, Namens Epialtes, sich erbot, die Perser durch Fußsteege, die ihm allein bekannt wären, auf die Gipfel der Felsen zu führen. Xerxes war froh über das Anerbieten, und vertraute dem Ueberläufer ein Korps von vierzigtausend Mann an, die, nachdem sie die ganze Nacht hindurch gestiegen waren, auf Höhen kamen, von denen sie auf die kleine Schaar des Leonidas herabsahen. Unterdeß ließ der König von Persien alle seine Truppen gegen den Paß anrücken, so daß die Spartaner völlig eingeschlossen waren.

Jetzt hatten die Griechen keine Rettung mehr zu hoffen, und es mußte schnell berathschlagt werden, was zu thun sey. Leonidas versammelte seine Streiter, und sprach zu ihnen: „Auf, bereitet für mich und für euch ein festliches Mahl; das letzte auf der Oberwelt, denn das nächste halten wir im Schattenreiche beim Pluto. Sobald die Nacht einbricht, fallen wir in das Lager der Perser, erschlagen ihren König, und verkaufen dann unser Leben so theuer wir können.“ Alle erklärten lärmend ihre Zustimmung, bereiteten schnell das Mahl nnd unterhielten sich bei frohem Becherklang vom nächsten Mahl im

Schatten-

Schattenreiche. Sie hielten es für ihre, als des vornehmsten griechischen Volkes, Pflicht, sich dem unvermeidlichen Tode zu weihen, und die Barbaren dadurch zu überzeugen, wie viel es kosten würde, ein freies Volk zu Sklaven zu machen.

Dem Anführer der Helden gegen über saßen während des Mahles zwei seiner Verwandten in voller Jugendblüthe und Jugendkraft. Sie dauerten ihn, und er dachte darauf, sie dem Vaterlande auf künftige Zeiten zu erhalten. In dieser Absicht entfernte er sich von der Tafel, schrieb für sie Depeschen an den spartanischen Senat, und wollte sie damit nach Sparta senden. Inzwischen rükte die Nacht herbei, die Tafel wurde aufgehoben; und Alle griefen nach den Waffen. Leonidas gab den Verwandten die Depeschen. Sie reichten sie erzürnt zurück und sagten: „Glaubst du, wir wären hier, um Boten zu seyn?“ und drängten sich sogleich in die gereihten Glieder. Einer der Spartaner mußte um eines Flusses willen, der sich nach seinen Augen zog, sich vom Heere entfernen. Mißmuthig ließ er sich in den nahen kleinen Flecken Alpenus führen. „Wie, denkt er hier, du allein sollst, deiner kranken Augen wegen, den Heldentod nicht sterben, und beim Heldenmahl in der Unterwelt nicht zugegen seyn?“ Sogleich ergreift er Schild und Schwerdt, läßt sich zu den Feinden führen, und stirbt im Heldenkampfe.

Rasch rücken nun die Spartaner mit dem Leonidas aus dem Passe hervor, stoßen im Huy die nächsten Posten des Feindes nieder, dringen in die persischen Zelte ein, und verbreiten in der schwarzen Nacht mit jedem Schritte Schrecken und Tod. Der Perserkönig flieht. Die feigen Perser, halb tod vor Angst, hören das Kommando nicht, und wis-

sen

sen nicht, wo sie schlagen sollen. Sie rennen bald hier bald dorthin, durchboren einander selbst und liegen Mann an Mann zu vielen Tausenden erschlagen auf dem Boden, als die Morgenröthe dem immer noch sehr großen Ueberrest das kleine Häuflein ihrer Feinde zeigt. Ganz von ferne her zogen jetzt die Feigen einen Kreis um die Spartaner, und schoßen ihre Pfeile nun von allen Seiten auf sie hin. Der Pfeilhagel stürzte einen Helden nach dem andern, und endlich auch den tapfern Leonidas zu Boden. Die Spartaner drängten sich um den Leichnam ihres Führers her, um ihn den Feinden zu entwinden. Wüthender als je hieben und stachen die löwenmüthigen Helden um sich, und zahllos waren die Leichen der Perser. Selbst da den meisten schon die Spiesse zerbrochen waren, und sie nur mit den kurzen Schwerdtern fechten konnten, waren sie noch den Feinden furchtbar, die von ihren Anführern mit Peitschen auf sie losgetrieben werden mußten, und von denen ein großer Theil vor Angst in das Meer gedrängt ward. Zwei Brüder des Xerxes stürzten sich ins Handgemenge, um sich des Leichnams des Leonidas zu bemächtigen, und ihn im Triumph zu den Füßen des Königs zu tragen; aber wie war ihm anzukommen, so lange noch ein Spartaner am Leben war? Die kleine Heldenschaar trieb den sie umringenden Feind viermal zurück, tödete die beiden Brüder des Xerxes, und entrieß den Persern den Leichnam des Leonidas. Aber dieß war auch ihre lezte That; durch diese lezte Anstrengung ihrer Tapferkeit erschöpft, theilten sie nur matte, ungewisse Hiebe aus, und wurden allesammt auf dem Schlachtfelde niedergemacht.

Xerxes verläugnete auch nach der Schlacht bei Thermopylä seinen unedlen Charakter nicht. Der

Gedanke,

Gedanke, daß ein kleiner Regent von Sparta den König der Könige dreimal besiegt hatte, erbitterte ihn so sehr, daß er dem Leonidas den Kopf abhauen, und den Körper ans Kreuz schlagen ließ. Die gesammten griechischen Staaten hingegen weihten den erschlagenen Helden ein Siegesdenkmal. Es wurden ihnen zu Ehren jährlich Reden und Spiele gehalten, ihr Name war in Aller Munde, und auf dem Platze, da sie gefallen waren, wurde ein Denkmal errichtet, mit der Innschrift: „Wanderer, verkündige unserm Vaterlande, daß wir, aus Gehorsam gegen seine Gesetze, hier gefallen sind.“

4.

Themistokles. Seetreffen bei Artemisium.

Der Paß stand nun dem Feinde offen; aber seiner Vertheidigung hatten die Griechen keinen geringen Theil ihrer Rettung zu danken. Nicht allein gewannen sie damit Zeit, ihre Landmacht zusammen zu ziehen, und das Beste ihrer Haabe tiefer in den Peloponnes zu flüchten; die Tapferkeit, mit welcher die Spartaner gefochten hatten, wirkte auch schnell und heftig, gleich einem elektrischen Stoße, auf alle Griechen. In ganz Hellas stand alles in Waffen; man verließ Dörfer und Städte; man wollte lieber missen, was sich auf der Stelle gegen Uebermacht nicht vertheidigen ließ, als es unter fremder Abhängigkeit besitzen.

Das gröste Verdienst um die Rettung des Vaterlandes erwarb sich jetzt der Athenienser Themistokles, ein Mann von seltener Energie des Willens, Klug-

heit

heit und Thätigkeit. Sein feuriger Muth beseelte Alle, da es Freiheit, Vaterland und Leben galt, und seine kühne Verschlagenheit rettete Griechenland. Obwohl von unbekannten, und nicht einmal eingebohrnen athenienſischen Eltern gebohren, hatte er dennoch einen großen, und beinahe königlichen Geist. Als Mitbürger eines Staates, wo niemand, der nur freier Geburt und in dem athenienſischen Gebiete zur Welt gekommen war, von den größten Staatsbedienungen ausgeschloßen war, dachte er von seiner frühesten Jugend auf Mittel, Reichthum und Macht, vor allen Dingen aber Ehre und Ansehen zu erwerben. Er vernachläßigte die Kenntniße, die blos zur Neugier, und die Leibesübungen, die blos zur Zierde dienten, und legte sich dagegen mit Eifer auf die Staatswissenschaft. Auch vernachläßigte er weder Redekunst, ohne die man es in Athen nicht weit bringen konnte, noch die Kriegskunst, als das sicherste Mittel, in einem Staate sich emporzuschwingen, der nach Eroberungen trachtete. Geschmeidig, fruchtbar an Listen, in allen Künsten der Politik geübt, übrigens kühn alles zu unternehmen und alles auszuführen, suchte er das allgemeine Wohl, that aber zuweilen Böses, um desto schneller dazu zu gelangen. Sein Vaterland hatte, wenn es ihn nur ehrte, ein unbeschränktes Recht auf seine Dienste; wehe aber seinen Nebenbuhlern, wenn sie die Ehre seines Vertrauens mit ihm theilen wollten; wehe dem Vaterlande selbst, wenn es seine Dienste ohne Erwiederung verlangte! Ein gefährlicher Held, weil sein Genie sein Herz leitete, und er die Tugend nur in sofern brauchte, als sie ihm zur Leiter diente, den Ruhm zu ersteigen. Seine ersten Feldzüge machte er unter dem Miltiades, und lange studirte er diesen großen General, um ihn einst verdunkeln

zu können. Nach der Schlacht bei Marathon schloß er sich in sein Haus ein, entsagte Gastereien und Schauspielen, und war immer wie in staunendem Nachsinnen verloren. Seine Freunde suchten ihn aus diesem gefährlichen Tiefsinn heraus zu reissen. „Laßt mich, sagte er, ich sehe und höre nichts; die Trophäen des Miltiades schweben mir unaufhörlich vor Augen.“ Da er seit der marathonischen Schlacht deutlich vorausgesehen hatte, daß der Krieg durch jene Schlacht bei weitem noch nicht geendigt war; und da er vollkommen einsah, daß Athen, welches nur ein so unfruchtbares und kleines Gebiet besaß, viel zu schwach war, der ungeheuren Landmacht der Perser die Spitze zu bieten, so richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Vermehrung der Seemacht seiner Landsleute. Sobald er das Heft der Regierung in die Hände bekam, unterließ er nicht, mit seiner ganzen feurigen Beredsamkeit seinen Landsleuten vorzustellen, welch ein großes Rettungsmittel in einer zu rechter Zeit gezimmerten Flotte liege. Es gelang ihm auch wirklich, sie zu überreden, gewisse Einkünfte aus Bergwerken, welche bisher Kopf vor Kopf unter die Bürger vertheilt wurden, der Errichtung einer Flotte zu widmen. Auf seinen Antrieb wurden in den Werften von Attika hundert große Galeeren nebst vielen Schiffen von drei Ruderbänken erbaut, die man nach phönizischen Grundsätzen manövriren ließ. Die Athenienser, mit denen man sie bemannte, ersetzten den Mangel der Erfahrung durch Patriotismus; und bald zog diese Flotte die Augen von Europa und Asia auf sich. Die erste unglückliche Erfahrung von der Geschicklichkeit der Athenienser zur See machten die Perser bei Artemisium, an dem nemlichen Tage, da Leonidas bei Thermopylä den Tod fürs Vaterland starb.

Artemisium ist ein Vorgebürge der nördlichen Küste von Euböa. Hier erschien die feindliche Flotte, ungeheuer wie ihre Landmacht. Die griechische Flotte hatte ihren Standort mit vieler Klugheit in der Meerenge genommen, die es beherrscht, um zu verhindern, daß die feindlichen Schiffe sich nicht ausdehnen und sie umringen könnten. Winde und Wellen leisteten übrigens hier der Sache der Freiheit noch größere Dienste, als alles Genie des Themistokles. Ehe noch der persische Admiral die Höhe von Euböa errreichte, ward er von einem schröcklichen Sturm überfallen, durch welchen er vierhundert Schiffe verlor. Zweihundert Schiffe detachirte er mit dem Befehl, den Griechen, wenn sie geschlagen seyn würden, den Rückzug abzuschneiden; und dieß Geschwader wurde an den Felsen und Klippen, mit denen die Küste von Euböa besetzt ist, fast gänzlich zertrümmert.

Da die Athenienser am nächsten Tage eine Verstärkung von noch drei und fünfzig Schiffen erhielten, so griefen sie die Schiffe der Cilicier an, die bei der persischen Flotte stunden, und versenkten viele derselben. An eben demselben Tage erfolgte ein allgemeines Treffen, worinn beide Theile sehr tapfer fochten; und ob sich gleich keiner von ihnen den Sieg zueignen konnte, so hatten doch die Perser den grösten Verlust erlitten. Weil aber die Griechen jetzt erfuhren, was zu Thermopylä vorgefallen war, so hielten sie es für rathsam, sich näher an ihr Vaterland zurück zu ziehen, und segelten daher nach Salamis, einer kleinen Insel, nicht weit von Attika.

5.

Die Athenienser verlassen ihre Vaterstadt. Großer Sieg bei Salamis.

Das Landheer der Perser hatte indessen den engen Paß von Thermopylä durchzogen, und fluthete, gleich einem verheerenden Lavastrome, immer näher heran. Xerxes rückte in Phocis ein, indem er die Felder verwüstete, die Städte verbrannte, und allenthalben Ströme von Menschenblut vergoß.

Themistokles sah, daß, da die Perser einmal in den Peloponnes eingedrungen waren, die Griechen verloren wären, wenn sie sich in ihre Städte einschlößen, und that ihnen daher den Vorschlag, ihre Mauern, ihre Tempel und ihre Wohnungen zu verlassen, um sich ein Vaterland auf einem Elemente zu schaffen, welches ihre Tapferkeit vor Artemisium sich schon unterworfen hatte. Seine Vorstellungen fanden aber anfangs keinen Eingang, und niemand wollte sich entschliessen, das, was ihm das Liebste war, mit dem Rücken anzusehen. Vergebens verschwendete der patriotische Redner seine ganze Kunst, um wenigstens die Athenienser zu bewegen, sich auf die Flotte bei Salamis an Bord zu begeben; allein selbst die Hoffnung eines beinahe ganz sichern Sieges war nicht vermögend, seine Mitbürger dahin zu bringen; es lag ihnen wenig daran, über die Perser zu siegen, wenn sie darum die Tempel ihrer Götter und die Gräber ihrer großen Männer verlassen sollten. Da der Held also sah, daß alle seine Politik nichts fruchtete, so mußte das Delphische Orakel den Athenienſern, auf sein heimliches Anstiften, die Weisung geben: „sie sollten sich in hölzerne Mauern einschliessen.“ Die Vorsteher der athenienſischen Regierung waren wegen

der

der Bedeutung dieses Ausspruchs lange zweifelhaft, bis sie ihnen Themistokles erklärte. Die hölzernen Mauern waren, nach seiner Versicherung, nicht Pallisaden; wie einige wähnten, sondern Schiffe. Um das Orakel noch weniger räthselhaft zu machen, ließ er den heiligen Drachen, welchen man als den Schutzgott der Zitadelle unterhielt, verschwinden, und die Priester durch die ganze Stadt ausbreiten, daß dieß geheimnißvolle Thier, mit der Minerva, den Weg nach dem Meere zu genommen habe, um den Athenienſern den einzigen Sicherheitsort zu zeigen, der ihnen vor dem Tyrannen übrig bliebe. Diese List wirkte, und es ward einmüthig beschlossen, die Stadt zu verlassen.

Da die persischen Heerschaaren immer näher herbei rückten, so galt kein Säumen, und es wurden sogleich Anstalten getroffen, sich eiligst von der geliebten Heimat zu trennen. Die Athenienſer brachten ihre Weiber, Kinder und ihre meisten alten Leute nach Trözene, einem Städtchen an der Küste des Peloponnes, wo man sie mit der Leutseligkeit aufnahm, die ihre Umstände erfoderten. Die ganze Kolonie wurde auf Kosten des öffentlichen Schatzes unterhalten. Den Kindern wurde erlaubt, sich von allen Bäumen Früchte zu pflücken, und die Obrigkeit besoldete Lehrer zum Unterricht derselben.

Alle waffenfähige Mannschaft gieng jetzt zu Schiffe, um zur See vom Feinde die Vaterstadt wieder zu erkämpfen. Es war ein jammervoller Anblick, so viele Familien trostlos aus ihren Häusern, aus ihrer Vaterstadt wandern zu sehen. Jeder trug, was ihm das Liebste oder das Unentbehrlichste war; die Mütter blickten weinend auf ihre Kinder nieder, und von Zeit zu Zeit sah man sich nach den wohlbekannten Dächern der verlassenen

Stadt um, die nun bald ein Raub der Zerstörung werden sollte. Bis an den Hafen folgten ihnen die treuen Haushunde nach, und erhoben ein jämmerliches Geheul, als sie zurückbleiben mußten, und ihre Herren davon rudern sahen. Ein treuer Pudel stürzte sich nach ins Meer, und folgte mühsam rudernd dem Schiffe seines Herrn: aber die lange Anstrengung überstieg die Kräfte des treuen Thieres, und als er das Gestade der Insel Salamis erreicht hatte, sah er noch einmal nach seinem Herrn hin und starb. Ihm ward an demselben Orte ein kleines Denkmal errichtet.

Als sich Xerxes Athen näherte, fand er rings umher nichts, als eine weite und stumme Einöde; die Thore der Stadt standen offen, und er hielt einen triumphirenden Einzug, nicht anders, als ob er mit den Gefahren eines langen Widerstandes hätte kämpfen müssen. Eine kleine Anzahl derjenigen, welche unter den hölzernen Mauern nicht die Schiffe, sondern die alten Palissaden der Citadelle verstanden wissen wollten, zogen sich bei der Ankunft der Perser auf diesen Felsen, und wehrten sich daselbst, der großen Ungleichheit der Zahl ungeachtet, bis auf's äußerste, und schleuderten alles, was sie fanden, auf die Feinde herab. Man bot diesen edeln Kriegern das Leben an; aber sie verschmähten es, wie die Gefährten des Leonidas, und fielen alle, bis auf den letzten Mann, auf die Leichname der Perser, die sie ihrer Rache aufgeopfert hatten.

Mit Bedauren sah Xerxes, als er Herr von Athen war, daß die Menge von Schlachtopfern, die er dem Tode bestimmt hatte, ihm entwischt waren; aber durch Schleifung der Mauern der Stadt, durch Einäscherung ihrer Tempel und Gebäude, tröstete der stolze Despot sich darüber, daß er sich nicht

nach Herzenslust im Blute der Menschen baden konnte. Auch dem Apollotempel zu Delphi stand damals eine Verwüstung bevor. Schon war eine Abtheilung persischer Truppen auf dem Marsche, ein fürchterlicher Sturm aber verhinderte sie, dahin zu kommen.

Auf die griechische Flotte bei Salamis machten die Verwüstungen, welche das persische Landheer anrichtete, den schmerzlichsten Eindruck. Alles war in Gährung; man war bestürzt, schäumte vor Wuth, wünschte der Verwüstung zu steuren, und besorgte völligen Untergang. Die Insel Salamis bildet eine ziemlich große Bucht, in welche zwei Meerengen führen, eine nach Attika, die andere nach Megara hin. Am Ausgange jener gieng jetzt auch die persische Flotte vor Anker. Die griechische Flotte, dreihundert und sechzig Segel stark, wozu die Athenienser einhundert und achtzig, die Korinther vierzig, die Aegineter dreissig, die Lacedämonier sechszehn gestellt hatten, stand unter dem Oberbefehle des Eurybiades, eines Spartaners. Die meisten Seekapitäns waren der Meinung, man sollte sich nach der korinthischen Landenge zurück ziehen und den Peloponnes schützen, weil doch das attische Gebiet schon verloren, und Athen mit Feuer und Schwerdt schon verheert wäre. Dieser Meinung widersetzte sich aber Themistokles aufs nachdrücklichste. Er war überzeugt, Griechenland könne nur allein durch einen entscheidenden Sieg zur See gerettet werden. Denn, entfernte sich die Armee von ihrem dermaligen Posten, so würde nicht nur Salamis, wohin die Athenienser ihr Hab und Gut geflüchtet hatten, die Insel Aegina und die Stadt Megara verloren seyen, zwei Bundesgenossen, welche zusammen für die gemeinschaftliche Sache fünfzig Segel ausgerüstet hatten, sondern es würden auch die einzelnen Geschwader nach Hause

 eilen,

eilen, zu den Städten, welchen sie angehörten, und wenn auch nicht sogleich einzelne Städte mit dem Feinde unterhandeln möchten, so würde doch die griechische Seemacht längs den Küsten des Peloponnes vereinzelt, und damit eine sichere Beute der feindlichen seyn.

So richtig dieses Urtheil war, so wurde Themistokles dennoch überstimmt, und er mußte sogar hören, wie der eine und der andere sich Verunglimpfungen gegen ihn erlaubten. Aber das hinderte ihn nicht, mit unerschütterter Kühnheit und Freimüthigkeit seine Meinung zu verfechten. Der Streit wurde endlich so hitzig, daß Eurybiades, ein stolzer und unverträglicher Mann, seinen Kommandostab gegen ihn aufhob. Themistokles aber, ohne aus seiner Fassung zu kommen, sagte ganz kalt: „Schlag, aber höre!“ Der spartanische General erstaunte über diese Standhaftigkeit, ward gelassen, und ließ sich durch die Gründe des unerschrockenen Athenienſers bewegen, seinen Vorschlag zu unterstützen. Zufällig flog auch eben eine Nachteule auf einen Mastbaum zur rechten Hand, und auf dieses Götterzeichen rieth nun der spartanische Feldherr selbst, hier beisammen zu bleiben.

Die Freude des Themistokles über seinen Sieg war aber nur kurz. Denn als sich bald darauf die persischen Wimpel am Horizont zeigten, und das Landheer, welches Athen in einen Schutthaufen verwandelt hatte, mit der Flotte zugleich am Hafen Phalenos eintraf, da dachte kein Mensch auf den griechischen Schiffen mehr an den Rath des Themistokles, sondern alle beschlossen, in der nächsten Nacht heimlich davon zu segeln, ein jeder nach seiner Stadt, die Athenienſer möchten bleiben, wo sie wollten; wer anders rathen würde, sollte bestraft werden.

Da

Da Themistokles jetzt durch Vorstellungen nichts mehr auszurichten vermochte, so sann er auf ein Mittel, die Griechen wider ihren Willen zum Treffen zu zwingen. Er fand es. In der Nacht schickte er einen treuen Sklaven, dem er die Aufsicht über seine Kinder anvertraut hatte, Namens Sikinus, an das nächste persische Schiff. „Themistokles, so sagte Sikinus zum Befehlshaber desselben, läßt dem großen Könige wissen, er nebst andern Befehlshabern ist entschlossen, sich zu unterwerfen; die übrigen Schiffe wollten mit Anbruch des Tages davon segeln; sperrt ihr ihnen noch in dieser Nacht die Ausgänge aus der Meerenge, so ist bei der Uneinigkeit der griechischen Schiffskapitäns die Flotte euer, und der Krieg zu Ende.“

Diese Kriegslist that ihre Wirkung. Xerxes nahm die Botschaft als einen Wink der Gottheit an. Er wollte die Schlacht vom Lande her mit ansehen, und befahl, auf einer Anhöhe einen prächtigen Thron für ihn zu errichten. Seine Flotte war, ungeachtet des bei Artemisium erlittenen Unfalls, sehr zahlreich; denn es waren seitdem nicht nur viele Fahrzeuge von Griechen, welche die Parthey des Königs ergriffen hatten, sondern auch viele asiatische Schiffe zu ihr gestoffen. Es schien also, daß er den Sieg in Händen hätte, wenn er das griechische Heer mit einer solchen Uebermacht an Schiffen und Truppen angriffe. Noch in der Nacht mußte sich seine Flotte von allen Seiten um Salamis herum bewegen. Als die Griechen bemerkten, daß sie umringt würden, geriethen sie in einen heftigen Schrekken. „Nun werdet ihr doch fechten?“ rief Themistokles, und ließ seine Athenienser in Schlachtordnung rücken. Die Perser, unkundig der engen Gewässer, liefen im Finstern gegen manche Klippe,

und

und die Menge ihrer Schiffe drängte sich endlich so sehr, daß sie weder vor noch rückwärts konnten. Themistokles wartete das Entstehen eines Windes ab, der ordentlich zu einer gewissen Stunde sich einzustellen, und aus einem dem Feinde gerade widrigen Striche zu wehen pflegte. Die Perser begannen das Treffen mit großer Lebhaftigkeit; allein die kleine Flotte der Griechen focht vermittelst der Geschicklichkeit ihrer Befehlshaber unter jedem möglichen Vortheile. Einige der feindlichen Schiffe wurden von den Winden zerschmettert, auf andere sprangen die Griechen nieder, hieben Löcher hinein, und richteten ein schröckliches Blutbad an. Ihre größtentheils niedrigen Schiffe wurden zwar nicht minder von dem Winde hin und her geworfen: allein mit Hülfe ihrer Ruderer drangen sie immer tiefer unter die Feinde ein, brachten die erste Linie desselben in Unordnung, und versenkten das persische Admiralschiff. Diejenigen, welche ihm folgten, erschracken über sein Schicksal, und wurden theils in die Flucht geschlagen, theils in Grund gebohrt. Allein auf den Flügeln dauerte die Schlacht noch immer hitzig und hartnäckig fort. Weil aber der Wind den Persern fortdauernd ganz zuwider war, sie ihre ungeheuren großen Schiffe kaum lenken konnten, und die große Menge derselben sie in einer so schmalen Meerenge eher hinderte, als stärkte, so konnten sie dem ungestümmen Angriffe der Athenienser nicht länger widerstehen, und geriethen in eine allgemeine Verwirrung. Die Jonier, eingedenk ihrer griechischen Abkunft, ergriefen zuerst die Flucht, und sogleich folgte ihnen die übrige persische Flotte nach, die man bald darauf hin und her auf der Flucht und in Unordnung zerstreut sah.

Es war der zwanzigste Oktober des Jahres vierhundert und neun und siebenzig vor Christi Geburt, an welchem die Griechen durch die Schlacht bei Salamis die Obermacht zur See errungen. Dreihundert und sechs und sechzig griechische Galeeren hatten gegen zwölfhundert und sieben feindliche gefochten; die Perser mehrere hundert, die Griechen nur vierzig verloren. Der erste Preis bewiesener Tapferkeit ward den Aeginetern, der zweite den Athenienſern, zuerkannt. Bei der persischen Flotte hatten die Phönicier am tapfersten gefochten.

6.

Flucht des Perserkönigs.

Die Griechen hatten gesiegt, aber sie hatten den Feind nicht dermaßen geschlagen, daß sie nicht einige Tage darauf ein zweites Treffen hätten erwarten müssen. Denn sie konnten es der feindlichen Flotte nicht wehren, ihre Stellung an demselben Orte, wo sie vor dem Treffen vor Anker gelegen, zu nehmen. Allein Xerxes war von dem erlittenen Unfalle so betäubt, daß er sich plötzlich nach Thessalien zurück zog, und den Rest seiner Flotte nach Asien zurück segeln ließ. Themistokles jagte ihn durch eine neue List bald völlig aus Europa hinaus, indem er ihm heimlich sagen ließ, die griechische Flotte sey Willens, nach dem Hellespont zu segeln, und seine Schiffbrücke abzubrechen. Er ließ daher den Mardonius mit dreimal hundert tausend Mann seiner ausgesuchtesten Truppen in Griechenland zurück, und eilte mit dem übrigen Schwarme, mit dem ohnedieß nicht viel anzufangen war, nach Thracien, um der Zerstörung seiner Brücke zuvor zu kommen.

Das

Das große Heer litt während dieses Marsches, der fünf und vierzig Tage dauerte (in der Mitte des Novembers) sehr viel vom Hunger. Die Magazine waren ausgeleert, und das für die ungeheure Menge Gäste viel zu kleine Thessalien und Macedonien konnte keine Lebensmittel mehr aufbringen. Dieß hatte die schlimme Folge, daß die abmarschirenden Truppen des Xerxes, zu Kräutern, Baumblättern, Baumrinden und andern unverdaulichen Speisen, ihre Zuflucht nehmen mußten. Die Seuche, die aus dieser, dem Menschen nicht dienlichen, Nahrung entstand, raffte mehr Leute hin, als das Schwerdt der Griechen bey Thermopylä und bei Salamis. Jeder suchte, sobald es ihm möglich war, nach Hause zu kommen, und am Ende lösete sich der große Menschenschwarm beinahe völlig auf.

Keiner eilte mehr, als Xerxes selbst; er, dem seine Armee für seine Furcht immer zu langsam marschirte, war beständig mit einigen auserlesenen Schaaren voraus. Als er an den Hellespont kam, fand er, daß seine neue Brücke wieder durch einen Sturm zertrümmert sey, seine Ungeduld und Angst aber war so groß, daß er sich in einem kleinen Schiffe übersetzen ließ, um nur bald durch das Meer von den Siegern bei Salamis getrennt zu werden. Er hatte kaum die Mitte der Meerenge erreicht, als sich ein Sturm erhob. Der Pilot erklärte, daß man das Schiff erleichtern müsse, wenn es nicht scheitern sollte; und nun scheute sich Xerxes nicht, den Persern, welche sich mit ihm eingeschifft hatten, zuzumuthen, daß sie sich ersäufen möchten, um ihm das Leben zu retten. Diese Leute, die ihrem König durch die Gefahr, die sie mit ihm theilten, völlig gleich geworden waren, erfüllten sein Begehren, und stürzten sich ins Meer. Als er ans Land kam, beschenkte

schenkte er den Piloten, zur Belohnung, daß er ihm das Leben gerettet, mit einer goldenen Krone, und ließ ihm darauf, zur Strafe, daß er seine Satrapen umkommen lassen, den Kopf abschlagen.

7.

Unternehmungen des Mardonius. Siege der Griechen bei Platäa und Mykale. Ende des Krieges.

Mardonius hatte indessen in Thessalien überwintert, und sann auf Mittel, mit seinen dreimal hundert Tausenden das stolze Griechenland für seinen geflüchteten Despoten zu unterjochen. Staatsklüger als dieser, sah er ein, daß es nothwendig sey, die Griechen uneins zu machen, wenn man sie besiegen wollte. Da ihm besonders die Thätigkeit und der Muth der Athenienser bekannt war, so suchte er vornemlich diese zu gewinnen, überzeugt, daß dann die übrigen Staaten einen nur ohnmächtigen Widerstand leisten könnten. In dieser Absicht sandte er, nebst einigen andern vornehmen Personen, den macedonischen König Alexander nach Athen, einen Fürsten, der nur geringe Macht besaß, und theils aus Furcht theils aus Eigennutz sich zu den Persern geschlagen hatte. Dieser, als Haupt und Dolmetscher der Gesandschaft, gieng zu den Vorstehern der Regierung in Athen, und suchte sie durch ein einnehmendes Betragen und scheinbare Gründe zur Annehmung der Bedingungen zu überreden, welche er ihnen im Namen des persischen Monarchen anbot. Der Hauptinnhalt war, der König wollte sie für seine Freunde erken-

erkennen, ihnen Geld zur Wiederaufbauung ihrer Stadt geben, und den erlittenen Schaden ersetzen.

In Sparta geriethen die Häupter der Regierung, sobald sie erfuhren, daß Mardonius Gesandte nach Athen geschickt hätte, in nicht geringe Sorgen. Sie befürchteten, die Athenienser möchten, wegen des erlittenen großen Ungemachs, und aus Sehnsucht nach Erholung und Frieden, die Bedingungen annehmen, und schickten deswegen ebenfalls Gesandte nach Athen, um einer so verderblichen Verbindung vorzubeugen. Sie erboten sich, wenn die Athenienser den Patriotismus, den sie bei Salamis bewiesen, nicht verläugnen, und von der gemeinschaftlichen Sache nicht abfallen würden, während des ganzen Krieges ihre Weiber, ihre Greise und Kinder zu unterhalten, und ihnen mitten in Sparta ein neues Athen zu verschaffen.

Aristides, der Gerechte genannt, war damals als erster Archon, das Haupt und die Seele des atheniensischen Staatsraths, und in sicherern und festern Händen konnte sich das Ruder nicht befinden. Er sprach im Namen der Republik: „Barbaren verzeihe ich's, wenn sie glauben, daß die Sieger bei Salamis sich durch Geld verführen lassen werden; aber ziemt es Spartanern, die unserer Tapferkeit Zeugen waren, Mißtrauen in sie zu setzen? Viel zu theuer ist uns die Sache der Freiheit, als daß wir ihr je ungetreu werden könnten. König von Macedonien, setzest du einigen Werth auf unsere Freundschaft, so rathe uns nie wieder zu Dingen, die uns beschimpfen würden; und ihr, Gesandte des Mardonius, sagt eurem Herrn: so lange jenes Gestirn (er zeigte nach der Sonne hin) seine ihm vorgezeichnete Bahn verfolgt, so lange werden die Athenienser den König der Perser mit Rache verfolgen!

Rache

Rache schreien ihre verheerten Felder, ihre in Asche verwandelten Tempel.“

Nicht zufrieden mit dieser edeln Kühnheit, wollte Aristides auch durch die Religion seine Mitbürger an ihren Eidschwur binden; und er setzte einen feierlichen Fluch auf, welchen die Priester gegen jeden, der es wagen würde, ein Bündniß mit den Persern in Vorschlag zu bringen, aussprechen mußten.

Als Mardonius die Antwort der Athenienser vernahm, brach er gegen das attische Gebiet auf, um zu versuchen, ob er nicht diese stolzen Republikaner durch die Annäherung seines Heeres biegsamer machen könnte. Die Athenienser, die sich in der Stadt nicht für sicher hielten, schifften sich insgesammt ein, verließen zum zweitenmal ihre, bei dem ersten Anfall fast gänzlich zerstörte Stadt, und begaben sich nach Salamin. Mardonius, der ohne die äußerste Noth kein Treffen wagen wollte, schickte abermals einen Gesandten an sie, um die Unterhandlungen von neuem anzuknüpfen. Unter den flüchtigen Einwohnern äußerte einer Namens Lycidas die Meinung, man sollte den Gesandten doch wenigstens eine Audienz geben, und seine Vorschläge anhören. Ergrimmt über eine solche freiheitswidrige Meinung fiel alles über den unglücklichen Lycidas her, und auf der Stelle ward er gesteinigt. Sogar die Weiber wurden vom Wahnsinn des Fanatismus ergriffen; sie liefen in das Haus des Getödteten, und ermordeten seine Frau und seine Kinder.

Der persische Feldherr entrüstete sich über die Verachtung, womit die Athenienser allen seinen Vorschlägen begegneten, rückte in Athen ein, und brannte alles vollends nieder, was der Wuth des Xerxes noch entgangen war. Nach dieser Mordbrennerey-Expedition zog er sich nach Böotien, und verheerte

das

das Land weit und breit. Die griechische Armee, sechs und sechzig tausend Mann stark, eilte den Persern nach. Beide Heere standen eilf Tage gegen einander, ohne weiter etwas zu thun, als sich zu beobachten, weil die Wahrsager, aus den Eingeweiden der Opferthiere beider Partheyen einen vollkommenen Sieg prophezeihten, wenn sie blos vertheidigungsweise verfahren würden. Dieser Prophezeihung zufolge würde man nimmermehr zum Schlagen gekommen seyn, wenn nicht die Griechen auf den Gedanken gekommen wären, sich wegzuziehen, und in der Nähe von Platäa eine neue Stellung einzunehmen. Mardonius, der diese Bewegung für Flucht hielt, ließ sogleich seine Truppen aufmarschiren, und machte die Dispositionen zu einer entscheidenden Schlacht. Die Griechen hatten ihr Heer bis auf hundert und zehn tausend Mann verstärkt, die Perser aber waren dreimal stärker. Mardonius, an der Spitze der Reuterey, machte einen hitzigen Angriff, wurde aber gleich im Anfange der Schlacht von einem Spartaner mit der Lanze getödtet. Der Kampf zog sich um den gefallenen Feldherrn am hitzigsten zusammen; die Perser wollten den Leichnam nicht in Feindeshänden lassen, und bedeckten ihn mit ihren eigenen Leichen. Vergebens; die Tapferkeit der Spartaner entschied zum Vortheile der Griechen, und von dem großen Heere der Perser blieb kaum ein Drittheil übrig. Nach einigen Nachrichten sollen sich gar nur drei tausend Mann (also etwa der hundertste Theil) gerettet haben. Und eine so schröckliche Niederlage der Perser soll den Spartanern nicht mehr als ein und neunzig, und den Athenienſern nur zwey und fünfzig Mann, gekostet haben.

An dem nemlichen Tage, da die Generale der Griechen diesen Sieg über die Trümmer der grossen Armee des Xerxes davontrugen, erfochten ihre Admirale einen andern bei Mykale, einem Vorgebürge von Jonien, über die Trümmer seiner Flotte. Die Schiffe der Barbaren wurden verbrannt, das Lager, in welchem die hundert tausend Mann, die den König von Persien bis an den Hellespont begleitet hatten, sich befanden, wurde mit stürmender Hand erobert, und es fehlte nun zu dem Triumph der Griechen weiter nichts, als daß Xerxes nicht selbst, für die Einäscherung Athens, und die dem Leichnam des Leonidas angethane Beschimpfung, mit seinem Kopfe büßte.

Ein solches Ende nahm dieser berufene Feldzug des Xerxes, dessen Absicht war, daß das persische Reich keine andere Grenzen, als die Sonne, haben sollte. Berechnet man den Verlust, den seine Armee durch das Schwerdt der Griechen, durch Hunger und Seuchen erlitt, so findet man, daß von den drei Millionen, die er nach Griechenland führte, kaum fünfzig tausend Mann nach Asien zurück kamen. Erlöst waren jetzt die Griechen von jenen unzähligen Heeren von Barbaren, die wie Heuschrekkenzüge ihr Land zwey ganzer Jahre lang ausgezehrt hatten. Diese schröcklichen Niederlagen vergaßen die persischen Monarchen niemals, und sie heilten den Xerxes von allen Gelüsten nach andern solchen Unternehmungen. Er war gerade zu Sardes, als er die doppelte Niederlage seiner Truppen bei Platäa und bei Mykale vernahm. Von Angst und Furcht gequält, und weil er sich durch den Pontus Euxinus, der ihn von seinen Ueberwindern schied, noch nicht hinlänglich gesichert hielt, entfloh er in der größten Eile nach Susa. Vorher aber ließ er alle griechi-

schen

schen Tempel in Kleinasien, den Dianentempel zu Ephesus ausgenommen, plündern und abbrennen. Eben das schlimme Schicksal hatten die Tempel zu Babylon. Zu diesem harten Verfahren mag ihn nicht sowohl der Unwille über die Götter, als die Begierde, sich der Tempelschätze zu bemächtigen, bewogen haben.

Um sich aller Erinnerungen an die erlittenen Unfälle zu entschlagen, überließ sich der persische Despot ganz allen Arten von Ueppigkeiten und Wollüsten. Sein Hof wurde ein allgemeiner Schauplatz der schändlichsten Ausschweifungen, und Mord und Blutschande wechselten da beständig mit einander ab. Er fand aber die Gemüthsruhe nicht, die er suchte, und das Edikt, in welchem er demjenigen eine Belohnung versprach, der ein neues Vergnügen erfinden würde, vermochte nichts zu seiner Erheiterung beizutragen. Endlich that sich eine Verschwörung gegen ihn zusammen, und er wurde in seinem Bette ermordet. Er hatte mit seinem eisernen Scepter Persien ein und zwanzig Jahre lang regiert.

Unter den Griechen hatte sich in diesem Kampfe für Freiheit und Leben niemand größern Ruhm erworben, als Themistokles, der Sieger bei Salamis, der eifrigste Beförderer einer nachdrucksvollen Vertheidigung. Die Spartaner führten ihn nach dem entscheidenden Siege bei Salamis triumphirend nach ihrer Hauptstadt, gaben ihm einen Olivenkranz als Preis der Weisheit, schenkten ihm den schönsten Wagen, der in ihrer Stadt zu finden war, und liessen ihn feierlich durch dreihundert Jünglinge bis an die Grenze begleiten. Als darauf fast ganz Griechenland versammelt war, um Wettkämpfe im Rennen, Fahren, Ringen zu feiern, und auch Themistokles dabei erschien, erregte er so sehr die Aufmerksamkeit

des

des gesammten Griechenlands, daß alle Zuschauer der Kämpfer vergaßen, und den ganzen Tag die Augen nur auf ihn richteten. Einer zeigte ihn dem andern mit Bewunderung und Freude; sein Name tönte von allen Lippen, und innig gerührt gestand Themistokles seinen Freunden, daß dieser Tag der schönste seines Lebens sey.

III. Verschwörung gegen Alexander den Großen.

Im Jahr 330 vor Christi Geburt.

I.

Blick auf Alexanders des Großen Leben und Charakter.

Einer der größten Eroberer des Alterthums war Alexander, König von Macedonien, dem seine Thaten den Beinamen des Großen erworben haben. Muth, Emporstreben zum höchsten Ruhme in allem, was würklich rühmlich war, oder irrig dafür gehalten ward, wenn es nur Anstrengung von Kräften erfoderte, stolze Verachtung des Alltäglichen, des Gewöhnlichen, machten frühzeitig den jungen Alexander vor seinen Gespielen bemerklich. Er verachtete die olympische Rennbahn, weil er doch nicht mit Königen wettkämpfen könne. Ein thessalisches Pferd, Bucephalus genannt, das für dreizehn tausend Thaler feilgeboten ward, aber niemanden aufsitzen ließ, bändigte er, indem er es gerade gegen die Sonne führte,

führte, so daß es seinen Schatten nicht bemerken konnte. Ernste Wissenschaften und schöne Kenntnisse waren ihm etwas, dessen Besitz der große Mann mit Eifer suchen, und mit Eifersucht bewahren müsse. Er nahm es daher seinem Lehrer, dem großen Aristoteles, sehr übel, daß er über Wissenschaften öffentlich geschrieben habe, von welchen das große Publikum nicht wissen dürfe. Homers Iliade lag im Felde immer unter seinem Kopfküssen. Mit einem Interesse, das über seine Jahre war, bekümmerte er sich um die Staatsverhältnisse und politischen Ereignisse seiner Zeit. Als einmal persische Gesandte nach Macedonien kamen, fragte er sie mit solcher Klugheit aus, daß sie einen alten General zu hören glaubten, und nicht ohne Besorgniß an die Zeit dachten, wo dieser Knabe Mann und König seyn würde. So oft die Nachricht einlief, daß sein Vater Philipp eine Stadt erobert, oder eine Schlacht gewonnen habe, wurde er tiefsinnig und traurig. „Ach, seufzte er dann, mein Vater wird alles unterjochen, und mir nichts zu thun übrig lassen!“

Im ein und zwanzigsten Jahre bestieg Alexander den Thron von Macedonien mit großem Geist und edlem Herzen; leider aber in richtiger Schätzung wahrer Größe keineswegs über den großen Haufen erhaben. Denn er hielt fremder Länder Eroberung nicht für Raub, sondern für ruhmvolle That. Schnell und rasch grief er mit seinem zwar kleinen, aber von seinem Vater seit mehreren Jahren in dem illyrischen, thracischen und griechischen Kriege geübtem Heere die ungeheure persische Morarchie an, die zwar von einem unabsehbaren aber ungebildeten Heere und schlechten Anführern vertheidigt wurde, und riß sein Heer von Arbela nach Issas, von Issas zum Granikos, aus einer blutigen Schlacht in die andere,

unauf-

unaufhaltbar mit sich fort. Und so sah er sich durch seine Schnelligkeit und sein Glück der Waffen nach einem kurzen Zeitraume von zwölf Jahren nicht blos als Herrn der ganzen ungeheuren persischen Monarchie, die er besiegt und zertrümmert hatte; sondern hatte auch außerdem Tyrus *) und viele andere Länder unterjocht und war Asien bis nach Indien siegreich durchflogen.

Das Beispiel dieses gewaltigen Eroberers zeigt aber auch, was wir so oft sehen, daß allzugroßes Glück für menschliche Kräfte eine zu schwere Bürde sey. Alle die schönen Anlagen seines Geistes und Herzens, die ihn im Anfange seiner Laufbahn auszeichneten, schwemmte sein stromschnelles Glück hinweg. Er ward in Tracht und Sitten ein weichlicher Meder; er überließ sich thierischer Sinnlichkeit, und begieng im Trunke Handlungen, deren er sich zwar nachher innigst schämte, aber welche nicht zu wiederholen, er nicht Geistesstärke genug besaß. Bei einem Schmauße sollen sich einmal vierzig Gäste zu Tode gesoffen haben. Im trunkenen Muthe stekte er den kaiserlichen Pallast zu Persepolis in Brand, mordete den Clitus, welcher ihm in der Schlacht am Granikos das Leben gerettet hatte, und wer ihm sonst in Wurf kam. Spiele und Gastmahle wechselten immer mit einander, und die reitzendsten Schönheiten Asiens mußten ihm und seinen Offizieren die Zeit kürzen. Von den Reitzen der Wollust gefesselt, und über sein Glück schwindlicht, verachtete er die

strem-

*) Man sehe den 2ten Band dieser Revolutionsgem. S. 1 — 26.

strengen und rauhen Sitten der macedonischen Könige, nahm die prächtige Kleidung der persischen Monarchen an, und nöthigte seine Offiziere und Freunde, ihrer Neigung sehr zuwider, sich nach eben dieser Mode zu kleiden. Auch wollte er den Pomp und die Weichlichkeit der persischen Könige nachahmen. Er füllte seinen Pallast mit dreihundert und sechzig Beischläferinnen, und verlangte von allen, die vor ihn gelassen werden wollten, sich vor ihm niederzuwerfen.

Alle Genüsse der Sinnlichkeit und alle Huldigungen der tiefsten Demüthigung wollten dem Eroberer Asiens bald nicht mehr genügen. Er beschloß, sich für einen Gott erklären zu lassen. Anfangs war er unschlüssig, welche Gottheit des Olymps er auf Erden vorstellen sollte, und versuchte fast alle Rollen derselben. Bald ließ er sich, mit dem Bogen und Köcher der Diana geschmückt, auf einem Wagen fahren, bald zeigte er sich mit dem Donnerkeil und den Hörnern des Jupiter Ammon. Des Morgens sah man ihn in seinem Zelt mit den Flügeln und dem Heroldsstabe Merkurs, und des Abends vertauschte er diese Theaterkleidung mit der Löwenhaut und der Keule des Herkules. Endlich, eingedenk der Sage von der afrikanischen Schlange, die man bei seiner Mutter Olympias im Bette gefunden, und besonders des Ammonischen Orakels, wählte er, unter so vielen ungereimten Genealogien, die eines Sohns des Jupiters.

Alle diese Aeußerungen der Eitelkeit setzten den Helden in den Augen der Seinigen tief herab, und erzeugten geheime Machinationen und Verschwörungen gegen ihn. Grausam war aber die Art, wie Alexander die zu bestrafen pflegte, die ihm verdächtig wurden. Dieß erfuhren unter andern Parmenio und

Philotas,

Philotas, als Theilnehmer an einer Verschwörung gegen den König.

2.

Angebliche Verschwörung des Philotas gegen Alexandern.

Philotas war der Sohn des Parmenio, der unter Alexanders Vater mit großer Auszeichnung gedient, und das Zutrauen seines Herrn beständig in einem ganz vorzüglichen Grade genossen hatte. Auch gegen Alexander bezeugte sich Parmenio während dessen asiatischen Feldzügen bei jeder Gelegenheit als ein eifriger und treuer Diener, wie er denn auch dessen Zutrauen so ganz besaß, daß ihm in den drey großen Schlachten, welche den Umsturz des persischen Reiches zur Folge hatten, die Anführung des linken Flügels übergeben wurde, während Alexander an der Spitze des rechten stritt. In vielen wichtigen Verhandlungen konnte ihm nichts zur Last gelegt werden, als etwa, daß seine allzu ängstliche Besorgniß für seines Herrn Sicherheit ihn bisweilen zu allzu behutsamen Rathschlägen verleitete. Er war jetzt ein Greis von siebenzig Jahren, geliebt und verehrt von dem ganzen macedonischen Heere; die Bundesgenossen und die Perser nannten seinen Namen mit Achtung und gehorchten seinen Befehlen mit Zuversicht, seine unwandelbare Treue gegen den König war allgemein bekannt, und die Schätze Asiens waren unter seiner Verwahrung. Zwey seiner Söhne, Helden wie er, hatten für den Ruhm und die Vergrößerung des Königs ihr Leben aufgeopfert; nur Philotas blieb ihm noch übrig. Erst jüngst war

thm die Stadthalterschaft über Medien anvertraut worden, welchen Posten er mit unermüdsamer Wachsamkeit und unsträflicher Rechtschaffenheit verwaltete.

Was Parmenio in den Tagen seiner Blüthe gewesen war, das war Philotas jetzt; von anerkannter Tapferkeit, edelmüthig, gesittet, vielleicht ein wenig zu prachtliebend in seiner Lebensweise, geliebt von den Soldaten, und von dem macedonischen Könige vorzüglich begünstigt, der ihn zu den ersten kriegerischen Ehrenstellen befördert hattte.

Alexander war mit seinem Stolz und mit seinen Schwachheiten, in der Nähe gesehen, kein Gott für seine Generale, wie er es für die Barbaren war. Diejenigen, welche der Held mit seiner vorzüglichen Vertraulichkeit beehrte, erlaubten sich zuweilen kleine Spöttereyen über seine Anmaßungen. Das ließ sich auch Philotas zu Schulden kommen. Da sein eigener Uebermuth unaufhörlich durch Alexanders seinen gebrochen wurde, so suchte er diesen König von Zeit zu Zeit zu erniedrigen. Vornehmlich öfnete er sein Herz der Antigone, einer reizenden Macedonierinn, die ihn durch ihre Schönheit bezaubert hatte. Vom Wein und Liebe trunken, erlaubte er sich öfters in ihrer Gesellschaft die muthwilligsten Ausfälle auf seinen Wohlthäter; er nannte Alexandern einen verwegenen Jüngling, der nur ihm und seinem Vater den Thron und seine Lorbeeren zu verdanken hätte.

Die Buhlerin war niederträchtig genug, das Geheimniß der Liebe zu verrathen, und selbst den Philotas beim Alexander zu verklagen. Der König schien die Verunglimpfungen seines muthwilligen Günstlings nicht zu achten, und entließ das Weib mit dem Auftrage, ihm alles zu hinterbringen, was sie fernerhin von Philotas erfahren würde. So mannigfal-

tig und häufig auch nun Parmenio's Sohn bei dem Könige angeschwärzt wurde, so veränderte doch dieser sein Betragen gegen ihn nicht im geringsten. Aber jetzt machte er sich selbst der Theilnahme an einer Verschwörung wider den König verdächtig, und der Sieg des Neides und der Eifersucht über ihn war entschieden.

Ein gewisser Macedonier, Namens Cebalinus, hatte den Philotas von einem Anschlage benachrichtiget, den ein gewisser Dimnus (ein unbedeutender Mensch, der sich von dem Könige beleidigt hielt) und andere nicht bekannt gewordene Personen, gegen Alexanders Leben geschmiedet hätten. Da Philotas am meisten Zutritt bei dem Könige hatte, so bat ihn Cebalinus, er möchte dem Monarchen das schwarze Komplot enthüllen. Philotas versprach es, versäumte aber dennoch es zu thun; es seye nun, daß ihm das ganze Komplot, wegen der Unwichtigkeit der Verschwornen, zu unwarscheinlich vorkam, als daß er Alexandern damit hätte beuuruhigen mögen, oder daß er wirklich, wie ihm seine Feinde Schuld gaben, durch schlimmere Triebfedern dazu bewogen wurde. Mittlerweile ließ Cebalinus, der diese Vernachläßigung entdeckte, dem Könige nicht nur seine Nachricht durch einen andern Kanal zukommen, sondern that ihm auch zugleich zu wissen, daß er den Handel zuerst dem Philotas entdeckt hätte, aber ohne daß dieser darauf zu achten geschienen.

Schon hatte Alexander einer so unerklärlichen Versäumniß halber einige Zweifel gegen den Philotas gefaßt, als ein unglücklicher Vorfall dieselben noch bestärkte. Dimnus ward vorgefodert, und um nicht zum Bekenntniß gezwungen zu werden, entleibte er sich selbst. Diese rasche That, die freilich für das Eingeständniß seiner Schuld genommen werden

konnte,

konnte, überzeugte den König, daß irgend ein schwarzer Anschlag im Werke gewesen sey, und da er nicht wußte, bei wem er mit seinem Verdachte stehen bleiben sollte, so lenkte er ihn auf den Philotas, dem das Verschweigen seiner Angabe nun als ein Beweis der Theilnahme an der Verschwörung selber angerechnet wurde. Er ließ den Unglücklichen kommen, und befahl ihm, sich zu rechtfertigen. Er that es mit Adel und Anstand; zum Schluß seiner Rede umfaßte er die Knie des Königs und bat ihn, ihm das Versehen eines Augenblicks, in Rücksicht seiner alten Dienste, zu verzeihen. Alexander stand mit scheinbarer Güte auf, reichte ihm die Hand zum Zeichen der Versöhnung, und die ganze Armee glaubte nun, alles sey vergessen.

Kaum war Philotas fort, als Alexander in seinem Zelte Kriegsrath hielt.

Des Philotas Verdienste, Rang und Ansehen waren zu schimmernd, als daß sie den Neid nicht hätten wider ihn aufregen sollen. Da nun die Generale jetzt leicht in den Augen des Königs lesen konnten, daß er wünschte, man möchte den Sohn des Parmenio strafbar finden, so ergriefen sie mit Freuden die Gelegenheit, einen Nebenbuhler, welchen sie schon lange zu stürzen suchten, zu Grunde zu richten. Unter dem Vorwande der zartesten Besorgniß für Alexanders persönliche Sicherheit, benutzten sie des Königs schwache Augenblicke, und gaben arglistig zu verstehen, daß Philotas sich noch ein anderes Verbrechen, als sein Stillschweigen, vorzuwerfen hätte: daß er schon lange nach dem macedonischen Thron trachte; daß sein strafbarer Ehrgeitz sich schon zur Zeit der Eroberung Aegyptens verrathen habe, und daß es um so gefährlicher seyn würde, ihm zu verzeihen, da ein so stolzes Herz, wie das seinige, eine demüthi-

demüthigende Begnadigung immer wie einen Schimpf betrachten würde. Sie schloßen damit, die Niederträchtigen, daß sie sagten, man müße den Philotas durch die Folter zwingen, seine Mitschuldigen zu entdecken. Alexander hatte nun, was er wollte, und entließ sie mit dem Befehl, die Sache geheim zu halten.

3.

Des Philotas Verurtheilung und Tod. Meuchelmörderische Hinrichtung des Parmenio.

Philotas ahndete das Ungewitter nicht, welches über seinem Haupte schwebte. Er glaubte die Gunst des Königs wieder vollkommen zu besitzen, und wurde in dieser Meinung um so mehr bestärkt, als ihn Alexander zu Tische laden ließ. Während der unglückliche Favorit mit aller Vertraulichkeit mit seinem Herrn sprach, ergrief man die nöthigen Maaßregeln, um die andern Zusammenverschwornen zu arretieren. Man besetzte zugleich einige Pässe mit Reutern, damit Niemand dem Parmenio, der eine starke Armee in Medien kommandirte, von dem was geschehen sollte, Nachricht bringen könnte.

Philotas begab sich nach der Mahlzeit in seine Wohnung, und schlief die Nacht darauf ruhig ein, weil entweder seine Seele keine Gewissensbisse empfand, oder weil er glaubte, der König habe schon alles vergessen. Aber er genoß die Ruhe des Schlafs nicht lange. Noch in eben der Nacht, die auf dieß verrätherische Gastmal folgte, wurde er gefangen genommen; man legte ihm Fesseln an die Füsse,

hüllte sein Gesicht mit einem Schleier ein, und führte ihn so mitten ins Lager zu dem blutigen Leichnam des Dimnus, der gegen seinen Königsmord zu zeugen schien.

Als die Armee versammelt war, erschien Alexander ganz blaß und mit niedergeschlagenen Augen, und erklärte, daß er ein Komplot gegen sein Leben entdeckt hätte; Parmenio sey die erste unsichtbare Triebfeder desselben; Philotas habe es im Lager mit vieler Kunst angezettelt, und Dimnus, dessen blutigen Leichnam man da liegen sähe, habe es ausführen wollen. Der große Haufen, welchen man nicht zu überzeugen braucht, wenn man ihn nur zu rühren weiß, zitterte über die Gefahr seines Königs, und als Alexander sah, daß sein Unwillen aufs höchste gestiegen, und ihm also die Rolle, die er in diesem schröcklichen Drama gespielt hatte, gelungen war, entfernte er sich.

Philotas ward ohnmächtig, als er hörte, daß er des Königsmordes beschuldigt wurde; als er aber wieder zu sich selbst gekommen war, hatte er keine Mühe, sich gegen eine so unbestimmte und von aller Wahrscheinlichkeit entblößte Anklage zu rechtfertigen. Er wandte sich darauf nach der Seite hin, wo er glaubte, daß Alexander sey, (denn man sagt, er habe, hinter einem Vorhange verborgen, alles mit angehört) und rief: „O mein König, wo du auch seyn magst, höre mich an! Wenn ich strafbar bin, da ich dir das Vorhaben des Dimnus verheelte, so hab ich mein Vergehen bekannt, und du hast es mir verziehen; du hast mir deine königliche Hand zum Pfande der Versöhnung gegeben, und nachher hab' ich die Ehre gehabt, an deine Tafel gezogen zu werden. Hast du meiner Rechtfertigung einigen Glauben

ben beigemessen, so bin ich unschuldig, und hast du mir verziehen, so bin ich begnadigt.“

Alexander sah, daß sein Schlachtopfer ihm entgehen könnte; er erschien also wieder vor der Versammlung, und verschob, unter dem Vorwande, noch mehr Erkundigungen einzuziehen, das Gericht bis auf den folgenden Tag. Er berief unverzüglich seine vornehmsten Generale zu sich, und berathschlagte mit ihnen, was zu thun wäre. Die meisten wollten den unglücklichen Philotas gesteinigt haben; andere aber riethen, ihn zuvor auf die Tortur zu bringen, welches der König genehmigte. Sogleich wurden die nöthigen Vorkehrungen dazu gemacht. Diejenigen, denen es aufgetragen war, den Verhafteten zu martern, legten ihm alle Instrumente vor die Augen hin, deren man sich bedienen wollte, um ihm das Geständniß seines Verbrechens abzuzwingen. Bei diesem Anblicke rief Philotas: „Warum zaudert ihr, einem Menschen das Leben zu nehmen, der es gesteht, daß er den König habe ermorden wollen? Ja, ich hatte diesen Vorsatz, und es ist nicht meine Schuld, daß er nicht ausgeführt worden ist.“ Sogleich zog man ihn aus, verband ihm die Augen, und quälte ihn mit den schröcklichsten Martern. Ohne einen Seufzer oder Laut von sich zu geben, duldete er die größten Schmerzen. Man geißelte ihn nicht nur bis aufs Blut, sondern bediente sich auch der Feuerprobe. Sein Körper schwoll durch die Entzündung der Wunden auf, und da die Schläge schon bis auf die vom Fleisch entblößten Beine giengen, und da er die Büttel neue Quaalen bereiten sah, rief er, vom Schmerz überwältigt, mit sterbender Stimme: „Nun wohl, so diktirt mir die Geständniße, die eure Wuth fodert.“ Ohne die Antwort zu erwarten, ersann er eine Art Roman, den er wahrscheinlich zu

machen

machen suchte, und worinn er jeden, dessen Macht den Günstlingen des Königs bange machte, als mitschuldig angab.

Indeß hatte die Nachricht von der Folterung des Philotas sich durch das ganze Lager verbreitet. Die Verwandten des Unglücklichen fürchteten die Folgen des unmenschlichen macedonischen Gesetzes, vermöge deßen alle Verwandten eines Verbrechers der beleidigten Majestät mit ihm hingerichtet wurden, und schon entflohen einige derselben in die umliegenden Wüsteneyen, und andere brachten sich selbst ums Leben, als Alexander, aus Furcht, sich gar zu verhaßt zu machen, eine allgemeine Amnestie für die Verwandten des Verschwornen bekannt machen ließ. Philotas selbst aber wurde mit Anbruch des Tages zur Verurtheilung herbei gebracht, im Angesichte der ganzen Armee. Da der Unglückliche sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte, so trug man ihn auf den Versammlungsplatz. Man las den Soldaten die Aussagen vor, die ihm durch die Folter erpreßt worden waren. Es erhob sich ein Geschrei des Unwillens, und Philotas wurde mit allen seinen Mitschuldigen, nach macedonischer Sitte, zu Tode gesteinigt.

Parmenio, Philotas bejahrter Vater, war noch übrig. Es schien gerathen, auch diesen in seines Sohnes Schuld zu verwickeln. Er war ein Mann von hochherziger Gesinnung; er war von den Truppen angebetet, und war so blutig beleidigt worden, daß man an der Möglichkeit seiner Aussöhnung verzweifelte. Sein tief gekränktes Vaterherz konnte leicht den Willen und den Entschluß zur Rache in ihm hervorbringen. Die Feinde des ehrwürdigen Greises zeigten dem Könige im Zauberspiegel der Selbstliebe das Bild der Gefahr; die verworfene

Rotte

Rotte der Schmeichler, die durch tausend Künste seine Selbstheit gefesselt hielt, lenkte seinen schwankenden Sinn zur ängstlichen Sorge für seine Selbsterhaltung, seine Besonnenheit verschwand, das Verbrechen verlor seine Schrecken, und er sprach über den redlichen Greis das Todesurtheil.

Die niedrige Hinterlist, deren man sich zu seiner Hinrichtung bediente, beweißt zur Genüge, daß der König sich seiner Unschuld bewußt war. Derjenige, den er zur Ausrichtung eines solchen Auftrages nach Medien sandte, war Polydamas, Parmenio's Freund; ein Mann, von dem sich der alte Feldherr unmöglich etwas Arges versehen konnte. Um seines Zweckes desto weniger zu verfehlen, ward er angewiesen, zu einer so späten Stunde einzutreffen, daß Parmenio aller Vermuthung nach sich schon zur Ruhe begeben hätte; sodann aber, und ehe er ihn noch gesehen, seine Verhaltungsbefehle gewissen zuverläßigen Personen zu eröffnen, die in Ausführung des blutigen Geschäftes ihm behülflich sein könnten.

So vorbereitet, wartete er früh Morgens, als wäre er gerade angekommen, dem Parmenio auf, und überreichte ihm zwei Briefe; den einen vom König, den andern, wie es hieß, von seinem Sohn, als mit dessen Siegel der König den Brief verschlossen hatte. Des Königs Brief öfnete Parmenio aus Ehrfurcht zuerst. Mit Vergnügen fand er den gewohnten herzlichen und zutraulichen Ton, in dem ihm Alexander zu schreiben pflegte, darinn wieder. „Ich sehe, sagte er zu Polydamas, daß Alexander sich zu einem neuen Feldzuge anschikt. Große Götter, welche Thätigkeit, und welch ein Muth! Aber sollt' es nicht Zeit seyn, daß er darauf dächte, seines Ruhmes in Ruhe zu genießen?" Er wollte darauf den Brief seines Sohnes erbrechen, als Polydamas und die ihn

beglei:

begleitenden Meuchelmörder ihm ihre Dolche in den Leib stießen, und ihn todt zu Boden streckten. Einige wenige Soldaten sahen die blutige That von ferne. Sie schlugen Lärm. Die Truppen eilten herbei. Polydamas und seine Mitschuldigen liefen Gefahr, in Stücken zerrissen zu werden; und kaum vermochte das Vorzeigen des königlichen Befehls den Auflauf zu stillen.

So endigte sich die berühmte Verschwörung des Philotas, die in allen redlichen Gemüthern, den Haß gegen Alexandern vermehrte.

IV. Revolutionen in Spanien.

Vom Jahr Christi 711 bis zum Jahr 1492.

I.

Charakteristik der Mauren und Araber. Der große Reformator Muhamed.

Unter allen Völkern, welche nach dem Verfalle des römischen Reichs unsern Welttheil zum Schauplatz wichtiger Veränderungen erkohren, sind die Mauren eines der ältesten und merkwürdigsten. Sie bewohnten seit den frühesten Zeiten die große Erdstrecke in Afrika, welche gegen Morgen von Aegypten, gegen Mitternacht vom mittelländischen Meere, gegen Abend vom großen Weltmeere, und gegen Mittag von den Wüsten der Barbarey begränzt wird. In der alten Geschichte sind sie unter dem Namen der Numider, Getuler und Massilier bekannt. Bald waren sie

Unter-

Unterthanen, bald Feinde, und bald wieder Bundesgenossen der berühmten Karthaginenser; fielen mit ihnen unter die Herrschaft der Römer, und wurden in der Folge in manche andere Revolutionen verwikkelt. Allein sie nahmen im Grunde sehr wenig Antheil an den Angelegenheiten ihrer verschiedenen Gebieter. Sie irrten in Wüsten herum, beschäftigten sich mit ihren Heerden, bezahlten freiwillige Abgaben, ertrugen in Geduld die Bedrückungen ihrer Despoten, suchten manchmal ihre Ketten zu zertrümmern, und flohen, wenn sie geschlagen waren, in die Gebürge des Atlas, oder ins Innere des Landes. Ihre Religion war ein Gemisch von Christenthum und Götzendienst, ihre Sitten waren die Sitten unterjochter Nomaden: schon damals waren sie, wie bis auf diesen Tag unter den Despoten von Marocco, roh, unwissend, unglücklich und durch den Despotismus erniedrigt.

Talent und Geistesstärke sind indessen keinem Himmelsstriche ausschließend eigen. Eben die Mauren, welche Jahrhunderte lang im rohen Naturzustande lebten, erhoben sich kraftvoll aus der Niedrigkeit, als sie um die Mitte des siebenten christlichen Jahrhunderts mit den Arabern in Verbindung kamen, einem edeln Volke, das seiner Tapferkeit, seinen Einsichten und besonders seiner Toleranz wegen damals die ganze Welt zu beherrschen verdiente.

Die Araber sind ein uraltes Volk, welches selbst den Ismael, einen Sohn Abrahams, als seinen Stammvater nennt. In ihrer großen Halbinsel zwischen dem persischen und arabischen Meerbusen, unzugänglich wegen ihren brennenden Sandwüsten, steilen Gebürge und wasserarmen Steppen, waren sie noch von keinem Weltstürmer angefochten worden, so viel deren auch seit Jahrtausenden an ihrer obern

Gränze

Gränze vorbeigezogen waren. Alexander war rasch vorüber gegangen; selbst die Römer, die Arabien doch das reiche nannten, haben sich nie weit hinein gewagt. Da es auch nur theilweise bewohnt werden kann, und das Reisen darinn sehr beschwerlich ist, so haben sich die Bewohner nie in einen einzigen Staat vereinigen können. Die Natur scheint ihnen auch selbst mehr ein Hirtenleben und eine leichte Wanderschaft mit Pferden und Kameelen, als einen ernsten stätigen Beruf angewiesen zu haben. Die in Städten wohnen, treiben meistens Handelschaft, und fördern persische und indische Waaren in zahlreichen Karavannen nach den westlichen Provinzen Asiens oder nach den Seehäfen hin, wie schon im Alterthum. Andere Horden begnügen sich mit dem Ertrage ihrer Heerden, und führen noch dasselbe Leben, welches Moses einst in ihren Wüsten vierzig Jahre lang seine Israeliten führen ließ. Sie sind bei ihrer Armuth gastfrey und gutmüthig, nur daß sie nach ihren Begriffen Staßenraub für erlaubt halten. Ihr Ansehen ist offen und heiter, ihr Körperbau stark und geschmeidig, und ihr Gemüth, von wenig Sorgen gekränkt, zur Lustigkeit geneigt. Sie haben sogar vortreffliche Volksdichter gehabt, deren Gesänge noch jetzt in jedermanns Munde sind, und ihre Weisheitssprüche, Fabeln und Mährchen sind eben so schön gedacht als eingekleidet.

Ein großer Mann stund um den Anfang des siebenten Jahrhunderts unter diesem Volke auf, ausgerüstet mit allen Geschenken der Natur. Muhamed war sein Name. Heldensinn, Weisheit, Beredsamkeit, Anmuth — kurz alle Talente, die einnehmen und hinreissen, zeichneten ihn aus. Unter jeder aufgeklärten Nation wäre er für einen großen Mann gehalten worden; bei einem unwissenden und fanatischen Volke mußte er seyn, was er wirklich ward — ein Prophet.

Die

Die Religion der Araber war ein seltsames Gemische von allerhand klugen und thörichten Meinungen, entsprungen aus dem Glauben ihrer Nachbarn, der Juden, Christen und Götzendiener, und mit mannigfachen eigenen Zusätzen vermehrt. Sie glaubten an Genien, Dämonen und Zaubereien; sie beteten die Sterne an und opferten den Götzen. Muhamed brütete lange in der Einsamkeit über dem Plane, Stifter einer neuen Religion zu werden, die der Einfalt der alten Patriarchenzeit wieder ähnlich würde, und dem Menschen würdige Begriffe gewährte von Welt und Zukunft und von dem, was sie, um glücklich zu leben, glauben, hoffen und thun müßten. Da er sich klüglich in den Ruf eines Propheten und Vertrauten gesetzt hatte, verkündigte er auf einmal eine neue Religion, die ganz dazu geschickt war, das feurige Temperament dieser Völker in helle Flammen zu setzen. „Söhne Ismaels, sprach er zu ihnen, ich bringe euch die Lehren, zu der sich euer Vater Abraham, Noah und alle Patriarchen bekannten. Es ist nur ein Gott, der Beherrscher der Welten: er heißt der Barmherzige. Ihn allein betet an: seyd wohlthätig gegen Waisen, gegen Arme, Sklaven und Gefangene; übt Gerechtigkeit gegen alle Menschen: Gerechtigkeit ist die Schwester der Frömmigkeit. Betet und gebt Almosen. Zur Belohnung werdet ihr in die wonnevollen himmlischen Gärten versetzt werden, wo spiegelhelles Wasser fließt, und wo ihr Mädchen findet, ewig schön, ewig jung und immer liebreizender. Bekämpft mit Muth die Unglaubigen und die Gottlosen, streitet gegen sie, bis ihr siegt, und bis sie den Islamismus ergreifen oder euch Tribut bezahlen. Wer als Kämpfer auf dem Schlachtfelde bleibt, erfreut sich von dem Augenblicke an der Schätze der Gottheit. Ein Feiger kann sein Leben nicht verlängern;

gern; der Augenblick, in welchem der Engel des Todes ihn schlagen soll, steht in dem Buche des Ewigen."

Solche Lehren mußten bald Anhänger finden, da sie in einer reichen, blühenden, majestätischen Sprache, verschönert durch die Reitze der Dichtkunst, und im Namen eines Engels von einem Propheten, der Krieger, Dichter und Gesetzgeber in einer Person war, an ein Volk ergiengen, das mit dem feurigsten Temperament, die heftigste Neigung zum Wunderbaren, zur Wollust, zu kühnen Thaten und zur Dichtkunst verband. Muhamed fand viele Anhänger, und die Verfolgungen vermehrten ihre Zahl. Gleich einem reissenden Strome verbreitete sich der Islamismus in Arabien und Aethiopien. Umsonst war's, daß einige heidnische oder jüdische Stämme ihren alten Gottesdienst zu verheidigen suchten; umsonst, daß Mecca seine Soldaten gegen den Zerstörer seiner Götter bewafnete: Muhamed zerstreute mit dem Schwerdte in der Hand die Armeen der Feinde, bemächtigte sich ihrer Städte, verzieh nicht selten den Besiegten, und gewann durch seine Gnade, durch seinen Geist und durch seine Talente die Zuneigung der unterjochten Völker. Gesetzgeber, Oberpriester, Befehlshaber aller arabischen Stämme, geachtet von allen Beherrschern Asiens, angebetet von einer mächtigen Nation, unterstützt von Feldherren, welche sich unter ihm zu Helden gebildet hatten — wurde er im Lauf seiner Siege von einer Jüdinn in einem Hammelbraten zu Medina vergiftet.

Sein Tod that weder der Ausbreitung seiner Religion, noch den Eroberungen der Araber Einhalt. Nachdem Muhamed sie zu einem Ganzen gebildet hatte, das von Einem Geiste beseelt war, Einen Zweck vor Augen hatte, unter Einem Anführer kämpfte

und

und Kriegszucht mit Tapferkeit verband; begreift man leicht, daß die Araber eine große Rolle in der Welt spielen mußten. Der Koran versprach ja überdieß denen, die mit den Waffen in der Hand im Kampfe blieben, den Himmel mit unaufhörlichem sinnlichem Genuß. Welches Reich konnte also wohl den Waffen dieses kriegerischen Volkes widerstehen, das an Sieg gewöhnt und durch die Vorspieglungen eines Propheten zu hohen Thaten angefeuert war?

Die eroberungssüchtigen Araber unterjochten mit ihren unwiderstehlichen Waffen in Kurzem große Länderstrecken, den größten Theil Asiens, und den ganzen kultivirten Theil von Afrika. So kam auch Mauritanien in ihren Besitz, und nur bei den kriegerischen Stämmen der Bereberen fanden sie einigen Widerstand. Diese freien Hirtenvölker und alten Bewohner von Numidien, die noch bis auf den heutigen Tag zwischen den Bergen des Atlas in einer Art von Unabhängigkeit leben, vertheidigten sich muthvoll gegen die Ueberwinder der Mauren. Ein muhametanischer General, Namens Akbe, unterjochte sie dennoch, und gab ihnen sein Gesetz und seinen Glauben; von hier drang er bis an die westlichen Grenzen von Afrika, und hielt erst am Ocean inne. Voll Enthusiasmus, Heldenmuth und Religionseifer, sprengte er mit seinem Pferde ins Meer, zog sein Schwerdt, und rief: „Gott Muhameds, du siehst es: ohne dieses Element, das mich aufhält, würd ich neue Nationen aufsuchen, um sie zur Verehrung deines Namens zu zwingen!“

Groß war die Veränderung, welche die Ankunft der Araber bei den Mauren veranlaßte. Ein gemeinschaftlicher Ursprung mit ihren neuen Oberherrn, einerlei Sprache, einerlei Leidenschaften: alles trug dazu bei, Sieger und Besiegte zu vereinigen. Die

Verkündigung einer Religion, die ein Abkömmling Ismaels, des vermeintlichen Stammvaters der Mauren, gestiftet hatte, die raschen Siege der Muhamedaner: das entflammte die Seele der Mauren, und gab ihrem Charakter seine ganze feurige Thatkraft. Sie ergriefen mit Leidenschaft Muhameds Lehren, verbanden sich mit den Arabern, erboten sich mit ihnen zu kämpfen, und waren plötzlich für Islamismus und Kriegsruhm begeistert. Mauren und Araber galten bald nur für Ein Volk.

2.

Blick auf Spanien und dessen frühere Geschichte. Araber kommen dahin, und erobern das Reich.

Die Eroberungssucht verleugnet niemals ihren Charakter; jeder neue Besitz spornt zu kühnern Unternehmungen. Als die Araber mit mächtigem Arme Asien und Afrika unterjocht hatten, drohten sie auch Europa zu verschlingen.

Spanien, diese reiche Halbinsel, ausgezeichnet vor allen Ländern Europens durch ihre günstige Lage, durch blühenden Handel, und durch Ueberfluß an Früchten und Metallen, hatte von jeher die Habsucht fremder Beherrscher gereizt. Wechselsweise war dieses schöne Königreich bald den Karthaginensern, bald den Römern unterthan; dann gerieth es in die Gewalt roher Barbaren, der Alanen, Sueven und Vandalen, und endlich gründeten die Gothen daselbst ein weitausgedehntes Reich. Das angenehme Klima, der Wohlstand und Ueberfluß machten diese Eroberer weichlich, erzeugten Laster unter ihnen, von denen

sie

sie als Barbaren nichts gewußt hatten, und raubten ihnen den kriegerischen Muth, dem sie allein ihr Glück zu danken hatten. So sank die Regierung der Gothen in Spanien allmählich zu einer Erschlaffung herab, die bei allen barbarischen Völkern erfolgen muß, wenn sie, nicht mehr vom Geiste der Eroberung gehoben, ohne Grundsätze, ohne bestimmte Regierung und Ordnung nunmehr Muße gewinnen, ihren Privatleidenschaften nachzuhängen.

Schon damals herrschte in Spanien die Tyranney der Kirche. Die Gewalt, zu welcher sich die Bischöfe empor schwangen, stand mit dem königlichen Ansehen im beständigen Widerspruche. Fast alle bürgerlichen und kirchlichen Angelegenheiten wurden vor den Richterstuhl der Bischöfe gezogen. Sie entschieden auf ihren Concilien selbst die wichtigsten Nationalangelegenheiten. Sie hatten den höchsten Rang im Staate, und schalteten oft in Verbindung mit dem Adel, der ihren Befehlen sklavisch gehorchte, nach Willkühr über die Krone, die mehr durch die Wahl als durch Erbrecht dem Regenten zufiel. Dieß Reich ward durch sie und ihre Ränke ein Schauplatz von Revolutionen und Verbrechen. Die Zahl der ermordeten Könige erregt Schrecken; das Diadem war ein unglückbringendes Merkmal, welches das Opfer bezeichnete, das der Ehrgeitz abschlachten wollte.

Seit dem Jahre siebenhundert und zehn regierte Roderich oder Rodrigo, ein Usurpator, der den Thron durch seine Ausschweifungen entweihte. Er entehrte die Tochter des tapfern Grafen Julian, und dieser, ergrimmt über eine solche Frevelthat, schwur dem Ehrenräuber eine unversönliche Rache. Um seine Absicht zu erreichen, wandte er sich heimlich an den arabischen Statthalter Muza an der nahen afrikanischen Küste, und foderte ihn auf, mit bewafneter

 Macht

Macht nach Spanien zu kommen, um den König Roderich für seinen Frevel zu züchtigen.

Die Araber hatten schon lange ihre lüsternen Blicke auf Spanien gerichtet, das ihnen reiche Beute versprach, und den Weg zu neuen Eroberungen bahnte. Freudig vernahm daher Muza den Antrag des Grafen Julian, jedoch nicht ohne stille Besorgniß einer verborgenen Kriegslist. Er wagte daher nur einen Versuch mit hundert Reutern und vierhundert Mann Fußvolk, welche nach Spanien abgiengen. Sie fanden eine willkommene Aufnahme unter den Christen, den Zufluß reichlicher Lebensmittel, und eine offene, von aller Gegenwehr entblößte Landschaft. Nach einigen gelungenen Streifzügen, und eingezogenen Kundschaften kehrten sie, mit Beute beladen, in ihr Vaterland zurück.

Angefeuert durch diesen glücklichen Erfolg erhöhte Muza die Anzahl der Truppen, die nach Spanien bestimmt waren, auf zwanzigtausend Mann. Er unterwarf sie der Anführung eines kühnen versuchten Kriegers Tarick, und Julian entledigte sich der Sorgfalt, diese verderblichen Fremdlinge unbemerkt auf Kaufmannsschiffen an die entgegen gesetzte Küste zu bringen. Sie vereinigten sich bei dem Berge Hebel Tarik (in der Volkssprache Hibraltar genannt,) und zogen von da aus die erste Linie ihrer verwüstenden Eroberungen. Man zweifelte jetzt nicht länger an Julians Zuverläßigkeit; und versah ihn bald mit neuer Verstärkung. Der Schrecken, welchen die Mauren oder Araber in Andalusien verbreiteten, drang nach der königlichen Residenz zu Toledo, und erschütterte die Ruhe des weichlichen und wollüstigen Königes. Sein Vetter Eneko, den er zur Züchtigung der übermüthigen Feinde absandte, wurde im Treffen geschlagen und getödtet. Ein dringendes Aufgebot ergieng

an

an den Adel und an die Vornehmsten des Reichs, die mit ihren zahlreichen Vasallen zur Abwendung der gemeinschaftlichen Gefahr herbei eilten. Das Heer der Christen belief sich auf hundert tausend Mann; der größere Theil aber war der Waffen entwohnt, von Mangel und zweijähriger Pest entkräftet.

Nahe bei dem Städtchen Xeres in Andalusien am Fluß Guadalquivir dehnte eine weite Fläche sich entlang, auf welcher Leben, Freiheit, und das Daseyn eines ganzen Volks entschieden werden sollte. Hier standen die Heere in Schlachtordnuug gegen einander, und nährten sieben Tage lang in abwechselnden Gefechten das wilde Feuer, das am achten in eine mörderische verzehrende Glut ausbrach. König Roderich wohnte persönlich dem Treffen bey; aber der weibische Anstand, worinn er dem Volke zur Schau sich darstellte, war nicht geschickt, die erloschenen Gefühle der Tapferkeit wieder anzufachen. Mit goldener Krone auf dem Haupte, in ein Goldgesticktes Gewand gehüllt, von zwei Maulthieren in einem elfenbeinernen Himmelbette getragen, glaubte er den Pfeilregen der Feinde durch die Insignien einer eitlen Würde aufzuhalten. Graf Julian und seine Freunde, ihre wahren Gesinnugen verbergend, stunden auf beiden Flügeln der königlicheu Armee. Sie schmeichelten sich mit der thörichten Hoffnung, daß Tarik ihnen den Thron überlassen, und an der Ehre des Sieges, oder an den erbeuteten Schätzen, sich begnügen würde. Dieser Abrede gemäß ergriefen sie, bei dem ersten Handgemenge, die schleunigste Flucht. Aber minder wirksam würde der Eindruck ihres Beispiels gewesen seyn, wenn nicht im entscheidenden Augenblicke, da die Araber schon zu wanken anfiengen, der Erzbischof Oppas von Sevilien, einer der ersten Männer im Staate und Verwandter des

Grafen

Grafen Julian, mit dem ganzen Anhange seiner Söldner zu dem Feinde übergegangen wäre. Schrekken und Unordnung bemächtigten sich jetzt des gothischen Heeres. Nur auf Selbsterhaltung bedacht, verschmähten sie die Aufmunterungen des Königs, und flohen besinnungslos durch einander. Roderich selbst, in der bänglichen Wahl zwischen Tod oder Flucht, bestieg sein schnellstes Roß, und verlohr sich im Getümmel der Schlacht. Krone und Kleider desselben, seine reichen Kleinodien, und das Roß, das ihn getragen hatte, wurden nachher im Triebsand am Ufer des Guadalquivir gefunden. Hier, muthmaßte man, sey er im Flusse ertrunken. Dieses merkwürdige Treffen begann am neunzehenten Julius des Jahres siebenhundert und eilf, und dauerte bis zum sechs und zwanzigsten, welcher Tag der letzte der gothischen, und der erste der maurischen Herrschaft in Spanien war.

Die Sieger verfolgten die errungenen Vortheile ohne alles Säumen. In Kurzem breiteten sie sich durch ganz Spanien aus, und eroberten die Städte, die noch Roderichs Anhängern zugethan waren, wozu ihnen der Erzbischof Oppas und der Graf Julian selbst behülflich waren, weil sie immer noch hofften, das Reich aus den Händen der Sieger zu erhalten. Allein die Araber waren auf nichts bedacht, als sich in ihren Eroberungen zu befestigen, besonders da der Statthalter Muza selbst mit einem frischen Heere aus Afrika nach Spanien kam, um die Eroberung zu vollenden. Nach der weisen Politik der Muhamedaner, der einzigen Schwärmer, die den Geist der Duldung mit dem Eifer der Proselytenmacherey zu verbinden wußten, bot er den Einwohnern an, ihnen unter der Bedingung, daß sie ihm dieselben Abgaben erlegten, die sie ihren ehemaligen Regenten entrichtet

richtet hatten, ihre Religion und ihre Gesetze zu lassen, und bewilligte denen, welche die muhamedanische Religion annehmen würden, alle Vorrechte der Ueberwinder. Priester, Mönche und Nonnen konnten öffentlich in ihren Ordenskleidern einhergehen. Die meisten Städte nahmen den Sieger ohne Widerstand auf; diejenigen aber, welche ihn Gewalt zu brauchen zwangen, und welche das Blut seiner Freunde zu vergießen gewagt hatten, plünderte und verbrannte er. In einigen Jahren hatten die Araber ganz Spanien erobert, und nur wenige edlere Gothen entrannen dem allgemeinen Untergange; sie flüchteten nach Asturien, wo das rauhe Gebürge ihnen Schutz, und die Verzweiflung Muth gab. Aus diesem vertriebenen Haufen gieng ein neuer Volksstamm hervor, der einmal das Blut seiner Mitbürger, die Verwüstung seiner Besitzungen, und die Entweihung seiner Tempel, rächen sollte.

Unterdessen warfen die Araber, deren Herrschsucht sich nicht durch die Pyrenäen beschränken lassen wollte, ihre Blicke nach Frankreich, das ihrem Ehrgeitz neue Opfer, ihrer Habsucht neue Beute versprach. Schon entwarf Muza den Plan, alle Länder des oströmischen Kaiserthums in Europa zu erobern, als ihn der oberste Beherrscher des Reiches der Araber, der Kalife zu Damaskus, an seinen Hof zurück rief. Hier mußte er sein Verdienst, das Gebiet des Kalifats durch die Länder der Gothen vermehrt zu haben, mit Undank belohnt sehen. Der Eroberer Spaniens mußte eine Geldstrafe erlegen, eine Wallfahrt nach Mecca thun, und seine Söhne hinrichten sehen.

Inzwischen wanderten immer mehr Araber, nicht nur aus Afrika, sondern auch aus den entferntern asiatischen Provinzen nach Spanien. Jemehr ihre Zahl wuchs, desto eher konnte ihr Entschluß

reifen,

reifen, über die Pyrenäen in Frankreich einzudringen. Der neue Statthalter, Abdorrhama, unnternahm diese Expedition mit einer überlegenen Macht. Berühmt, tapfer, talentvoll und unersättlich ehrgeitzig, stellte er sich diese Eroberung als eine Kleinigkeit vor. Einem reissenden Strome gleich drang er durch die Gebürge, durchzog Navarra, kam nach Guienne, belagerte und eroberte die Stadt Bordeaux. Alles beugte sich vor den Waffen der Araber; Abdorrhama rückte immer weiter vor, verheerte Perigord, Saintonge, Poitou, und kam triumphirend nach Poitou. Das Schicksal Frankreichs, Deutschlands und aller christlichen Völker hieng jetzt von einem einzigen Treffen ab. Glücklicherweise fand der stolze Araber in dem fränkischen Feldherrn Karl Martel, dem Großvater Karls des Großen, einen Gegner, der ihm gewachsen war. Es kam im Jahr sieben hundert und drei und dreissig bei Tours zu einem langen und blutigen Treffen, in welchem Abdorrhama seinen Tod fand. Dieser große Verlust entschied ohne Zweifel die Niederlage seiner Armee, ob es gleich fast nicht glaublich ist, daß die Araber, wie man vorgegeben hat, dreimal hundert tausend Menschen dabei verloren haben.

Auch nach dieser Niederlage suchten Muhameds tapfere Anhänger von neuem in Frankreich einzudringen, und brachten sogar Avignon in ihre Gewalt: aber Karl Martel schlug sie abermals, entrieß ihnen diese Stadt nebst Narbonne, und benahm ihnen dadurch auf immer die Hoffnung, womit sie sich so lange geschmeichelt hatten.

3.

Schöne Blüthe des maurischen Reichs in Spanien. Wissenschaftliche Verdienste der Araber.

Anfangs war Spanien unter der Herrschaft der Araber oder Mauren sehr unglücklich. Die Statthalter hiengen von den Vicekönigen von Afrika ab, welche sie nur kurze Zeit im Amte ließen. Sie beeiferten sich daher mehr, die Nation ihrer Schätze zu berauben, als Gerechtigkeit und gute Ordnung zu erhalten. Die Statthalter würden sich in diesen Zeiten der Anarchie mit den Gütern des Volks nicht so gemästet haben, wenn man ihre Räubereyen ans Licht zu ziehen gewagt hätte. Es entstanden unterdessen bürgerliche Kriege, und die Kalifen, die ihre Residenz beständig in dem fernen Damascus hatten, konnten, da sie so weit entfernt waren, die Unruhen nicht stillen. Das Kalifat selbst hatte, wie man leicht denken kann, sehr eifrige Kompetenten, die ihre Ansprüche mit bewafneter Hand gültig zu machen suchten. Endlich brach in Arabien selbst eine Revolution unter den Kronprätendenten aus, die für Spanien sehr wohlthätige Folgen hatte, weil es dadurch den weissesten Fürsten zum Beherrscher erhielt.

Abdorrhama, auch Almanzor genannt, ein Prinz aus königlichem Geblüte, war der erste maurische Monarch, der in Spanien seit der Mitte des achten Jahrhunderts unabhängig regierte. Von der Thronfolge in seinem Vaterlande verdrängt, war er nach Aegypten entflohen, und hatte sich in Klüften und Wäldern den Nachstellungen seiner Feinde entzogen. Er kam glücklich nach Spanien, fand daselbst Anhänger, und gründete ein Reich, das aus allen Provinzen bestand, die den Kalifen unterworfen ge-

wesen waren. Seit der Zeit bildete Spanien, von dem großen Reiche der Araber getrennt, allein einen mächtigen Staat.

Abdorrhama wählte Cordova zu seiner Residenz, welches er zum Wohnsitz der Künste, der Pracht und des Vergnügens machte. Ohne die Christen zu verfolgen, wußte er durch allerlei Mittel das Christenthum in seinen Staaten fast zu vernichten. Er hörte auf, die Bischöfe zu bereichern, und ernannte gar keine mehr; Gnadenbezeugungen und Aemter wurden nur den Anhängern seines Propheten ertheilt; er gab sich alle Mühe, die Christen und Muselmänner durch Heurathen mit einander zu verbinden; und diese Verbindungen wurden durch seine Begünstigungen immer häufiger. Abdorrhama behauptete überhaupt den Thron mit großem Ruhme, verdiente den schönen Beinamen des Gerechten, und ehrte und pflegte unter allen Gefahren und Unruhen die Künste. Er war es, der zuerst zu Cordova Schulen anlegte, in welchen Astronomie, Mathematik, Medicin uud Sprachkunde gelehrt wurde; er selbst machte Verse, und wurde für den beredtesten Mann seines Jahrhunderts gehalten. Er verschönerte und befestigte seine Hauptstadt, errichtete einen prächtigen Pallast, umgab ihn mit den reitzendsten Gärten, und fieng die große Moschee zu bauen an, welche noch heut zu Tage die Reisenden in Erstaunen setzt. Hier beteten die Kalifen von Cordova vor dem Volke, dahin wallfahrteten alle Muhamedaner in Spanien, wie die im Morgenlande zum Tempel zu Mecca. Hier begieng man mit großer Feierlichkeit das Fest des grossen und kleinen Bairam, welches dem Osterfeste der Juden entspricht; so wie auch das Neujahrsfest und das Fest Milud oder den Geburtstag Muhameds. Ein jedes dauerte acht Tage, und während dieser

Zeit

Zeit hörte alle Arbeit auf: man schickte einander Geschenke, machte Besuche, schlachtete Opfer: und die vereinigten Familien, ihrer Streitigkeiten vergessend, schwuren sich ewige Eintracht, und überließen sich gemeinschaftlich allen vom Gesetze erlaubten Ergötzungen. Bei Nacht war die Stadt erleuchtet, die Straßen wurden mit Blumen bestreut, die Spaziergänge und öffentlichen Plätze ertönten vom Schalle der Zittern, Theorben und Hoboen, und um die Freude allgemein zu machen, theilten die Reichen freigebige Almosen aus, so, daß die Segnungen der Armen sich in die Lieder der Freude mischten.

So gedieh Spanien, abgesondert von der grossen Masse der arabisch-orientalischen Besitzungen, unter Abdorrhama und seinen Nachfolgern, zu einer herrlichen Blüthe. Die edelsten arabischen Stämme verließen ihre väterlichen Wohnsitze, um hier minder benutzte Quellen des Glücks zu entdecken. Mit den Sprossen der jungen Bevölkerung wuchsen Ackerbau, Fleiß und Gewerbe. Die Künste des Friedens, verachtet, oder vernachläßiget in andern Ländern, fanden hier Wartung und Gedeihen. Die Abgaben der Unterthanen, das Schutzgeld, welches die Christen für freie Ausübung ihrer Religion bezahlten, die reiche Ausbeute der Gold- und Silbermienen setzte die Kalifen in Stand, ihrer Prachtliebe, und vorzüglich ihrem Geschmack in den Werken der Baukunst, ewige Denkmäler zu setzen; ihre jährlichen Einkünfte stiegen über zwei und dreißig Millionen Thaler. Der Handel mit den Produkten eines Landes, welches die Natur in so vollem Uebermaaße begabt hat, und die Betriebsamkeit ihrer Manufakturen brachte überall Bevölkerung und Wohlstand hervor. Allein zu Cordova zählte man zwan-

zigtau-

zigtausend Häuser, sechs hundert Moscheen und neun hundert öffentliche Bäder.

Große Verdienste erwarben sich die Mauren in diesen blühenden Zeiten im Gebiete der Wissenschaften, wodurch sie eine wichtige Stufe in der Geschichte der menschlichen Kultur einnehmen, und noch bis jetzt die Achtung und Bewunderung jedes denkenden Menschen erregen. Erweiterung der Bedürfniße, wachsender Wohlstand und gesellschaftlicher Genuß schliefen die rohe Härte der Araber ab, und bereiteten ihren Geschmack zu geistigen Erholungen. Ein rühmlicher Wetteifer beseelte die Kalifen im Orient, in Afrika und Spanien zur Unterstützung der Wissenschaften. Zu einer Zeit, wo die gesunde Vernunft beinahe aus allen Theilen Europas flüchtete, öfneten sie dieser in ihren Ländern eine Freistätte. Von nun an ward Spanien hauptsächlich die ergiebigste Niederlage aller alten und neuen Gelehrsamkeit. Sie war von den Griechen zu ihnen gewandert, und erweckte dort Köpfe, welche die griechischen und lateinischen Schriftsteller studirten, in ihre Sprache übersetzten, und den Talenten ihrer Landsleute eine rühmliche Laufbahn anwiesen. Die Kalifen in Spanien besaßen einen Büchervorrath von sechs hundert tausend Bänden, wozu der Katalog allein vier und vierzig Bände ausmachte. Mehr als dreihundert Schriftsteller standen in der Gegend von Cordova auf, und über siebenzig Bibliotheken wurden in den Städten des andalusischen Königreichs eröffnet.

Die Bemühungen ihrer Gelehrten verbreiteten sich vorzüglich über die Sternkunde, die aristotelische Philosophie und Arzneiwissenschaft. Selbst Christen, welche den Verfall der letztern in ihren Staaten kannten, suchten in verzweifelten Fällen bei ihnen Hülfe und Rath. Mit den nützlichen Wissenschaften verbanden

banden sie feines Gefühl und Empfänglichkeit für alle Reitze der Kunst. Unter dem Luxus ihrer Fürsten, und der natürlichen Wohlhabenheit des Landes gediehen jene Früchte einer üppigen Einbildungskraft, welche der gereinigte Geschmack zwar bewundern, aber wegen ihrer wilden Auswüchse nicht als Muster aufstellen kann. Ungeheure Summen wurden auf öffentliche Gebäude, Tempel und Palläste verschwendet. Schon diese Anwendung des Reichthums zeigt eine gewisse Erhabenheit des Geistes über die Denkungsart roher Völker, die nur den Augenblick gegenwärtigen Genußes zu schätzen wissen.

Unglaublich groß ist die Anzahl ihrer Dichter, wenn sich aus denen, deren Handschriften auf unsere Zeiten gekommen sind, auf die verlornen schließen läßt. Schon von Alters her stand die Dichtkunst bei den Arabern in großem Ansehen. Wenn in einem Stamme ein Dichter zum Vorschein kam, so legten die andern Stämme feierliche Glückwünsche ab, man stellte ihm zu Ehren Gastmahle an; die Weiber liefen mit Trommeln herum, kleideten sich in hochzeitlichen Schmuck, und riefen jedem, der ihnen entgegen kam, das Glück ihres Stammes zu. Solche öffentlichen Glückwünsche waren nichts geringes, und fanden nur dann statt, wenn ein Knabe gebohren wurde, ein Dichter sich hervorthat, und eine Stute ein edles Füllen geworfen hatte. Die Staatsministers und Vezirs der arabischen Beherrscher hielten es nicht unter ihrer Würde, sich von dem sanften Strom der Begeisterung fortreissen zu lassen; selbst die Damen weihten sich diesem ursprünglichen Theile menschlicher Kultur. Andalusien brachte die meisten Dichter hervor, und die berühmten Akademien zu Cordova und Sevilla entwickelten die glänzendsten Talente. Auch gebührt den Mauren allein der Ruhm, die ersten Aufklärer des

südli-

südlichen Himelsstrichs gewesen zu seyn; Spaniens Geschichte ist eben darum die früheste in der Geschichte der neuern Litteratur. Italien und Frankreich pflanzten jene Keime auf vaterländischen Boden, bis endlich auch Deutschland mit dem Ueberflusse der letztern sich bereicherte.

4.

Trennung und Verfall der maurischen Macht in Spanien. Neue maurische und christliche Königreiche.

Die glückliche Periode des maurischen Reichs in Spanien dauerte nur bis zum Anfange des eilften Jahrhunderts. Damals erlosch Abdorrhamans edler Stamm, und mit ihm begann der allmähliche Verfall des schönen Statsgebäudes. Ueppigkeit und Schmeicheley machte die Könige gegen alle Sorgen der Regierung gleichgültig. Die oberste Gewalt theilte sich nun unter ihre Minister und Statthalter, deren Ehrgeitz und Eifersucht ihren Herren verderblich wurde. Mehrere große Revolutionen und ein unaufhörlicher Wettstreit einzelner feindlichen Partheyen erschütterten, während eines Zeitraums von fünf Jahrhunderten, die maurische Statsverfassung, und gaben ihr mehr als einmal eine veränderte Gestalt. Jeder, der nur über eine Stadt zu gebieten hatte, warf sich jetzt zum Oberherrn und Könige auf. Einer zog gegen den andern ins Feld, und jeder übte Unterdrückung, wo er nur konnte. Das sonst so blühende Königreich Cordova war zersplittert, und eine Beute unwürdiger Usurpatoren. Jetzt hatte Toledo, Valenzia, Zaragoza und fast jede große Stadt ihren unabhängigen Fürsten.

Die

Die verscheuchten Christen hatten indessen den kleinen Staat, den sie bildeten, und den sie mehr der Geringschätzung der Kalifen, als ihren eigenen Kräften verdankten, zu erweitern gesucht. Sie benutzten nach und nach die innern Gährungen der Unglaubigen, und bemeisterten sich ihrer zerstückelten Provinzen. Aus diesen Eroberungen wurden neue christliche Staaten geschaffen, wovon jeder seinen eigenen unabhängigen Beherrscher erhielt. Fast alle diese kleinen Fürsten gaben sich den Königstitel, und brachten nicht selten das Gemeinwohl dem Ehrgeiz zum Opfer. So hatten die Spanier einen König von Leon, einen König von Navarra, einen König von Aragon: und Sancho der Große, König von Navarra, begieng noch dazu die Thorheit, seine Länder unter seine vier Söhne zu vertheilen. Sein ältester Sohn Garzia ward König von Navarra, Biscaja und Rioja; Ferdinand wurde König von Castilien. Gonzalo König von Sobrarde, am Fuße der Pyrenäen und von Ribagorza; der vierte, aber natürliche Sohn endlich bekam das Königreich Aragon. Diese unendlichen Theilungen und Unterabtheilungen erregten eine unendliche Eifersucht, und alle daraus folgenden niedrigen Verbrechen — Treuloßigkeit, Vergiftung und Meuchelmord! Bei den Christen wie bei den Mauren vervielfältigten sich die Verbrechen; Spanien wurde zu gleicher Zeit durch bürgerliche, auswärtige und einheimische Kriege zerrissen, und die immer unglücklichen Völker büßten mit ihren Gütern, mit ihrem Blute für die Schandthaten ihrer Beherrscher.

Die christlichen Könige, in stetem Kampfe und blutigen Hader unter einander, vereinigten sich nur dann auf eine Weile, wenn es darauf ankam, dem gemeinsamen Feinde zu schaden. Man unterließ

nicht

nicht, wo sich eine gute Gelegenheit fand, den Mauren ein Ländchen und eine Stadt nach der andern wegzunehmen. Mönche und Päbste munterten die Fürsten zu Feldzügen gegen die Unglaubigen auf, und während Franzosen, Deutsche und Engländer die Moslemer in Vorderasien bekriegten, suchten die christlichen Könige jenseits der Pyrenäen die ketzerischen Mauren zu vertilgen. Es war eben so verdienstlich gegen diese, als gegen die Türken, zu ziehen. Manche Flotte von Genuesern und Pisanern kam den spanischen Christen zu Hülfe. Mancher fromme Ritter aus dem südlichen, auf der nordöstlichen Seite der Pyrenäen liegenden Frankreich ergrief mit Freuden die nahere Gelegenheit, Beweise seiner frommen Tapferkeit abzulegen. So wurde Nordspanien ein Schauplatz bewundernswürdiger Heldenthaten, welche die Grenzen der christlichen Reiche immer weiter vorrückten. Jedes eroberte Stück Land sicherte man durch ein festes Schloß, oder durch eine wohlverwahrte Stadt. Das Kriegsvolk der christlichen Fürsten bestand meistens aus schwer gerüsteten Rittern, und aus Bauern, die zu Fuße dienten. Die Mauren stellten ihnen leichte Kavallerie entgegen. Große Heere waren eben so selten, als regelmäßige Unternehmungen. Kühne Streifzüge und glückliche Ueberraschungen machten meistens die ganze Kriegskunst aus.

Im Gefühl eigener Schwäche, riefen die spanischen Mauren zuweilen ihre afrikanischen Landsleute zu Hülfe. Allein der dadurch erlangte Vortheil war gewöhnlich mit noch kränkendern Wirkungen verbunden. Immer trachteten die afrikanischen Fürsten nach Spaniens Eroberung, und beluden ihre Bundesgenossen mit noch schwereren Lasten, als diejenigen waren, deren Erleichterung man von ihnen erwartete.

Im

Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts war Muhamed Alnasser d. i. der Grüne, ein Beiname, den er von der Farbe seines Turbans führte, Beherrscher des mauriſchen Reichs in Afrika. Dieſer Fürſt, Krieger und Eroberer wie ſeine Vorfahren, beſchloß durch eine Hauptunternehmung die Macht und das Anſehen ſeiner Nation in Spanien wieder zu heben, und wie ein zweiter Muza und Tarik die Herrſchaft der Chriſten zu vernichten, und das ganze Land noch einmal zu einer mauriſchen Provinz zu machen. Der heilige Krieg wird kund gemacht: eine zahlloſe Menge Krieger eilt Muhameds Fahnen zu, verläßt mit ihrem Anführer die afrikaniſche Küſte, und kommt in Andaluſien an. Hier verdoppelt ſich beinahe ihre Anzahl durch die ſpaniſchen Mauren, welche der Haß gegen den chriſtlichen Namen und das Andenken an ſo viele Beleidigungen in die Arme ihrer Brüder führte. Mit Zuverſicht verkündigt ihnen Muhamed einen gewiſſen Sieg, verſpricht ihnen, ſie zu Herren aller der Länder zu machen, welche ſie ehemals beſaßen, und voll brennender Begierde ſich mit ſeinen Feinden zu meſſen, geht er an der Spitze dieſes furchtbaren Heeres auf Caſtilien los. Gleichzeitige Schriftſteller geben ſeine ganze Macht auf ſechsmal hundert tauſend Streiter an; dieſe Rechnung iſt wahrſcheinlich ſehr übertrieben, aber ſo viel ſcheint doch gewiß, daß noch nie ein ſo zahlreiches Mauren-Heer in Spanien aufgetreten war. Auch ſoll Muhamed ſo ſtolz auf die Zahl und Stärke deſſelben geweſen ſeyn, daß er von nichts Geringerm als der Unterjochung des ganzen Europa ſprach, und ſich laut vermaß: St. Peters Heiligthum in Rom in einen Pferdeſtall umzuwandeln, und Muhameds Fahnen auf den Zinnen der Hauptkirche der chriſtlichen Welt aufzupflanzen.

5.

Ganz Spanien tritt unter die Waffen, und rüstet sich zum blutigsten Kampfe.

Als die Könige von Castilien, Aragon, Leon und Navarra, damals die bedeutendsten unter den christlichen Fürsten Spaniens, und das über ihrem Haupte schwebende Ungewitter heran nahen sahen, vergassen sie ihrer bisherigen Zwistigkeiten, und sannen auf Mittel, das Ungewitter zu beschwören. Ueberzeugt, daß ihre Rettung und fernere politische Existenz nur allein von ihrer Vereinigung und Eintracht zu erwarten sey, schlossen sie ein Bündniß zur Vertheidigung wider den gemeinschaftlichen Feind, und bewarben sich zugleich um auswärtige Hülfe und Unterstützung. Der Erzbischof Roderich von Toledo ward an den Pabst Innozens den Dritten nach Rom gesandt, um ihn zu bewegen, das Kreuz wider die Mauren predigen zu lassen, damit auch Ausländer die Waffen wider die Todfeinde des christlichen Namens ergreifen möchten. Innozens gewährte auch mit Freuden eine Hülfe, die ganz nach seinem Geschmacke war, und ihn nichts als einige Schriftzüge kostete. Roderich hielt auf seiner Rückreise durch Frankreich überall Vorträge an das Volk, und entflammte den Enthusiasmus gegen die Unglaubigen. Bald sah man Franzosen und Deutsche in zahlreichen Haufen über die Pyrenäen strömen, um unter den Panieren der Könige von Castilien und Aragon wider die Feinde des Evangeliums zu kämpfen.

Der Sammelplatz der ganzen christlichen Kriegsmacht war bei Toledo. Die Könige von Castilien, Navarra und Aragon führten in eigner Person ihre Krieger. Leon's und Portugall's Fürsten erschienen

zwar

zwar nicht persönlich beim Heere, aber sie verstärkten es durch auserlesene Schaaren von Rittern und Fußgängern. Auch die bekreuzten Schwärme der Ausländer fanden sich nach und nach bei Toledo ein, und diese zügellosen Horden, raubgierig und wüthend gegen alles, was nicht Christ hieß, übten in Ermanglung eines andern Feindes ihren Muth an den Juden, welche die Vorstädte von Toledo bewohnten. Allein bald führten diese deutschen und französischen Kreuzbrüder die bittersten Klagen, über das unerträgliche Klima, und über die schlechten Nahrungsmittel, und da überdem die reiche Beute, von der sie geträumt hatten, sich nicht zeigen wollte, so kehrten sie, nach einigen nichts entscheidenden Gefechten, taub gegen alle Vorstellungen des Königs von Castilien, über die Pyrenäen zurück, und nur wenige tapfere Männer von ihnen blieben bei dem Heere.

In der Besorgniß, dieses böse Beispiel möchte auch die spanischen Krieger anstecken, und sie verleiten, nach ihrer Heimat zurück zu kehren, beschlossen die vereinigten christlichen Könige, den Krieg sobald als möglich durch einen Hauptschlag zur Entscheidung zu bringen. In dieser Absicht sandten sie dem Maurenfürsten durch einen Waffenherold einen Absagebrief zu, und ließen ihn zur Schlacht herausfodern. Allein Muhamed suchte einem entscheidenden Kampfe auszuweichen, denn er kannte die Verfassung seiner Feinde genau, und wußte, daß Zögerung und Mangel bald Uneinigkeit und Trennung unter ihnen hervorbringen, und ihm einen wohlfeilen Sieg verschaffen würde. Er begnügte sich daher, die Engpässe des schwarzen Gebürges zwischen Kastilien und Andalusien, Sierra Morena genannt, zu besetzen, und mit dem Hauptheer eine vortheilhafte Stellung in

 den

den Thälern bei Toloza zu nehmen. Hier erwartete er ruhig die Unternehmungen seiner Feinde.

Entschlossen den Kampf zu wagen, durch den entschieden werden sollte, ob der Islam oder das Christenthum künftig in Spanien herrschen sollte, näheren sich die christlichen Könige der Sierra Morena, und drangen, mehr kühn als vorsichtig, auf eine Höhe vor, von welcher nur ein schmaler Pfad in jenen von Felsenbergen umgebenen Schlund herabführte, der die Thäler von Toloza bildete. In dieser Gebirgsöffnung lagen einzelne Haufen der Mauren im Hinterhalte, und in der Ebene lagerte das ganze unabsehbare Heer Muhameds.

Bald fühlten die Christen das Gefährliche ihrer Stellung, in die sie sich unvorsichtig gewagt hatten. Die leichten Truppen des unternehmenden Feindes versperrten ihnen den Weg auf die Ebene, und der Mangel an Wasser und Lebensmitteln erlaubte ihnen nicht, ihren Posten länger zu behaupten. In dieser drückenden Verlegenheit wurden die Anführer der Kriegsleute und die vornehmsten Ritter von dem Könige zu einem Kriegsrathe versammelt. Jeder sagte seine Meinung, aber selbst die besten Vorschläge boten so große Schwierigkeiten, in der Ausführung dar, daß man sich leicht überzeugte: es werde nicht weniger gefährlich seyn, die ungünstige Stellung zu verlassen, als sich darinn behaupten zu wollen. Dennoch fielen endlich die meisten Stimmen des Kriegsraths dahin aus: man müsse sich auf eben dem Wege, welchen man gekommen sey, zurück zu ziehen, und dann durch einen Umweg die Ebene zu gewinnen suchen. Aber dieser Meinung widersprach der fromme und tapfere König von Castilien. „Wenden wir uns rückwärts, sprach er, so werden unsere Krieger den Rückzug für eine Flucht halten und sich zerstreuen.

streuen. Nein, laßt uns bleiben, und Gott, für dessen Sache wir kämpfen, um Beistand anrufen. Unser Glaube, den wir gegen einen unversönlichen Feind verfechten, wird uns endlich einen Weg durch jene Waldgebirge öffnen, die uns jetzt undurchdringlich scheinen."

Diese Worte, ganz im Geiste des Zeitalters gesprochen, machten einen tiefen Eindruck auf die Versammlung, und fanden allgemeinen Beifall. Die Feldherren der Christen beschlossen, in dieser bedenklichen Lage, wo Menschenkraft und Weisheit nichts vermochte, eine Hülfe von den himmlischen Mächten zu erwarten. Aber diese Hülfe blieb leider aus, und vergebens forschten die christlichen Kämpfer nach einem Ausgange aus dem schröcklichen Labyrinthe, in welches ein unbesonnener Schritt sie verwickelt hatte. Immer mehr trübte sich der Horizont ihrer Hofnungen, immer drückender wurde der Mangel, immer lauter die Stimme des Unmuths und der Unzufriedenheit unter den Kriegern, die bereits Miene machten, aus einander zu gehen, als plötzlich wie vom Himmel gesandt ein Retter erschien. Es war ein unbekannter Mann, der zum Könige von Castilien kam und sich erbot, den Christen einen sichern Weg über den Gipfel der Sierra Morena in die sehnlich gewünschte Ebene zu zeigen.

Der Unbekaunte ward in der ersten freudigen Bestürzung alles Ernstes für ein höheres Wesen, einen Heiligen oder Engel gehalten. Er war aber nichts mehr und nichts weniger als ein armer Schäfer, der mit seinen Heerden diese von Rosmarin und andern aromatischen Stauden und Kräutern duftenden Berge, schon manches Jahr durchzogen hatte, und die verschlungenen Wendungen desselben auf das genaueste kannte. Es wurden sogleich Anstalten gemacht,

macht, unter seiner Leitung in die Ebene hinab zu steigen.

Der Weg, welchen der treue Schäfer die Christen führte, bot mancherlei Gefahren und Hindernisse dar. Man mußte sich durch Hohlwege winden, Felsen erklettern, Abgründe umgehen und schmale schroffe Fußsteige einschlagen. Alle Schwierigkeiten wurden jedoch besiegt, und das erwünschte Ziel ward glücklich erreicht. Als die Engpässe umgangen waren, kam das Heer in die Ebene herab, zum großen Erstaunen der Mauren, die sich jetzt von ihren Feinden getäuscht und die letzteren, wider alle Erwartung, in einer vortheilhaften Stellung vor sich sahen. Eine Hauptschlacht war jetzt nahe und unvermeidlich, und die maurischen Feldherren waren mit Recht der Meinung, daß es für sie am vortheilhaftesten seyn würde, solche noch an diesem Tage zu wagen, wo ihre Feinde durch einen langen und beschwerlichen Marsch ermüdet wären. Sie sandten deshalb nach allen Seiten leichte Streifpartheien aus, um die Christen zu beunruhigen, und durch kleine Gefechte nach und nach in ein allgemeines Treffen zu verwickeln. Aber die letztern vermieden ein ernstliches Gefecht, und wandten diesen und den folgenden Tag, welches ein Sonntag war, theils zur Ruhe, theils zur Erforschung der feindlichen Stellung, und theils zu Andachtsübungen an.

6.

Die große Schlacht bei Toloza.

Es war der sechszehente Julius des Jahres eintausend zwei hundert und zwölf, als die christlichen Streiter mit Anbruch des Tages in Schlachtordnung zum Kampfe anrückten. Zwei Tage lang hatten sie

sich

sich durch Gebet, Beichte und Abendmahl dazu vorbereitet. Die Könige selbst hatten das Beispiel bei dieser feierlichen Handlung gegeben, welche den Muth der Kriegsleute bis zur Begeisterung entflammte. Die Prälaten und die übrigen Geistlichen, welche in grosser Anzahl im Lager waren, ertheilten den frommen Kriegern die Absolution, und bereiteten sich, ihnen ins hitzigste Handgemenge zu folgen.

Die christliche Armee war in drei Heere vertheilt, wovon ein jedes einen König zum Anführer hatte. Alphons mit seinen Castiliern machte die Mitte, nebst den Rittern des heiligen Jakobs und denen von Calatrava, zwei kürzlich errichteten Orden. Der Erzbischof Roderich von Toledo stand dem Könige zur Seite; vor ihnen her wurde ein großes Kreuz getragen, welches die Hauptfahne der Armee war. Der König Sancho und seine Navarrer bildeten den rechten, der König Peter und seine Aragonier den linken Flügel. Die wenigen Kreuzbrüder, welche sich nicht bereits wieder in ihre Heimat begeben hatten, standen an der Spitze der Truppen, unter der Anführung des Erzbischofs von Narbonne und eines Edeln aus Poitou. Ein großes Panier mit dem Zeichen des Kreutzes wallte im Angesichte des Heeres empor. So geordnet erschienen die Christen in dem Thale im Angesichte ihrer Feinde.

Voll Kampflust, und von frohen Siegeshofnungen genährt, erblickten die Mauren das zur Schlacht gerüstete christliche Heer. Sie selbst dehnten sich in unabsehbaren Reihen auf der Ebene aus. Eine, hundert tausend Mann starke, vortreffliche Kavallerie, machte ihre größte Stärke aus. In der Mitte standen die versuchtesten Krieger der afrikanischen und spanischen Provinzen. Auf beiden Flügeln erblickte man die Araber, gewohnt ohne Ordnung zu fechten,

durch

durch plötzliche Angriffe die Glieder ihrer Gegner zu durchbrechen, nach verbreiteter Verwirrung schnell wieder umzuwenden, und gleich den Parthern im Fliehen zu fechten. Der übrige Theil des Heeres war ein Gemisch von schlecht bewafneten und wenig geübten Fußgängern.

Muhamed befand sich auf einem Hügel im Mittelpunkte seines Heeres, das er ganz übersehen konnte, angethan mit einem glänzenden Leibrocke, den seine Glaubensgenossen wie eine Reliquie verehrten, weil ihn der Sage nach schon der erste maurische Fürst, der in Spanien einfiel, getragen haben sollte. In der linken Hand hielt er den Koran, mit der rechten schwang er einen Säbel. Jener sollte sein Volk an den Glauben des Propheten und an die süssen Freuden des Paradieses erinnern, welche er den Helden verheißt, die im Kampfe fielen; dieser warnte seine Feldherren, mehr den Zorn ihres Gebieters, als das Schwerdt der Feinde zu scheuen. Der Hügel ward rings umher mit einer Palissade von eisernen Ketten umgeben, welche von den auserlesensten arabischen Rittern zu Fuß bewacht wurde. Mitten in dieser eisernen Verschanzung stehend, ward Muhamed von seinem ganzen Heere gesehen, und um den Hügel drängten sich von allen vier Seiten seine tapfersten Schwadronen.

Kühn und entschlossen rückten die ersten Reihen der Christen zum Angriffe herbei, und suchten sich dem Hügel zu nähern; aber mit wilder Schlachtgier stürmten ihnen die Mauren entgegen. Schnell verbreitete sich die Flamme der Schlacht von Flügel zu Flügel. Blut strömt auf allen Punkten. Wuthgeschrei der Kämpfenden, Geheul der Verwundeten, und Rasseln und Klirren der Waffen erfüllen die Luft. Unerschrocken fochten die Christen, aber nach

einem

einem rastlosen Kampfe von mehreren Stunden schwanden nach und nach ihre Kräfte, denn von ihren zahllosen Feinden traten immer wieder frische Haufen ins Gefecht. Große christliche Heerhaufen wurden zurück getrieben, geriethen in Unordnung, und fiengen an, ihren Feinden den Rücken zuzukehren. Bei dieser drohenden Gefahr sagte der muthvolle König Alphons von Castilien, indem er umhereilte, die Weichenden wieder zu sammeln, zum Erzbischof von Toledo, der ihn überall mit dem großen Kreuz begleitete: „Erzbischof, hier müssen wir sterben, ich und Ihr.“ — „Nein, erwiederte der Prälat, hier müßen wir leben und siegen.“ Doch der König, seine Worte nicht achtend, spornte sein Roß nach dem Gedränge und ruft seinem Gefolge zu: „Auf, unsern Castiliern zu Hülfe!“ Mit diesen Worten will er sich ins Schlachtgetümmel stürzen; allein ein tapferer Ritter aus seinem Gefolge ergreift das Roß des Königs beim Zügel, hält es an und spricht: „Herr, noch ist es nicht Zeit das Aeußerste zu wagen, laßt uns standhaft und kaltblütig fechten!“

Während dieses edlen Wettstreits zwischen feurigem Heldenmuthe und kalter Entschlossenheit drängten sich die tapferen Ritter des heiligen Jakobs und von Calatrava herbei, und eilten ihren ermatteten Waffengenossen zu Hülfe. Wie Gewittersturm braust die kühne Heldenschaar dahin, bricht zerstörend in die dichten Haufen der Feinde, und stürzt alles vor sich nieder. Über die unermeßlichen Schaaren der Mauren wogen über Blut und Leichen wie Meeres-Fluth heran, und umrauschen von allen Seiten die vom Würgen müden Ritter.

Als der König von Castilien, immer auf die Wendung des Treffens aufmerksam, die Noth und Gefahr der geistlichen Helden bemerkt, ruft er abermals

mals dem Erzbischof von Toledo zu: „Erzbischof, wir müßen hier sterben! glorreich ist ein solcher Tod!“ Mit diesen Worten eilt er nach der Seite der Schlacht, wo seine Krieger am härtesten gedrängt werden. Lautrasselnd sprengt sein ganzes Gefolge ihm nach. Auch der ehrwürdige Prälat blieb nicht zurück. „Du siegst, Alphons, rief er ihm nach, oder wir alle sterben mit dir.“ An der Spitze des auserlesenen Zuges erhebt sich das Kreuz, und das Leibpannier des Königs mit dem Bilde der hochheiligen Jungfrau.

Das Treffen wird wieder hergestellt, und die Castilier ermannen sich von neuem, als sie ihren König erblicken. Das halb erloschene Feuer ihres Muths erhebt sich von neuem zur Schrecken verbreitenden Flamme, und bei dem Anblick des Kreuzes stürmen sie wie Rasende in den Feind. Nichts widersteht jetzt ihrer fanatischen Wuth. Furcht und Verwirrung verbreiten sich über die Feinde, Hügel von Todten thürmen sich vor ihnen auf. Und immer kämpft Alphons im wildesten Handgemenge an der Spitze seiner Krieger. Die Könige von Aragon und Navarra, welche auf ihren Flügeln bereits den Sieg errungen hatten, eilen nun auch herbei, und bekämpfen die Feinde im rühmlichen Wetteifer mit ihren Bundesgenossen. Alle Kräfte der Christen vereinigen sich endlich in Bestürmung, so wie die der Mauren in Vertheidigung der befestigten Anhöhe, wo Muhamed seinen erhabenen Standpunkt hat. Lange noch dauert hier der Kampf mit Erbitterung fort. Die Aragonier, Navarrer und Castilier suchen einander gegenseitig zu verdunkeln. Endlich bricht der tapfere König von Navarra durch, erreicht die Verschanzung, schlägt und zertrümmert mit nervigem Arm die eisernen Ketten, womit sich der Maurenkönig umringt hatte, und stürmt siegend hinein.

hinein. Muhamed ergreift schleunig die Flucht; seine Krieger, da sie ihn nicht mehr sehen, verlieren Muth und Hofnung. Alles weicht und flieht vor den Christen; unter ihren Streichen fallen viele tausend Mauren. Der Erzbischof von Toledo und die übrigen Prälaten umringen die siegreichen Könige, und man stimmt auf dem Schlachtfelde das Te Deum an.

So ward jener berühmte Sieg auf den Ebenen von Toloza erfochten, dem selbst die Araber Afrikas Entvölkerung, und den Verfall ihres Reichs in Spanien zuschrieben. Wenn wir auch die hundert und sechzig tausend Mauren, welche in der Schlacht blieben, für eine Uebertreibung der Geschichtschreiber halten; wenn es auch unglaublich scheint, daß das ganze über hundert tausend Mann geschätzte Heer der Spanier, die auf dem Schlachtfelde gefundenen Pfeile, in zwei Tagen nicht verbrennen konnte, ohngeachtet es ihnen an allem Küchenholz gebrach, so erlitt doch gewiß die Macht der Mauren an diesem Tage einen nie zu heilenden Umsturz. Dieß empfand aber doch niemand schmerzlicher als der so tief gebeugte König Muhamed, für den diese unglückliche Schlacht überhaupt weit traurigere Folgen hatte, als für die Mauren in Andalusien. Die letztern zogen sich in ihre Städte zurück, und, durch die Trümmern des afrikanischen Heeres verstärkt, widerstanden sie den spanischen Königen, so daß diese ihnen nur einige Plätze wegnahmen, und sich bald darauf trennten. Muhamed hingegen, seit seiner Niederlage von seinen Unterthanen verachtet, und von seinen nächsten Verwandten verrathen, verlor in Spanien alle Gewalt, und mußte sehen, wie die vornehmsten Mauren von neuem kleine Staaten errichteten, und sich für unabhängig erklärten. Der unglück-

glückliche Fürst sah sich genöthigt, nach Afrika zurück zu kehren, und der Gram machte hier in Kurzem seinem Leben ein Ende.

Die Freude über den Sieg bei Toloza war nicht blos auf Spanien eingeschränkt; Die ganze Christenheit nahm an demselben einen lebhaften Antheil, und betrachtete ihn als einen Damm gegen die Fortschritte des Unglaubens. Der Pabst stellte feierliche Dankgebete an, und ließ die Fahne des maurischen Fürsten, welche ihm der König von Castilien übersandt hatte, in der Peterskirche aufhängen. Auch ward in Spanien ein neues Fest gestiftet, welches jährlich am Tage der Schlacht zum Andenken derselben unter dem Namen Triumph des Kreuzes, begangen ward. Noch jetzt ist der Sieg bei Toloza der Stolz und die Freude der Spanier. Die alten Geschlechter des Landes kennen die Theilhaber desselben namentlich. Sie wissen noch wer dieses oder jenes Panier, wer die Stifts- und Stadtfahnen getragen hat, wenn und wie er damit in die Schanzen der Unglaubigen eingedrungen ist, welche Wunder der Tapferkeit er verrichtet hat.

7.

Zunehmende Schwächung der maurischen Macht. Beschreibung des Königreichs Granada.

Die Folgen der Schlacht bei Toloza waren so groß nicht, als man hätte denken können. Die ersten Unternehmungen der Christen nach dem Siege beschränkten sich auf die Verwüstungen des platten Landes, und auf die Eroberung von Alcantara.

Hunger

Hunger und Krankheiten thaten sich unter ihnen hervor. Viele Ritter kehrten in ihre Heimath zurück, und das geschwächte Heer nahm den Rückweg nach Toledo, wohin auch die gemachte Beute gebracht ward. Bei der Theilung derselben überließ der König von Castilien den auf ihn fallenden Antheil großmüthig seinen Rittern. Die deutschen und französischen Krieger kehrten darauf über die Pyrenäen, und die Könige von Castilien und Aragon in ihre Staaten zurück.

Aber obgleich die Christen ihre Vortheile zu vernachläßigen schienen, indem sie ihren Feinden Zeit ließen, sich mit einander zu verbinden und zu verstärken, so bedienten sich doch die Mauren dieser köstlichen Augenblicke nur dazu, sich selbst wieder gefährlichere Wunden zu schlagen, als es die Christen je würden gekonnt haben. Alle maurischen Staaten in Spanien und Afrika wurden durch bürgerliche Zwistigkeiten in Unordnung gesetzt, und die Entstehung einer Menge von Herrschaften, die gleiche Ansprüche machten, zerstörte gänzlich die Macht der Unglaubigen.

Dieß war denn endlich die Zeit, sagen die spanischen Geschichtschreiber, die vom Himmel in seinen Rathschlüssen zum Ruhme Spaniens und zur Vertreibung der Mauren bestimmt war. Der König Ferdinand der Dritte von Castilien, den seine Landsleute den Heiligen genannt haben, weil er mit seiner Hand das Feuer der Inquisition, welches Ketzer verbrennen sollte, angeschürt hatte, entrieß den Mauren im Jahr ein tausend zweihundert und sechs und dreissig die berühmte Stadt Cordova, die Residenz des ersten maurischen Königs; und der König Jakob der Erste von Aragon nahm ihnen die Insel Majorka, und verjagte sie aus dem schönen Königreiche Valenzia.

Der

Der heilige Ferdinand unterwarf sich noch die fruchtbare Provinz Murzia und machte sich zum Herrn von Sevilla, der reichsten Stadt der Mauren, und von Cadix.

Grausam war der Gebrauch, den die Christen von ihren Siegen machten; sie ließen den unglücklichen Mauren nichts als das Leben und die Freiheit zu fliehen. Dieß erfuhren unter andern die Einwohner von Cordova, nach der Einnahme ihrer Stadt. Eine zahlloße Menge von Familien verließen, ihrer Güter beraubt, mit Thränen diese prächtige Residenz, welche fünf hundert und zwei und siebenzig Jahre der Hauptsitz ihrer Größe, ihrer Pracht, ihrer Religion und ihrer schönen Künste gewesen war. Diese Unglücklichen sahen auf ihrer Flucht mit Verzweiflung nach diesen Gebäuden, diesen Tempeln, diesen kostbaren Gärten zurück, die ihre Schönheit dem Aufwand und der Arbeit so vieler Jahrhunderte verdankten. Die Soldaten, welche sie dort zurück ließen, kannten den Werth dieser Kunstwerke so wenig, daß sie sie lieber zerstörten als bewohnten; und Ferdinand sah sich, als Besitzer einer verödeten Stadt, genöthigt, die Spanier durch besondere Freiheiten und aus allen Gegenden herbei zu ziehen, welche jedoch nur mit Widerwillen die öden Felsen von Leon verließen, um sich in dem schönsten Landstriche und in den Pallästen der Kalifen niederzulassen. Abdorrhama's große Moschee wurde zur Kathedralkirche; Cordova bekam einen Bischof und Stiftsgeistliche: aber nie erlangte es wieder auch nur einen entfernten Schein von seinem ehemaligen Glanze.

Das Glück, welches die Christen fortdaurend im Kampfe gegen die Mauren begünstigte, reitzte sie zu immer neuen Unternehmungen, und Castilien fieng jetzt an, ein mächtiger Staat zu werden. Freiwillig

willig, oder gezwungen verließen große Schaaren der Unglaubigen ihre väterlichen Wohnsitze. Ein Theil von ihnen schiffte nach Afrika, ein anderer zog sich nach Granada, dem einzigen Königreich, wo die Mauren endlich noch eine eigenthümliche Nation ausmachten.

Dort regierte, seit dem Jahre ein tausend zwei hundert und sechs und dreißig, der Stamm der Amariden über ein Land, das durch seine günstige Lage bestimmt schien, im Untergange der maurischen Königreiche das letzte zu seyn. Ein milder Himmelsstrich, fruchtbarer Boden, Ueberfluß an allen Erzeugnissen der Natur, machten, daß die Einwohner nie des Beistandes ihrer christlichen Nachbarn zu ihrer Erhaltung bedurften. Die Gebürge des Landes stellten dem Eindringen der Spanier unübersteigliche Bollwerke entgegen, und das gegenüberliegende Afrika eröffnete eine unerschöpfliche Hülfsquelle von Mannschaft und von Bedürfnissen aller Art. Granada selbst, die Hauptstadt des Königreichs, schien durch unüberwindliche Wälle, welche von tausend und dreissig Thürmen und von vielen tapfern Kriegern vertheidigt wurden, hinlänglich gesichert. Ihre Lage, die schönste und lachendste auf der ganzen Erde, machte sie zur Königin einer Gegend, an welche die Natur ihre Geschenke verschwendet hat. Ihre berühmte Vega, oder die Ebene um die Stadt her, besteht in einer Vertiefung von dreissig Meilen im Umfange und etwa acht Meilen Breite, und wird gegen Norden von den Gebürgen Elviren und Sierra nevada, und auf den übrigen Seiten von einem Amphitheater von Hügeln begränzt, welche mit Oliven und Maulbeerbäumen, mit Weinreben und Citronenbäumen bepflanzt sind. Ihr Inneres wird von fünf kleinen Flüssen und unzählig vielen Quellen bewässert, welche

sich

sich durch stets grüne Auen, durch Eichenwälder, Pomeranzen-Gehölze, Getreide- und Flachs-Felder und Zuckerrohr-Pflanzungen schlängeln. Der Anbau dieser so reichen, schönen und mannigfaltigen Produkte erfodert sehr wenig Mühe: das Erdreich setzt ohne Unterlaß seine Zeugungen fort, und weiß nichts von der Ruhe im Winter; während des brennenden Sommers erfrischen Gebirgswinde die Luft, welche man athmet, und erhöhen den Glanz der Blumen, die ohne Aufhören neben den Früchten emporsprossen. Auf dieser berühmten Ebene, die keine Beschreibung zu verschönern vermag; in diesem bezaubernden Gefilde, wo die Natur sich zu erschöpfen scheint, um dem Menschen alles zu geben, was er verlangen kann: hier hat man mehr Blut vergossen, als in irgend einer andern Gegend der Welt; hier ist während eines endlosen Krieges, in welchem zwei Jahrhunderte hindurch ein Volk gegen das andere, eine Stadt gegen die andere, ja selbst ein Mann gegen den andern auftrat, sicher kein Erdwinkel übrig geblieben, auf dem nicht die Erndte verbrannt, die Bäume niedergehauen, die Dörfer in Aschenhaufen verwandelt, und die Felder mit erwürgten Mauren oder Christen bedeckt worden wären.

Der Umfang des Königreichs Granada erstrekte sich von den Gränzen Murciens bis nach Andalusien auf zwei hundert und dreissig Meilen, und begriff vierzehn große und mehr als hundert kleine Städte, nebst unzählig vielen Flecken. Keine Spanische Landschaft konnte an Bevölkerung, an Anbau und an innerm Wohlstande mit diesem Reiche wetteifern. Die Berge, welche es durchschnitten, brachten Gold, Silber, Granaten, Amethyst und alle Arten von Marmor hervor. Die Einkünfte des Königs wurden auf eine Million Dukaten geschätzt, eine außerordentliche

liche Summe für die damaligen Zeiten, wo das Geld noch einen seltneren Werth hatte. Hirten und Ackersleute entrichteten den siebenten Theil ihrer Heerden. Wer kinderlos starb mußte den König zum Universalerben einsetzen, und wer Kinder hatte, ihm einen Kopftheil der Erbschaft überlassen. An dem Tage, wo neue Heerden das Brandzeichen erhielten, fiel der Werth des Drittheils derselben dem königlichen Fiskus anheim. Die Krongüter bestanden aus zahlreichen und herrlichen Pachtungen, und in einem so ergiebigen Lande, in welchem der Ackerbau zur höchsten Vollkommenheit gediehen war, mußte diese Art von Einkünften einen außerordentlichen Ertrag geben. Der König besaß Bergwerke von Gold, Silber und kostbaren Steinen, und ob sich gleich die Mauren nur schlecht auf die Benutzung der Erzadern verstanden, so war Granada dennoch dasjenige europäische Land, in welchem Gold und Silber am meisten zu Hause gehörte. Der Handel mit seiner schönen Seide, die Mannigfaltigkeit seiner übrigen Erzeugnisse, die Nachbarschaft zweier Meere, die Thätigkeit, die Betriebsamkeit, die erstaunliche Bevölkerung der Mauren, ihre gründliche Kenntniß des Ackerbaues, die den Bewohnern Spaniens natürliche Mäßigkeit, diese Eigenheit warmer Länder, welche dem Boden viel geben, und seine Besitzer wenig verzehren läßt: so viele Vortheile zusammen genommen, geben uns einen grossen Begriff von der Macht und den Hülfsquellen des Königreichs Granada.

Einen beträchtlichen Theil ihrer Einkünfte verwandten die maurischen Fürsten zur Besoldung des Heeres und zur Unterhaltung der Festungswerke. Unter dem Schutze der letztern glaubte man die Hauptstadt, wenn auch das Land preis gegeben war, gegen jede Belagerung gesichert. Die Kriegsmacht —

man kann nicht sagen zu Friedenszeiten, denn es war fast immer Krieg — war ungefähr hundert tausend Mann stark: sobald es aber nöthig war, konnte diese Armee ohne Schwierigkeit verdoppelt werden. Die Stadt Granada allein stellte fünfzig tausend Krieger. Ueberdieß war jeder Maure Soldat, sobald es auf Bekämpfung der Spanier ankam. Die Verschiedenheit des Gottesdienstes heiligte diese Kriege, und der Haß, den diese beiden fast gleich abergläubischen Nationen gegen einander hegten, bewafnete immer von beiden Seiten selbst Greise und Kinder.

Außer diesen zahlreichen und tapfern, aber schlecht disciplinirten Truppen, die sich bei einem vorhabenden Feldzuge versammelten, dann wieder in ihre Wohnungen zurück kehrten und dem Staate nichts kosteten, unterhielt der Monarch ein ansehnliches Korps von Reutern, welche an den Grenzen vertheilt waren, besonders auf der Seite von Murcia und Jaen, welche Gegend den fortdaurenden Einfällen der Spanier am meisten ausgesetzt war. Von diesen Reutern besaß ein jeder nebst einer kleinen Wohnung ein kleines Feld, welches ihm der König auf seine Lebenszeit gab, und dessen Ertrag zum Unterhalt seiner Person, seiner Familie und seines Pferdes hinreichend war. Diese Art den Soldaten zu besolden fesselte ihn, ohne dem öffentlichen Schatze zur Last zu fallen, desto mehr an sein Vaterland, indem es ihn vorzüglich auf die wackere Vertheidigung seines Eigenthumes denken lehrte, weil dieses, wenn dem Feinde nicht Einhalt geschah, immer der erste Gegenstand der Plünderung war. Zu einer Zeit, wo die Kriegskunst, nicht wie in unsern Tagen, die fortgesetzte Waffenübung großer stehender Heere nothwendig machte, war diese Reuterey vortrefflich. Mit lauter andalusischen oder afrikanischen Pferden versehen,

hen, deren Güte bekannt ist, und aus Leuten bestehend, die von Jugend auf gewohnt waren diese leichten Läufer zu regieren, zu verpflegen, zu lieben und als die treuesten Gefährten ihres Lebens zu betrachten; hatte sie schon damals jene Ueberlegenheit erlangt, welche wir auch jetzt noch der maurischen Reuterey zugestehen.

Diese furchtbaren Schwadronen, deren Schnelligkeit unerreichbar war, die in einem und demselben Augenblicke in geschlossenen Gliedern angriefen, sich in Haufen abtheilten und zerstreuten, sich wieder vereinigten, die Flucht ergriffen und in Schlachtordnung zurück kamen; diese Reuter, deren Stimme, deren kleinste Bewegung, ja, man könnte sagen, deren Gedanken von ihren bewundernswürdigen Läufern verstanden wurden, und die im Galopp ihre niedergefallene Lanze oder ihr Schwerdt von der Erde aufhoben, machten die vornehmste Stärke der Mauren aus.

Granada widerstund, gestützt auf diese furchtbare Kriegsmacht und auf seine innerlichen Hülfsquellen, allen Angriffen der Christen, und trat aus jedem Kampfe selbstständig wieder hervor. Ja die Mauren schmeichelten sich allmählich wieder mit der Hofnung, ihre Macht immer weiter auszudehnen, als ein großes Ereigniß ihren Siegen Einhalt that, und den Untergang ihres Staates herbei führte.

8.

Ferdinand von Aragon und Isabelle von Castilien. Zustand von Granada unter Albohazen.

Die vielen kleinen Provinzen Spaniens, welche, als unabhängige Herrschaften, ehemals den Namen

 beson-

besonderer Königreiche geführt hatten, waren im Anfange des fünfzehenten Jahrhunderts durch Verträge, Eroberungen und Heurathen nach und nach zu zwei Hauptkönigreichen, Castilien und Aragon, zusammen geschmolzen. Das nördliche kleine Navarra hatte zwar zur Zeit noch seinen eigenen Regenten, der aber auch bald verdrängt wurde. Ferdinand von Aragon, mit dem Beinamen der Katholische, heurathete im Jahr ein tausend vier hundert und neun und sechzig Isabellen, die Thronerbin von Castilien. Beide regierten gemeinschaftlich, doch so, daß jedes Reich noch immer seine besondere Verfassung behielt, auch nicht ohne eine gewisse Spannung, so daß eines in des andern Erbreich nicht viel zu befehlen hatte. Darinn waren sie indessen beide einig, daß die königliche Macht in beiden Reichen möglichst unabhängig von dem herrschsüchtigen Adel gemacht werden müsse, wenn man unter den übrigen Königen Europens eine Rolle spielen wolle. Beiden fehlte es nicht an dem guten Willen, diese Unabhängigkeit zu erringen, auch nicht an Klugheit, die Zeitumstände dazu sorfältig zu benutzen.

Ferdinand war unter dem Geräusch der Waffen aufgewachsen, und in allen den ritterlichen Uebungen unterwiesen, deren die Kriegskunst der damaligen Zeit bedurfte. Schon von den zartesten Jahren an hatte er seine Thätigkeit zu einem höheren Ziele gesparet. Aus der Schule der Menschen, mit denen er frühe bekannt worden war; hatte er seine Erfahrungen gesammelt, und er nützte diese in der Folge sowol in der Wahl seiner Minister, als in der Anordnug eines Staatskörpers, dessen Glieder damals eine sehr unregelmäßige Zusammensetzung hatten. Seine Mutter hatte ihn in allen den politischen Kunstgriffen eingeweiht, womit damals Unterhandlungen

gelenkt,

gelenkt, noch öfter aber Ungerechtigkeiten bemäntelt wurden. Er wußte diese Regeln bis in ihre äußersten Spitzfindigkeiten zu verfolgen, und durch verdeckte Pläne, die mit seinen Handlungen im geraden Widerspruche standen, selbst den wachsamsten Gegner zu täuschen. Ferdinand, von unersättlicher Ländersucht besessen, hatte die Vernichtung der maurischen Herrschaft in Spanien beschlossen, es koste was es wolle, und Isabelle hatte den Krieg gegen Granada zu einer Bedingung ihrer Vermählung gemacht. Sie war ein Weib, welches die Thaten eines Mannes verrichtete: denn Ferdinand war zwar listiger, aber weit weniger entschlossen als sie. Der Gemahl spielte öfters die Rolle eines schwachen und treulosen Weibes; die Gemahlin aber handelte stets im Geiste eines Königs, der zu Kampf und Sieg eilt. Besonders hielt sie, von Intoleranz und Bigotterie besessen, die Vertilgung der Unglaubigen für ein Werk von hoher Verdienstlichkeit.

Damals regierte in Granada Albohazen, ein Fürst, der durch Grausamkeit und Wollüste die Gemüther des Volks gegen sich empört hatte. Schon bei abnehmenden Kräften, und in einem Alter, wo sonst die Begierden der Vernunft williger gehorchten, verstieß er seine rechtmäßige Gemahlin Aixa, um der Schönheit einer zum Islam übergetretenen Christensklavin, Namens Zuraya, zu huldigen. Diese verschmitzte Buhlerin flößte dem Könige einen so unnatürlichen Haß gegen die Prinzen erster Ehe ein, daß er sie in seinem eigenen Pallaste enthaupten ließ. Nur der älteste Sohn Boabdil wurde durch die Zärtlichkeit seiner Mutter der väterlichen Wuth entrissen. In einem Thurme, wo sie gefangen saß, verfertigte sie ein Seil aus den Schleiern und Binden ihrer weiblichen Bedienten, und ließ ihn heimlich zur Nacht-

zeit

zeit herab. Einige Ritter vom Stamme der Abencerragen, den des Königs Grausamkeit beinahe vertilgt hatte, empfiengen den Prinzen und flohen mit ihm nach Cadix. Von hier aus begann die Empörung, und verbreitete sich nach und nach durch das ganze Land.

Die Gewohnheit der Mauren, ihre Könige nach Willkühr abzusetzen oder zu tödten, war vorzüglich in den letzten Zeiten herrschend geworden. Furcht vor einer gleichen Begegnung bewog vielleicht den König Albohazen, das mißvergnügte Volk durch irgend ein rühmliches Unternehmen gegen die Christen, mit sich auszusöhnen. Die Erschöpfung der spanischen Könige in den Kriegen mit Portugal und Frankreich, hatte seinen Stolz und sein Selbstvertrauen gemehrt. Er beschloß deswegen, den Tribut nicht ferner zu bezahlen, den die Könige von Castilien seinen Vorfahren auf dem Throne auferlegt hatten. Und als Ferdinands Gesandte kamen, um diese jährliche Abgabe in Empfang zu nehmen, sprach Albohazen zu ihnen: „Sagt eurem Herrn, in Granada präge man die Münzen nicht mehr, womit man ihm ehemals gehuldigt habe, sondern man wolle künftig mit Lanzen und Schwerdtern bezahlen.“

Diese trotzige Rede mußte einstweilen ungeahndet bleiben, weil Ferdinand gerade in einen gefährlichen Krieg mit Portugal verwickelt war. Er konnte daher nichts weiter thun, als den Waffenstillstand mit den Mauren erneuren, welchen Albohazen bewilligte. Aber nach einem unter ihnen längst eingeführten Gebrauche setzte der Waffenstillstand dem kleinen Kriege keine Gränzen. Jede Burg, die man in drei Tagen zu überwältigen vermochte, konnte berennt werden, wenn es nur keine königliche Burg war, noch der Angriff mit fliegenden Fahnen und klingen-

dem

dem Spiele geschah. Die maurischen und christlichen Statthalter, welche auf den Grenzen stunden, machten beständige Einfälle in das feindliche Gebiet. Bald zeigte sich ein kleiner Trupp Reuter oder Fußvolk, überfiel ein Dorf, mordete die Einwohner, plünderte die Häuser und trieb das Vieh weg; bald erschien unvermuthet ein ganzes Heer in der Ebene, verheerte die Felder, rieß die Weinreben aus, hieb die Bäume nieder, belagerte und eroberte irgend einen Ort, und zog sich dann mit seiner Beute zurück. So ließ auch jetzt, nach dem Abschluß des Waffenstillstandes, Albohazen die auf einem steilen Felsen erbaute spanische Festung Zahara, zur Nachtzeit überfallen, und die Einwohner gefangen fortschleppen.

Das Glück, womit diese Eroberung ausgeführt wurde, kränkte Ferdinands Eitelkeit eben so sehr, als es auf der andern Seite Isabellens Religionseifer entzündete. Bei jedem Gewinn der Mauren glaubte sie das Christenthum in Gefahr. Eine solche Pflanzschule der Ketzer, als Granada damals war, auszurotten, und das Evangelienbuch an die Stelle des Korans zu bringen, scheute die fromme Königin weder Kosten noch Arbeit. Sie war es, die jetzt Ferdinands Gesinnungen lenkte, und ihn, der mehr Lust zum Kriege gegen Frankreich bezeigte, mit Gewalt gleichsam ins Feld wider die Mauren trieb. Sogleich erhielten die Statthalter an den Grenzen Befehl, sich in Bereitschaft zu setzen. Die Königinn besuchte auf ihren Reisen alle Kapellen, und rief alle Heiligen um Schutz zu dem bevorstehenden Kriege an. Die Begierde, die Unglaubigen aus Spanien zu vertilgen, verdrängte bei den edelsten spanischen Geschlechtern alle Privatneigungen und entferntere Gegenstände des Ehrgeitzes. An der Spitze einiger tausend Mann drang der Statthalter von Sevilien, Ja-

kob

kob de Morlo, in das Herz des feindlichen Landes, und rächte Zahara's Ueberfall durch einen ähnlichen, obschon gewagteren Anfall auf Alhama, einen sehr festen Platz in der Nähe von Granada, welcher durch die prächtigen Bäder, womit ihn die mauri-schen Könige verschönert hatten, berühmt war. Al-hama konnte binnen wenigen Stunden mit der ge-sammten maurischen Reuterey unterstützt werden; al-lein die Sicherheit der Einwohner, und ihre durch den häufigen Gebrauch der Bäder erschlaffte Lebens-art, befeuerte den Muth der Spanier bei diesem kühnen Wagestück, und entfernte von ihnen jeden Gedanken an Gefahr. Von der Stille der Nacht begünstigt, erstiegen sie die Festungswerke, tödteten die ausgestellten Wachen, und entwafneten den Feind, noch eh' er Zeit hatte, seine ganze Stärke gegen sie zu gebrauchen.

Allgemeine Bestürzung überfiel die Mauren, da sie Spanien im Besitz eines Platzes sahen, den man bisher als den Schlüssel Granada's betrachtet hatte. Dreimal versuchte Albohazen dessen Wieder-eroberung, und mußte eben so oft der Tapferkeit der herbeieilenden spanischen Hülfsvölker weichen.

So große Vortheile indessen die Feste Alhama in der Folge versprach, so mühsam schien es, sie zu behaupten, da sie mitten im feindlichen Gebiete lag, und jährlich wenigstens vier bis fünfmal mit Proviant versehen werden mußte. Schon fielen die meisten Stimmen auf Zerstörung derselben; nur Isabelle weigerte sich, einem Vorschlag Gehör zu geben, der den Stolz der Feinde mehren, und auf Spaniens Krieger den Verdacht der Feigherzigkeit werfen konnte. Ungesäumt ließ sie die in Alhama befindlichen drei maurischen Tempel zum christlichen Gottesdienst wei-hen, und spann mit eigenen Händen die dazu nöthi-

gen

gen Altarbehänge. Durch ihre Sorgfalt wurden die Vorbereitungen zum Kriege mit allem Nachdruck betrieben. Die Vorsteher der Brüderschaften lernten jetzt am deutlichsten, worauf es bei ihrer Einrichtung eigentlich abgesehen war. Man foderte von ihnen sechzehn tausend Stück Vieh, und acht tausend Mauleseltreiber, welche die Heerden mit Proviant aller Art belastet nach Alhama trieben. Der Pabst bewilliget zur Besoldung der Mannschaft hundert tausend Dukaten von den geistlichen Zöllen, und sandte eine Bulle, worinn gegen die Mauren das Kreutz gepredigt wurde. Kaufleute und Bürger schossen Summen zusammen, um dem Mangel der königlichen Kassen abzuhelfen. Die heilige Inquisition lieferte von den eingezogenen Gütern so erkleckliche Beiträge, und ihr Vorrath wurde so rein ausgeleert, daß oft die Besoldungen ihrer eigenen Bedienten nicht bezahlt werden konnten.

Auf so mannigfaltigen Wegen mußte Spanien die Kosten zu einem Kriege aufbringen, der acht Jahre hindurch mit größter Erbitterung, mit Verwüstung aller Feldfrüchte, und unter beständigen Bedrohungen eifersüchtiger Nachbarn geführt wurde.

9.

Schicksale der Könige Albohazen, Boabdil und Abohardilles von Granada. Wachsende Zerrüttung des Reichs.

In Granada gährte schon lange in den Gemüthern des Volks ein geheimer Groll gegen den König, Albohazen, dem man allein die Schwäche der Regierung, und Alhama's unglücklichen Verlust zur Last legte. Entkräftung des Alters, und eine beständige Gicht,

Gicht, an der er krank lag, machten ihn unfähig, die Last der Geschäfte mit gewohnter Stärke zu tragen. Die Abneigung gegen ihn machte sich sein Sohn Boabdil zu nutze, und als der Greis einst von einem seiner Lustschlösser nach Granada zurück kehren wollte; fand er die Thore verschlossen, und hörte mit Schrecken, daß die empörten Einwohner den Prinzen Boabdil auf den Thron gesetzt hätten.

Diese Kronrevolution zündete die Flamme eines bürgerlichen Krieges an, welcher den Fortgang der spanischen Waffen am meisten beförderte. Albohazen rief seine zerstreuten Anhänger zu den Waffen, und das maurische Reich war nun in zwei Hälften gesondert, die sich wechselseitig bestrebten, das gegen auswärtige Feinde gezückte Schwerdt wider einander selbst zu kehren. Unempfindlich gegen die Bande des Bluts und das Elend ihrer Mitbürger hörten beide Partheien nur die Eingebungen des Ehrgeitzes oder einer blinden Rache. In den Gefechten, die sie einander lieferten, verdrängte zügellose Wuth die vaterländische Tapferkeit, und die edelste Blüthe ihrer Ritterschaft gieng zu Grunde. Nur dann, wenn es das Verderben der Christen galt, schien ein gemeinschaftlicher Geist sie zu beleben. Aber die christlichen Bewohner von Castilien und Aragon, entflammt von Religionshaß, Ehrbegierde und Habsucht, leisteten überall den Mauren den nachdrücklichsten Widerstand. In Andalusien sammelte der Adel ein Reuterheer von fast drei tausend Mann, das an Glanz der Rüstung, an Waffen und Pferden alles übertraf, was man bisher gesehen hatte. Entschlossen, sich durch eine kühne That hervorzuthun, drangen diese Tapfern in die furchtbare Gegend um Malaga ein, streiften zügellos umher, verwüsteten die Saaten, plünderten die Wohnungen, und suchten, nachdem

dem sie mit Beute sich übermäßig beladen hatten, den Rückweg. Die Verachtung des Feindes hatte alle Maßregeln der Sicherheit vernachläßigt; aber bald sahen sie mit Schrecken die Ausgänge besetzt, und hörten von allen Seiten das Geschrei eines fürchterlichen Angriffes. Mitten unter steilen Felsen; von Pfeilregen und Steinwürfen verfolgt, bei hereinbrechender Finsterniß, ohne Kentniß der Gegend und der Anzahl der Feinde, stürzten Mann und Roß verwirrt durch einander. Nur wenigen war das Glück zur Flucht günstig. Mehr als achthundert Reuter wurden getödtet, und fünfzehn hundert kamen in Albohazens Gefangenschaft, unter denen vierhundert Edelleute sich befanden.

Als Boabdil von den Vortheilen hörte, die sein Vater erlangt hatte, beschloß auch er durch eine kühne Uuternehmung sich auszuzeichnen und seine Macht zu verstärken. Er brach an der Spitze eines ansehnlichen Heeres aus Granada auf, um Lucena, eine Stadt, die den Castiliern gehörte, zu überrumpeln. Allein das Unternehmen mißlang. Die Mauren wurden, unter dem Schirme eines dicken Nebels, von allen Seiten angegriffen, und mehr als fünf tausend von ihnen verloren das Leben. Boabdil, von dem größten Theil seiner Leute verlassen, suchte sich durch die Flucht zu retten. Um unerkannt zu bleiben, stieg er von seinem weissen reich behangenen Pferde, und verbarg sich in das Schilfdickicht eines nahen Flußes. Hier entdeckte ihn zuerst ein Soldat aus Lucena, und wollte ihn niederbohren. Wüthend vertheidigte sich der König mit seinem Dolch. Als aber mehrere herbei eilten, und er nirgends Rettung erblickte, offenbarte er seinen Stand, und lieferte sich in die Hände der Ueberwinder.

Anarchie und Aufruhr zerrüttteten nun die Provinzen des maurischen Reichs, welche das feindliche Schwerdt bisher verschont hatte. Granada selbst war das Spiel zügelloser Partheyen, die einander gegenseitig zu vernichten trachteten. Der entthronte Albohazen ergrief die Gelegenheit, die Krone wieder an sich zu bringen, die ihm sein rebellischer Sohn geraubt hatte. Er kehrte in seine Hauptstadt zurück; aber nur einen schwachen Widerstand konnte er den Fortschritten der Castilianer thun, welche sich auf allen Seiten seiner Städte bemächtigten, und immer weiter gegen Granada vorrückten, wo die unglücklichen Einwohner wider einander selbst die Waffen führten. Der König getraute sich nicht aus den Thoren zu gehen, weil er befürchtete, nicht wieder herein gelassen zu werden. So konnte der Feind ungestraft in der weiten fruchtbaren Ebene umher streifen, welche Granada mit einer Reihe üppiger Gärten, mit herrlichen Weinstökken und Maulbeerbäumen umzog. Auf dieser Ebene, oder der sogenannten Vega, erholten gewöhnlich die Spanier ihre ermatteten Kräfte, oder plünderten und raubten, wenn ihnen der Stoff zu wichtigern Unternehmungen abgieng. Die vielen Dörfer in dieser Gegend, die wohlbestellten Felder und die treffliche Viehzucht boten immer wieder Beute dar. Das war auch das beste Mittel für einen Hof, dem es gewöhnlich an Geld fehlte, um das Volk bei guter Laune zu erhalten.

Während Ferdinand fortdaurend das maurische Reich mit Feuer und Schwerdt verwüsten ließ, schenkte er mit anscheinender Großmuth dem gefangenen König Boabdil die Freiheit, ja er wurde sogar der Bundesgenosse seines Gefangenen, und machte sich anheischig, ihm gegen seinen Vater unter der Bedingung Beistand zu leisten, wenn Boabdil ihm ei-

nen jährlichen Tribut von vierzehn tausend Dukaten bezahlen, sich für seinen Vasallen erklären, und ihm gewisse Plätze ausliefern wollte. Boabdil ließ sich alles gefallen, und kehrte dem Anscheine nach geehrt, aber mit gedemüthigtem Stolz, in sein Königreich zurück. Die Aussichten zu Glück und Ruhm, die seine wiedererlangte Freiheit ihm vorspiegelte, zerflossen bald in ein kaltes Bewußtseyn innerer Schwäche und Niedrigkeit. Der alte König hatte das Volk durch die Fakirs, eine Art maurischer Mönche, aufhetzen lassen: welche öffentlich predigten: Boabdils Vergleich mit Ferdinanden entehre die Nation, und striete wider Verfassung der Gesetze des Reichs. Niemand wollte jetzt von einem Fürsten weiter hören, der sklavisch genug dachte, sein Land und sein Leben der Willkühr eines christlichen Oberherrn zu verdanken. Die Schande, die Boabdil auf sich geladen hatte, machte ihn zu einem Gegenstande des Spottes und der Verachtung. Flüchtig von einem Orte zum andern, in steter Gefahr des Lebens, von seinen Freunden verlaßen, gehaßt von seinen Verwandten, zog er sich endlich nach Cordova zurück.

Aber auch gegen Albohazen erhob sich die Stimme der Empörung lauter als jemals. Alter und Bekümmernisse hatten die Kräfte seiner Seele abgespannt, und ihn in eine dumpfe Gleichgültigkeit begraben. Das einzige Gefühl, das ihn noch rührte, war Liebe zu seinen aufgesammelten Schätzen. Er starb im Jahr ein tausend vier hundert und fünf und achtzig entweder vor Kummer, oder von der Hand seines Bruders Abohardilles, eines wilden Kriegers, der nun den erledigten Thron in Besitz nahm. Sein Einzug in Granada gab den Einwohnern ein köstliches, den verloschenen Muth auffrischendes Beispiel. Er hatte einen Haufen von neunzig spanischen Soldaten

ten überfallen, deren abgehauene Köpfe von dem Sattel der mauriſchen Reuter herabhiengen, und den Triumph des neuen Königes ſchmückten. Allein auch bei ihm machte der Wankelmuth eines ſich ſelbſt überlaſſenen Volkes, das morgen haßt was es heute bewundert, keine Ausnahme. Er wagte bald nicht mehr aus der Stadt zu gehen, weil er mit ſeiner Entfernung auch den Ausbruch einer neuen Meuterey befürchten mußte. Man gehorchte ihm mehr aus Nothwendigkeit als aus Neigung, und fand in den fortſchreitenden Eroberungen der Spanier täglich wachſende Urſachen, die Bande des Gehorſams wieder aufzulöſen.

Dieſe Gährungen benutzte der vertriebene Boabdil, um das entflohene Glück wieder zu feſſeln. Begleitet von dem kleinen Reſt ſeines ritterlichen Gefolges trat er den Weg nach Granada an, entſchloſſen, durch Gewalt oder Liſt ſich die Thore dieſer Stadt zu öffnen. Er zog über rauhe unzugängliche Gebürge, und kam zur Nachtzeit unbemerkt an den Theil der Stadt, der den Namen Albayzin führte. Hier verſteckte er ſein Volk hinter den Mauren, näherte ſich mit fünf Menſchen einem Thor, ſprach keck die Wache an, und wußte ihr ſo dringend ans Herz zu reden, daß er ſie ohne ein vorhergehendes Verſtändniß, blos durch ſeine Gegenwart vermochte, ihn mit der übrigen Mannſchaft einzulaſſen. In der nemlichen Nacht noch beſuchte er die Häuſer derjenigen, die er für ſeine Freunde hielt, und bat um ihren Beiſtand. Unzufriedenheit mit der herrſchenden Parthey, Ueberraſchung, vielleicht ſelbſt Mitleiden gegen einen König, der im entſcheidenden Augenblicke der Gefahr ſich in die Arme des Volks wirft, verſchafften ihm Anhänger. Bewafnet verſammelten ſie ſich am andern Morgen, und beſetzten die Eingänge

der

der Strassen. Kaum hörte Abohardilles, daß sein Neffe im Besitz des Albayzin sey, als er sogleich mit dem größten Theile des Heeres auf ihn loßgieng. Es kam zwischen beiden Königen zu einem blutigen Gefechte, das immer abgebrochen und immer erneuert, an die fünfzig Tage dauerte, ohne daß einer von beiden sich eines vollkommenen Sieges rühmen konnte.

10.

Eroberung von Malaga.

Die Spanier schritten inzwischen von einer Eroberung zur andern fort, bald unter dem Vorwande einer ihrem Bundesgenoßen Boabdil zu leistenden Hülfe, und bald indem sie sich auf den mit diesem Monarchen getroffenen Vergleich beriefen. Abgebrannte Dörfer, zerfallene Burgen, verwüstete Aecker und Felder bahnten ihnen einen leichten, von keinen Feinden bewachten Weg.

Der Ruf dieser Eroberungen wuchs mit jedem Tage so sehr, und die kriegerischen Tugenden fanden einen so weiten Schauplatz, daß selbst Engländer und Franzosen herbei eilten, um an der Ehre dieses heiligen Krieges Theil zu nehmen. Die Gefahren, denen sich die spanischen Könige aussetzten, die Beschwerden, die sie unverdrossen mit dem gemeinen Soldaten theilten, und die Mannszucht, die sie hauptsächlich durch Strenge gegen sich selbst aufrecht erhielten, setzte sie in den Stand, selbst das unmöglich scheinende auszuführen. Sorgfältig beschnitten sie verjährte Misbräuche, und brachten den Adel, der auch im Felde den einheimischen Luxus, Kleiderpracht und Gastmahle nicht vergessen konnte, zu einer nüchternen Mäßigkeit zurück. Die Zeit, wo das Schwerdt ruhte,

wurde

wurde durch andächtige Uebungen ausgefüllt. Prozessionen wurden angestellt, die Ketten der gefangenen Christensklaven im Triumph vorgetragen, Tempel eingeweiht, und der ermattete Geist in dem Schooß der Kirche zu neuer Blutgier erhitzt. Der rohe Krieger bildete sich nach dem Muster seiner Fürsten; eine feierliche Stille herrschte durch das ganze Lager, und vielleicht galt es hier als einzige Empfehlung in ihrer Art, daß man nicht ein Heer Soldaten, sondern eine Versammlung Mönche zu sehen glaubte.

Eine Hauptstütze der maurischen Macht war der Besitz von Malaga. Auf der Einnahme dieser Stadt beruhte die Eroberung des Königreichs und das Ende des Kriegs. Der fruchtbarste Boden, und ein weitläufigter Handel, welcher von Malaga aus, nach Syrien und Aegypten getrieben wurde, hatte dort die Reichthümer der Nation in einen Mittelpunkt vereinigt. Mit ihren Schiffen, und auf ihre Kosten, wurden Hülfstruppen, Waffengeräthe und Pferde aus Tunis, Tripoli, Fez und Tremessen herbeigeschaft, und von dort aus nach Granada, und in die übrigen haltbaren Plätze des Königreichs abgeliefert. Hier floß der Almosenbeitrag zusammen, welchen man in ganz Afrika, als zu einem heiligen Kriege, einfoderte. Die Besatzung der Stadt gehörte zu dem engen Ausschuß der tapfersten und streitbarsten Männer unter den Mauren.

Ferdinand unternahm die Belagerung dieser festen Stadt zu einer Zeit, wo die Uneinigkeiten in Granada den höchsten Gipfel erreicht hatten. Er rückte an der Spitze eines Heeres von mehr als fünfzig tausend Mann herbei, die, abgehärtet in den vergangenen Feldzügen, voll Vertrauen auf die Heiligkeit des Unternehmens und das bisher erfahrne Glück, den Erbfeind ihres Glaubens zu verderben

brann-

brannten. Selbst entfernte Fürsten nahmen Antheil an dieser Belagerung. Unter andern sandte der Herzog Maximilian von Oesterreich aus Flandern zwei Schiffe voll metallener Kanonen, und eine große Anzahl Pulverfässer und Artilleristen. Auch Isabelle kam in Begleitung des Kardinals von Spanien und anderen Prälaten zu ihrem Gemahl in das Lager von Malaga. Ein brennender Ketzereifer hatte diese Fürstinn so entartet, daß sie an den scheuslichsten Auftritten des Mordes und der Zerstörung Gefallen fand, wenn nur Mauren ihre Opfer wurden.

Die Triebfedern der Religion wurden aber auch von den Unglaubigen in Bewegung gesetzt, um das sklavische Joch der Spanier von sich abzuwälzen. Ein afrikanischer Maure aus Tunis, Abraham Algueri, welcher als Eremit in einem Dorfe bei Cadix lebte, hatte den verzweifelten Entschluß gefaßt, Ferdinanden zu ermorden, es koste was es wolle. Er rühmte sich in dieser Absicht göttlicher Offenbarungen, und verkündigte im Namen Muhameds, daß Malaga nicht eingenommen werden könne, wenn seine Landsleute sich mit ihm zu dessen Unterstützung vereinigten. Angelockt durch diese täuschenden Versprechungen, beschlossen vierhundert Mauren, sich in die belagerte Stadt zu werfen, und überliessen sich der Anführung ihres geglaubten Propheten. Der Hälfte von ihnen gelang es, einzudringen; die übrigen wurden getödtet oder gefangen genommen. Unter den letztern befand sich der Eremit selbst, welcher abwärts getreten war, um zu beten. Er erbot sich, ein Mittel zu entdecken, wodurch die Stadt zur Uebergabe genöthigt werden könnte; wollte es aber niemanden, als dem König und der Königinn selbst offenbaren. Ferdinand, welcher sich jede Stunde von dem Zustande der Belagerten Nachricht ertheilen ließ, schlief eben damals, und

Isabelle weigerte sich, ihn zu sprechen. Man führte ihn inzwischen in das Zelt der Marquise von Moya, bei der sich eben der junge Herzog von Braganza zur Gesellschaft befand. Die äußerliche Pracht des Zeltes und beider vertraute Unterredung verleiteten den Mauren, sie für die Oberhäupter der spanischen Monarchie zu halten. Schon war er im Begriff, die Verrätherey auszuführen, als seine Augen so glühend funkelten, und seine Gesichtsfarbe so sichtbar sich veränderte, daß die Marquise, von Furcht befallen, in einen Winkel des Zeltes flüchtete. Ihre reichgestickten Kleider fiengen den Hieb auf, welchen der Maure auf sie gerichtet hatte. Einen gleichen Streich versetzte er dem Herzoge und verwundete ihn am Kopfe. Sogleich sprangen einige Anwesende herbei, und bemächtigten sich des Wüthenden, der auf der Stelle die vollbrachte That mit dem Leben büßen mußte.

So muthvoll die Mauren in Malaga sich hinter ihren Mauren vertheidigten, so mußten sie doch endlich der Gewalt und der Beharrlichkeit der Spanier unterliegen. Heftiger noch, als das feindliche Geschütz, wüthete Hungersnoth in der halb entvölkerten Stadt. Die Einwohner waren aufs Aeußerste gebracht; nur ihr tapferer Befehlshaber, Zegri, wollte von keiner Uebergabe wissen, und hatte sogar bei Lebensstrafe verboten, davon zu reden. Nach dreimonatlicher Belagerung verschafte sich endlich einer ihrer Hauptleute das Zutrauen seiner Mitbürger, welche ihm die Abschließung einer geheimen Kapitulation mit Ferdinanden auftrugen. Doch nur sich allein ließ er die Vortheile verbürgen, worauf alle übrigen sichere Rechnung machten, und öfnete Ferdinanden die Thore, noch ehe jene von dem Ende der Unterhandlungen benachrichtiget waren.

Der

Der Habsucht der Spanier entgieng jetzt nichts von dem, was sie als ihr wohlerworbenes Eigenthum betrachteten. Die Einwohner wurden zu Sklaven gemacht, und der Preis eines jeden, der binnen sechzehn Monaten sich zu lösen dachte, auf sechs und dreissig Dukaten gesetzt. Die Juden konnten gemeinschaftlich ihre Freiheit mit sieben und zwanzig tausend Dukaten erkaufen; alle übergetretene Christen aber, und alle Neubekehrte, welche von dem Christenthum zu dem Glauben ihrer Väter zurück gekehrt waren, mußten den Scheiterhaufen besteigen. Man machte sogar mit den gefangenen Mauren auswärtige Geschenke. Der Pabst erhielt hundert; der Königinn Johanna von Neapel wurden fünfzig maurische Mädchen, und der Königinn von Portugall dreissig zugetheilt.

II.

Neues Waffenglück der Spanier. Letzte Schicksale des Königes Abohardilles.

Ferdinand hatte nun bis zum Jahr ein tausend vier hundert und acht und achtzig den ganzen westlichen Theil von Granada seinem Scepter unterworfen. Die maurischen Könige Boabdil und Abohardilles, die bisher einander wechselseitig zu verdrängen getrachtet hatten, verglichen sich endlich über die Vertheilung des Wenigen, was von dem verheerten Staate noch übrig war. Granada selbst blieb dem Boabdil, und Abohardilles bekam Cadix und Almeria. Während der erstere in seiner Residenz ruhig von Ferdinands Renten zehrte, und keinen Schritt zur Befreiung des unterjoch-

terjochten Landes that, sammelte der leztere in der Gegend von Cadix ein Heer von mehr als dreissig tausend Mann, um wo möglich das immer furchtbarer heran nähernde Ungewitter zu beschwören. Der bisher erlittenen Niederlagen ungeachtet, glaubte er sich doch stark genug, die siegreichen Waffen der Spanier aufhalten zu können.

So sehr die maurische Macht in den bisherigen Kämpfen geschwächt worden war, so fühlten doch auch die Sieger die gewöhnlichen Folgen langwieriger Kriege. Die Kassen waren erschöpft und das Land entvölkert. Eine ansteckende Seuche, welche damals in Spanien herrschte, hatte so weit um sich gegriffen, daß die Volksmenge bis auf den fünften Theil herab sank. Der spanische Adel war gegen Ferdinands herrschsüchtige Anmaßungen ergrimmt, und suchte die Fackel des Aufruhrs anzuzünden. Auch der Mangel eines stehenden Heeres erschwerte die nachdrückliche Führung des Krieges. In den damaligen Zeiten wurden die Truppen, so oft man ihrer bedurfte, aufgeboten, und mußten auf eigene Kosten so lange dienen, als die Lebensmittel dauerten, die sie in dem Schnappsack auf den Schultern fortbringen konnten. Man rechnete dieß eine Woche. Nachher dienten sie drei Monate, und wurden allein von ihrer Gemeinde unterhalten. Die Kosten der nächsten sechs Monate trugen König und Gemeinde jedes zur Hälfte, worauf die Soldaten nach Hause kehrten, und von andern abgelöst wurden.

Es fällt in die Augen, daß aus diesem Wechsel und aus dieser übel eingerichteten Verpflegungsart allerhand Ungemächlichkeiten entstehen mußten. Allein Isabellens Sorgfalt, begegnete so viel möglich allen Schwierigkeiten, und suchte den Bedürfnissen des Heeres abzuhelfen. Sie hielt allein auf ihre Kosten

vier-

vierzehn tausend Maulesel zur Herbeischaffung des Proviants, und verpfändete deshalb einen Theil ihrer Krongüter, ja sogar Habseligkeiten und Schmuck. Wetteifernd mit ihr strengte Ferdinand seine äußersten Kräfte an, um einen Krieg glücklich zu beendigen, den er bisher so ruhmvoll geführt hatte. Er sammelte zu Jaen ein Heer, das sich auf drei und siebenzig tausend Mann belief, ohne diejenigen, welche mitgenommen wurden, die Wege zu ebnen und Mienen zu graben. An ihrer Spitze drang er zu Ende des Monats May im Jahr ein tausend vier hundert und neun und achtzig, in das granadische Gebiet, und trieb den Feind, der ihm entgegen gerückt war, nach verschiedenen blutigen Gefechten in die Ringmauern von Baça zurück. Diese feste Stadt, in der Nähe von Cadix, war unter allen maurischen Städten am meisten geschickt, eine Belagerung auszuhalten. Sie war mit Proviant auf fünfzehn Monate versehen, und durch eine Besatzung von zehen tausend der auserlesensten Truppen vertheidigt.

Alle von den Spaniern zeither errungenen Vortheile drohten an dieser einzigen Stadt zu scheitern. Die Belagerten vertheidigten sich mit dem Muthe der Verzweiflung, der alle Anstrengungen der Spanier vereitelte, denen überdieß die Jahrszeit sehr ungünstig war. Der Geist der Unzufriedenheit verbreitete sich durch's ganze Lager, und schon sprach man vom Rückzuge, als Isabelle erschien, und neues Leben unter dem Belagerungsheer verbreitete. Wirklich war es vorzüglich ihr Beispiel, und die Unerschütterlichkeit ihrer männlichen Seele, welche den Mauren alle Hoffnung des Abzuges der spanischen Truppen benahm. Denn zu einer Zeit, wo ihre Lage die vortheilhaftere war, wo es den Spaniern an Unterhalt und Kleidern gebrach, und wo jede gewaltsame Unternehmung

gegen

gegen die Stadt vergeblich schien, ließ der Befehlshaber derselben mit Einwilligung des Königs Abohardilles die Uebergabe anbieten.

Im spanischen Lager konnte man die Ursache einer so plötzlichen Kleinmüthigkeit nicht enträthseln. Nur ein wenig Kenntniß des Bodens, auf welchem der maurische König stund, nur die kleinste Erkundigung nach der innern Verfassung seiner Feinde hätte ihn belehren müssen, wie sehr er ihnen an Kräften und Hülfsquellen überlegen sey. Man rechnete vom Anfang der Belagerung auf zwanzig tausend Spanier, welche durch das Schwerdt der Mauren oder durch die strenge Jahrszeit aufgerieben wurden. Ueberdieß war die Gegend um Baça so leimicht, und das Austreten der Flüsse so gewöhnlich, daß selbst die Natur ihren Fortschritten unübersteigliche Hindernisse entgegen gestellt haben würde. Aber Abohardilles schien einer Regierung überdrüssig, deren glücklichstes Loos eine Kette von Unruhen war, und deren widrige Wendung ihn doch zuletzt in das Schicksal seines Vorfahren hinabziehen mußte. Er verließ daher den wankenden Thron, und übergab an einem Tage den größten Theil seiner Besitzungen in die Hände der Spanier. Man hatte ihm zu seinem Unterhalt verschiedene Plätze, ingleichem zwei tausend Vasallen, und ein jährliches Einkommen von ungefehr zehen tausend Dukaten angewiesen. Um sich Ferdinanden gefällig zu beweisen, that er sogar einige Zeitlang unter ihm Kriegsdienste gegen seinen Vetter Boabdil; aber bald marterte ihn das Bewußtseyn, als Unterthan da zu gehorchen, wo er einst als König befohlen hatte. Er gieng nach Afrika, und fand bei seinen Landesleuten eine ungünstige Aufnahme. Der König von Fez bemächtigte sich seiner Person, und ließ ihm als Urheber der maurischen Unruhen die Augen ausbrennen. So verachtet und elend

fand

fand er endlich eine Freistädte bei dem König von Veles, der ihm Essen und Kleider gab. Als Denkzeichen der ehemaligen Würde, sagt man, habe er immer seinen Kleidern die arabische Innschrift aufnähen lassen: „Dieß ist der unglückliche König der Andalusier!“

12.

Eroberung von Granada. Ende des maurischen Reichs in Spanien.

Siegreich durchzogen nun die spanischen Kriegsheere alle Provinzen des Königreichs Granada und fanden nirgends einigen Widerstand. Sichtbar nahte sich das maurische Reich seiner Auflösung, und im Anfange des Jahres ein tausend vierhundert und neunzig blieb den Mauren nichts mehr übrig, als die einzige Stadt Granada.

Diese große und weltberühmte Stadt lag auf zwei Hügeln in einer so üppigen Pflege, daß die Mauren das Paradies dereinst über dem Bezirk ihrer Stadt zu finden hofften. Sie war in vier Quartiere abgetheilt, deren vorzüglichstes, der Alhambra, durch die Größe seines Umrisses, und die Stärke seiner Festungswerke die Bewunderung des Zeitalters erregte. Hier stand der Pallast der maurischen Könige mit morgenländischer Pracht aufgeführt, und mit Verzierungen ausgeschmückt, die mehr von dem Reichthum der damaligen Fürsten, als von dem Geschmacke ihrer Künstler zeugen. Eine Besatzung von vierzig tausend Mann fand Platz in diesem ungeheuren Schlosse, das rings mit Thürmen besezt, und mit dicken Mauren gegen gewaltsame Anfälle geschützt war. Der Albayzin, eine Festung auf dem entgegen stehenden Hügel

gel, gab jener an Umfang nichts nach, und übertraf sie noch durch die Volksmenge, die hier in enge Gassen zusammengedrängt, aller Arten bürgerlichen Gewerbes oblag. Die ganze Stadt war mit starken Mauren umgeben, welche durch tausend und dreissig Thürme und eine Menge auf einander gehäufter Werke beschützt wurden. Die Zahl der Bewohner belief sich noch immer über zweimal hundert tausend, so oft sie auch durch Bürgerkriege mit Blut überschwemmt worden war. Alle noch übrigen tapfern Krieger, die ihrem Vaterlande, ihrer Religion und ihren Gesetzen anhiengen, hatten sich in ihren Mauren versammelt. Verzweiflung verdoppelte ihre Kräfte, und unter einem andern Anführer als dem Könige Boabdil, der noch auf dem wankenden Throne saß, hätte diese Verzweiflung sie retten können. Aber dieser schwache und grausame König räumte, auf einen bloßen Verdacht, auf die unbedeutendste Anzeige, seine treuesten Vertheidiger durch das Schwerdt der Henker aus dem Wege: er war der Gegenstand des Hasses und der Verachtung der Granader, welche ihm den Beinamen Zogoybi (der kleine König) gegeben hatten. Alle Stämme in Granada waren unzufrieden und muthlos. Die maurischen Mönche verkündigten laut das Ende des Reichs, und blos der Abscheu vor dem Joche der Spanier, konnte einem Volke, das seinen König eben so sehr haßte als seine Feinde, Kräfte zum Widerstande geben.

Ferdinand schmeichelte sich anfangs zu Granadas Besitz durch Unterhandlungen zu gelangen. Er ließ Boabdiln auffodern, in Gemäßheit einer geheimen Verabredung, die er mit ihm genommen zu haben versicherte, ihm die Hauptstadt zu übergeben. Allein Boabdil zeigte durchaus keine Geneigtheit, sich des Ueberrestes seiner königlichen Würde ohne Schwerdt-

streich zu entledigen. Er entschuldigte sich mit den aufrührerischen Gesinnungen seiner Unterthanen, die eher alles wagen, als einem Vertrage beistimmen würden, welcher das Reich in fremde Hände liefern würde. Die Feindseligkeiten, mit denen er diese Antwort begleitete, zeigten allzudeutlich, wie unwirksam jedes Anerbieten einer Schadloshaltung gegen die Größe des Opfers sey, das man von ihm verlange. Noch beharrten die Mauren auf der Würde eines selbstständigen Volks; sie betrachteten die kühnen Thürme und Festungen ihrer Stadt als ein geheiligtes Bollwerk, an denen die Waffen der Christen sich stumpf fechten würden.

So ward also die Belagerung von Granada beschlossen, und im May des Jahres ein tausend vierhundert und ein und neunzig erschien Ferdinand an der Spitze von sechzig tausend Mann in der Nähe dieser Stadt. Von ihrem bisherigen Glücke berauscht, hielten sich die Spanier für unüberwindlich, und glaubten einer gewissen Eroberung entgegen zu gehen. Sie sahen an ihrer Spitze Anführer, mit denen sie zu siegen gewohnt waren, und die sie anbeteten. Auch jetzt begleitete Isabelle ihren Gemahl in das Lager, mit dem Infanten, den Infantinnen und dem glänzendsten Hofe, der damals in Europa war. Tägliche Lustbarkeiten wechselten mit kriegerischen Scenen ab, und die Königinn schien beide so sehr mit einander zu vermengen, daß sie blutigen Kämpfen, wie Turnierspielen, zum Vergnügen beiwohnte. Das sonderbarste Gemisch von Verfolgungssucht und Gottesfurcht, von Eitelkeit und Seelengröße, erzeugte in dieser Frau alle Tugenden eines Helden, und alle Schwächen eines eingeschränkten Kopfes. Sie hatte bei allem den Vorsitz: ein einziges Wort aus ihrem Munde war eine Belohnung; ein Blick von ihr machte ihren

niedri:

niedrigsten Soldaten zum Helden. Ueberfluß herrschte im Lager, Freude und Hoffnung belebten alle Herzen, indeß bei den Granadern das gegenseitige Mistrauen, die allgemeine Bestürzung und die Gewißheit einer bevorstehenden Hungersnoth allen Muth erstickt hatte. Die dienende Mannschaft der Mauren, und ihre vorzüglichste Stütze im Felde, die Reuterey, war in den bisherigen Kriegen zusammen geschmolzen. Zu entkräftet, um eine entscheidende Schlacht zu wagen, konnten sie daher die Waffen nur zur Vertheidigung tragen, und Ferdinands Lager nur durch einzelne, obschon nicht minder blutige Ausfälle, beunruhigen.

Die Belagerung dauerte indessen beinahe neun Monate. Ferdinand hielt es für zu gefährlich, gegen eine so feste Stadt einen Sturm zu wagen. Nachdem er also die umliegende Gegend verheert hatte, erwartete er gedultig den Augenblick, wo der Hunger die Sadt zur Uebergabe zwingen würde. Er begnügte sich, die Wälle zu beschießen, die häufigen Ausfälle der Belagerten zurückzutreiben, und, ohne sich in etwas Entscheidendes einzulassen, schloß er den Feind immer enger ein, so daß er ihm nicht mehr entrennen konnte.

Ein zufälliges Unglück, das sich im spanischen Lager ereignete, hätte für Granada's Rettung wichtig werden können, wenn es von den Belagerten klüglich benutzt worden wäre.

Einst hatte Isabelle, nach spat gehaltener Abend-Andacht, ein Licht in ihrem Zelte brennen lassen, dessen Flamme bald um sich grief, und einen Theil des Lagers in Brand steckte. Getümmel weckte die bestürzte Menge aus dem Schlafe, und schreckte sie mit der fürchterlichen Nachricht eines maurischen Ueberfalls. Halbnackend, und mit entblößtem Degen, stürzte Ferdinand aus dem Zelte, um eine Gefahr abzuweh-

zuwehren, die dießmal nur eingebildet blieb. Die gute Ordnung, in welcher die spanischen Truppen sich eilig zu sammeln wußten, stellte die gestörte Sicherheit in kurzer Zeit wieder her. Um aber ähnlichen Unfällen in Zukunft vorzubeugen, und ein Merkmal unerschütterlicher Entschlossenheit zu geben, faßte Ferdinand den Vorsatz, die gebrechlichen Zelte in massive Häuser, und das Lager in eine Stadt zu verwandeln. Unter den Augen des Feindes schritt man sogleich zur Ausführung, und bald war eine ansenliche Stadt gleichsam aus der Erde emporgewachsen, die zum Unterschied ihrer Bestimmung den Namen Santa Fe (der heilige Glaube, erhielt. Von aller Kunst entfernt, zweckte die Bauart nur auf Sicherheit und Bequemlichkeit des Heeres, bei hereinbrechendem Winter ab. Zwei große Straßen, welche einander durchkreuzten, bildeten in ihrem Vereinigungspunkte den Waffenplatz, und endigten sich an den vier äußersten Thoren. Alle Häuser wurden mit weissem Gips überzogen, damit sie von weitem blenden, und als Gegenstände einer immer lebhaften Furcht den Feinden sichtbar seyn sollte.

Als die Mauren diese Anstalten sahen, die auf ein ganzes Menschenalter berechnet zu seyn schienen, so sank ihr Muth bis zur Verzweiflung herab. Von der Hungersnoth immer mehr gedrückt, öfters geschlagen in den kleinen Gefechten, die beständig unter ihren Mauren vorfielen, und verlassen von Afrika, welches nichts zu ihrer Rettung unternahm, erkannten sie immer mehr die Rettungslosigkeit ihres Zustandes. Boabdil selbst überredete sie, die Waffen niederzulegen, und das Schicksal, das ihnen unvermeidlich bevorstand, durch möglichst gute Bedingungen zu lindern.

Es wurde nun eine Gesandschaft in das Lager der Christen gesandt, welche wegen einer Kapitulation unterhandeln sollte. Niemand bot dazu williger die Hände, als Ferdinand. Ihm lag hauptsächlich an Unterwerfung der Stadt, und alles, was er versprach, oder sich versprechen ließ, schien mehr eine Formalität, die so oder anders bestimmt, doch zuletzt nach seinem gebieterischen Willen sich würde richten müssen. Die Bedingungen, welche nach einer kurzen Verhandlung zu Stande kamen, waren daher die gelindesten, deren die Mauren in ihrer Lage sich nur versehen konnten. Sie lauteten dahin, daß die Granader Ferdinand und Isabellen, so wie ihre Nachfolger in der Krone von Castilien, für ihren König erkennen; daß sie ohne Lösegeld alle gefangene Christen ausliefern sollten; daß die Mauren stets nach ihren eigenen Gesetzen regiert werden, und ihre Gewohnheiten, ihre Richter, die Hälfte ihrer Moscheen und die freie Uebung ihres Gottesdienstes behalten sollten; daß sie im Besitz ihrer Güter verbleiben oder dieselben verkaufen, und nach Afrika oder in jedes andere ihnen beliebige Land ziehen könnten, ohne jemals von den Castilianern zur Räumung Spaniens gezwungen zu werden; und daß Boabdil in dem Gebirge Alpuxares eine große und reiche Herrschaft bekommen sollte, mit der er ganz nach Wohlgefallen verfahren könnte. Selbst mit den erzketzerischen Juden glaubte man menschlich verfahren zu müssen, und versprach ihnen Duldung. Keine Abgabe sollte erhöht, keine Partheilichkeit zwischen Christen und Mauren gestattet, und im Grunde nichts als die Person des Königs geändert werden.

Alle diese Bedingungen, so beruhigend für die Besiegten, wurden in der Folge anders modificirt, und zum Theil gar nicht gehalten.

Boabdil suchte den Zeitpunkt, da er das Scepter niederlegen könnte, selbst zu beschleunigen. Er zitterte vor den Launen eines wilden Pöbels, der an ihm seine stürzende Freiheit zu rächen drohte. Um das über seinem Haupte sich zusammenziehende Ungewitter abzuwenden, vollzog er daher die Kapitulation noch einige Tage vor dem dazu festgesetzten Zeitpunkt. An dem feierlichen Tage, an welchem die Uebergabe geschah, erschienen im spanischen Lager Ritter und Edle in ausgesuchter Pracht, und das ganze Heer stund in Schlachtordnung unter den Waffen. So rückten die spanischen Könige in einem glänzenden Zuge bis eine halbe Meile vor Granada, wo ihnen Boabdil, von fünfzig maurischen Reutern begleitet, entgegen kam. Mit erzwungener Großmuth lehnte Ferdinand die Beweise knechtischer Unterwerfung ab, wodurch der Ueberwundene vor dem Sieger sich zu demüthigen suchte. Der entthronte König machte sich in Begleitung seiner Familie und einer kleinen Zahl Bedienten auf den Weg nach der traurigen Herrschaft, die man ihm für ein Königreich gegeben hatte. Zum letztenmal übersah er die herrliche Stadt, von der er sich scheiden mußte, von einer Anhöhe. Thränen entquollen seinen Augen. „Mein Sohn, sprach seine Mutter zu ihm, mit Recht beweinst du wie ein Weib den Thron, den du nicht wie ein Mann zu vertheidigen gewußt hast.“ Der Unglückliche vermochte nicht als Unterthan in einem Lande zu leben, wo er regiert hatte. Er verkaufte nach einigen Jahren seine Güter, und begab sich nach Fez, wo er endlich in einem Treffen gegen den König von Marokko blieb.

Ferdinand und Isabelle hielten am zweiten Januar des Jahres ein tausend vier hundert und zwei und neunzig, unter dem Donner des Geschützes, durch

eine

eine zweifache Reihe von Soldaten, ihren Einzug in Granada. Die Stadt schien öde und verlassen: die Mauren hatten sich in ihre Häuser zurück gezogen, um die Gegenwart ihrer Sieger zu vermeiden, ihre Thränen und ihre Verzweiflung zu verbergen. Zuerst gieng der Zug nach der großen Moschee, die in eine christliche Kirche umgeschaffen worden war; und hier dankte die Königliche Familie Gott für den so glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen. Indeß sie diese fromme Pflicht erfüllten, pflanzte der Graf von Tendilla, der neue Statthalter von Granada, das siegende Kreuz, die geweihte Fahne von Castilien und des heiligen Jakobs, auf dem höchsten Thurme des Alhambra auf. Diese Handlung, gewöhnlich die erste bei Eroberung einer unchristlichen Stadt, flößte den Zuschauern eine heilige Rührung ein, und bestärkte sie in dem frommen Gedanken, daß alles, was geschah, der Gottheit zum Wohlgefallen gereiche. Kaum wehte jenes Zeichen von des Alhambra höchsten Thurme, als mit einemmal der ganze Hof, und das ganze Heer auf die Knie fielen, und in Gebehrden oder Worten die aufsteigenden Empfindungen der Dankbarkeit und Freude ausdrückten.

So endigte die Macht der Mauren in Spanien, nachdem sie siebenhundert und zwei und achtzig Jahre gedauert hatte. Die glückliche Beendigung dieses Krieges verschaffte den spanischen Königen Ehrfurcht in ihrem Lande, und bei den auswärtigen Mächten Ruhm und Achtung. Der Pabst freute sich über die Rückkehr eines bisher unglaubigen Reichs unter das Scepter der Hierarchie, und feierte deshalb in Rom öffentliche Dankfeste. Von nun an hegte er Spanien als sein treuestes Schooskind, und theilte dessen Monarchen in der Folge ausschlusweise den Titel der katholischen Könige mit. Und wenn die Gefangenneh-

mung

mung des Geistes unter dem Gehorsam des Glaubens als ächtes Verdienst gelten kann, so ließ wenigstens Isabelle keine Gelegenheit zu dessen Erwerbung ungenützt. Die Errichtung von Kirchen und Klöstern wurde von nun an ihr Lieblingsstudium. Sie glaubte in Granada ein neues Jerusalem aufgehen zu sehen, und weihte es durch ihre Bemühung gleichsam zum Wohnsitz der Pfafferey und des geistlichen Despotismus. Der Artikel des letzten Friedensschlusses, in welchem den Mauren freie Religionsübung feierlich zugesichert worden war, wurde ohne alles Bedenken umgestossen. Man zwang die Mauren zur Abschwörung ihres Glaubens durch die Folter, durch das Schrecken und durch alle Arten strenger und unwürdiger Maasregeln. Durch diese Treulosigkeit empört wagten sie einen Aufstand, aber ihr Bemühen war fruchtlos. Ferdinand brach selber gegen sie auf, ließ diejenigen niederhauen, die er Aufrührer zu nennen beliebte, und über fünfzig tausend Besiegten mit dem Schwerte in der Hand — die Taufe geben.

Die Nachfolger Ferdinands, vornemlich Philipp der Zweite, verfolgten die Mauren mit neuen Qualen. Es wurde zu Granada ein Inquisitionsgericht errichtet: man suchte die Unglücklichen durch Schrecken, Angaben und Lebensstrafen zur Bekehrung zu zwingen: man entrieß ihnen ihre Kinder, um sie in dem Glauben eines Gottes zu unterrichten, der stets die Gewaltthätigkeit verabscheute, und nichts als Frieden predigte; man raubte ihnen ihre Güter und zog sie unter dem nichtigsten Vorwande vor Gericht. In der Verzweiflung griefen sie zu den Waffen, nahmen an den christlichen Priestern die grausamste Rache, mußten aber nach Jahre langem Widerstreben von neuem ein Joch aufnehmen, das durch ihre Empörung nur noch drückender wurde. Endlich vertrieb sie

König

König Philipp der Dritte gänzlich aus Spanien, und schlug dadurch dem Reich eine Wunde, die nicht geheilt werden konnte. Mehr als hundert und fünfzig tausend dieser Unglücklichen zogen durch Frankreich, wo Heinrich der Vierte sie mit Menschlichkeit behandelte. Einige Wenige blieben heimlich in ihrem Lande zurück, und verbargen sich in den Gebirgen; die Meisten ließen sich in Afrika nieder, wo dieses unglückliche Volk noch heutiges Tages unter dem Despotismus der Könige von Marokko sein elendes Daseyn mühselig fristet, und alle Freitage seinen Gott um die Rückkehr nach Granada anfleht.

V. Die Belagerung von Malta durch die Türken.

Im Jahr Christi 1565.

I.

Malta und der Malteser-Orden. Sultan Soliman beschließt die Ritter zu züchtigen.

Die Insel Malta im Süden von Sizilien, die unter den verhängnißvollen Begebenheiten unserer Zeit öfters die Blicke des Beobachters auf sich gelenkt hat, ist im Grunde nichts weiter, als ein großer weißlichter Felsen, der über die Meeresfläche hervorragt, und sich sehr leicht hauen läßt, der aber, wenn die Sonne darauf scheint, das Gesicht so sehr angreift,

daß

daß man Conservationsbrillen von blauem und grünem Glase tragen muß. Flüsse sind auf Malta nicht anzutreffen. Die fruchttragende Erde ist nur einige Fuß tief, wovon vieles erst auf Schiffen herbei geschafft wurde; allein die Industrie der Einwohner zwingt dem sterilen Boden die herrlichsten Früchte ab. Man baut Getreide, Weine, Baumwolle, bereitet viel Salz und hat starke Bienenzucht; die schönsten Feigen und Pomeranzen, Zuckerrohr, Aprikosen, Melonen und andere edle Früchte gedeihen hier in fröhlicher Ueppigkeit. Das Klima ist in den Sommersolstizien so heiß, daß man eine brennende Luft einzuathmen glaubt; vom Winter weiß man auf Malta nichts.

Die Insel stand nach und nach unter der Herrschaft der Karthaginenser, Römer, Gothen, Araber, Normänner und der deutschen Kaiser, und ward endlich ein Eigenthum des Johannitterordens.

Dieser Orden ward im Anfange des zwölften Jahrhunderts gestiftet, und die ersten Mitglieder desselben nannten sich Hospitalbrüder, weil ihre Beschäftigung es foderte, die christlichen Pilger in einem Hospital, welches italienische Kaufleute aus Amalfi nebst einer dem heiligen Johannes gewidmeten Kapelle zu Jerusalem erbaut hatten, zu pflegen. Bald darauf ward ihr Wirkungskreis erweitert, sie übernahmen in den damaligen unruhigen Zeiten die Sorge, die zum Grabe Jesu walfahrtenden Christen aller Nationen gegen die Räubereyen der Sarazenen zu schützen, und so bekam ihre Gesellschaft nach und nach eine kriegerische Einrichtung, die immer zweckmäßiger werden mußte. Allein kaum hatten die Sarazenen Jerusalem wieder erobert, so mußten die Ritter nach Marjatte, von da nach Akre, ferner nach Limisson auf der Insel Cypern flüchten. Von hier aus

fanden sie Gelegenheit, im Jahr ein tausend dreihundert und neun, Rhodus und sieben andere kleine Inseln in der Nähe zu erobern, und ihre neue Besitzung gegen die Angriffe der Sarazenen, die sich dieses schöne Pertinenzstück ihres Kalifats nicht entreissen lassen wollten, tapfer zu vertheidigen. Mehrmals hielten sie lange Belagerungen mit großer Tapferkeit aus, unterlagen aber doch endlich im Jahr ein tausend fünf hundert und drei und zwanzig den Türken, und mußten ihnen die Insel abtreten. Jetzt wies ihnen Pabst Clemens der Siebente, ehemals selbst ein Mitglied ihres Ordens, seine Stadt Viterbo im Kirchenstaate zum einstweiligen Aufenthalt an. Allein schon im Jahr ein tausend fünf hundert und dreißig überließ ihnen Kaiser Karl der Fünfte, als Beherrscher von Sizilien, die Insel Malta unter der Bedingung, den kleinen Seekrieg gegen die Türken unaufhörlich fortzusetzen.

Die Ritter, von ihrem neuen Besitze, Malteser genannt, entsprachen Karls Erwartungen vollkommen. Der Kaiser verdankte das Glück, welches seine Waffen an der Küste der Barbarey begleitete, größtentheils dem Beistande der Malteser, die ihm Siege erfechten, Festungen erobern, und allenthalben die Unglaubigen bekämpfen halfen. Viele Prisen geriethen in die Hände der Ritter, deren wachsendes Glück den Unwillen der Türken immer höher stimmte.

Das Scepter des osmanischen Reichs war damals in den Händen Solimans des Zweiten, eines kraftvollen Regenten, der mit einem thätigen Unternehmungsgeiste Muth und Klugheit verband. Durch große Eroberungen erweiterte er, und durch Errichtung einer furchtbaren Seemacht, durch weise Anstalten und strenge Regierung befestigte er sein väterliches Reich, das unter ihm die höchste Stufe seiner

Größe

Größe erlangte. Seit seiner Thronbesteigung, im Jahr ein tausend fünf hundert und zwanzig, war er besonders das Schrecken der Christenheit, die vergebens seinen siegreichen Waffen Einhalt zu thun trachtete. Er eroberte einen großen Theil von Ungarn, drang selbst in Deutschland ein, und belagerte Wien, ohne es jedoch zu erobern. Er war es, der Rhodus erobert, und die Johanniter gänzlich aus dieser schönen Besitzung verdrängt hatte, die eben deswegen keine Gelegenheit ungenutzt ließen, sich an ihren Feinden zu rächen. Soliman war aber nicht der Monarch, der sich ungestraft necken ließ. Er gerieth in den heftigsten Unwillen, als ihm berichtet wurde, daß die Ritter ihre Feindseligkeiten zur See gegen die Türken mit wachsendem Uebermuth und mit glücklichem Erfolge fortsetzten, und beschloß sie dafür aufs empfindlichste zu züchtigen. Dem zufolge befahl er, daß alle Schiffe seines Reichs in der größten Geschwindigkeit ausgerüstet werden sollten. Er ließ eine große Anzahl seiner Truppen nach Morea marschiren, um daselbst eingeschifft zu werden, und beorderte seine Vicekönige von Algier und Tripolis, Haskem und Dragut, ihre Kaper fertig zu halten, um zu seiner Flotte bei ihrer Ankunft in Malta zu stoßen. Den Oberbefehl über dieselbe übergab er dem Piali, einem versuchten Krieger, das Landheer aber kommandirte Mustapha, ein erfahrner Krieger von fünf und sechzig Jahren, der sich durch mehrere in Asien erfochtene Siege, seine Achtung und sein Zutrauen erworben hatte. Beiden empfahl er aufs strengste, alles mit einander gemeinschaftlich zu überlegen und auszuführen, und bei jeder erheblichen Angelegenheit den Dragut zu Rathe zu ziehen, den er für den geschicktesten Seemann in seinem Reiche hielt.

Die

Die furchtbaren Rüstungen der Türken wurden bald allen christlichen Mächten am mittelländischen Meere bekannt, aber man war einige Zeit ungewiß, wo das sich thürmende Ungewitter eigentlich ausbrechen sollte. Niemand gab sich mehr Mühe, die wahre Absicht dieser Rüstungen zu entdecken, als der Großmeister von Malta, Johann de la Valette Parisot, ein Mann von seltenen Vorzügen des Geistes und Herzens, und ein Held von nicht zu erschütterndem Muthe. Durch alle Stufen der militärischen Laufbahn war er bis zur höchsten gestiegen. Von den Brüdern geschätzt, und von den Unglaubigen gefürchtet, folgte man seinem Rath eben so gern als seinem Degen. Aber selbst die Erwartungen seiner Freunde wurden durch die mehr als menschliche Weisheit und Entschlossenheit übertroffen, die er bei der wichtigsten Begebenheit, im entscheidenden Augenblick zeigte.

Valette erfuhr durch seine Spionen, die er in Constantinopel unterhielt, daß Solimans Rüstungen gegen Malta gerichtet wären. Diese Entdeckung theilte er sogleich dem Könige von Spanien, dem Pabste, und den meisten andern europäischen Fürsten mit, und stellte ihnen die Nothwendigkeit vor, ihm in den gegenwärtigen gefährlichen Umständen ihren Beistand zu leihen, wenn sie einen Orden vom Untergange retten wollten, der seit langen Zeiten die Christen aller europäischen Nationen gegen den Feind des christlichen Namens beschützt hätte. Allein diese wahre Bemerkung machte nur auf diejenigen Fürsten einen Eindruck, deren Länder selbst einer unmittelbaren Gefahr ausgesetzt waren. Von dieser hatte keiner mehr Ursache, die Folgen einer Unterjochung der Ritter zu fürchten, als der König Philipp der Zweite von Spanien. Denn abgerechnet, daß dann seine Besitzungen

blos-

blosgestellt waren, so war auch kein anderer christlicher Monarch dem Sultan so verhaßt als er. Er hatte gegen die afrikanischen Korsaren, die unter Solimans Schutze standen, wiederholte Feindseligkeiten ausgeübt, und konnte daher an der Nachricht nicht zweifeln, die ihm der Großmeister mittheilte, daß die türkische Flotte nach Besiegung der Ritter gegen ihn gebraucht werden sollte. Philipp hatte immer die Insel Malta als seine vorzüglichste Schutzwehr gegen die Angriffe der Türken betrachtet, und er fühlte wohl, daß er jetzt mehr als jemals Ursache habe, sie von dieser Seite anzusehen. Dieß bewog ihn, sie mit allem Nachdrucke zu vertheidigen. Er befahl nicht nur seinen Bundesgenossen und Geschäftsträgern in Italien, ein Heer von zwanzig tausend Mann zusammen zu bringen, das auf den ersten Wink in See gehen könnte, sondern er ließ selbst eine zahlreiche Flotte zu Messina versammeln, und trug dem Vicekönige von Sizilien auf, mit der größten Sorgfalt auf die Erhaltung von Malta Bedacht zu nehmen.

So beruhigend diese Aussichten auf spanische Unterstützung für den Großmeister waren, so unterließ er auch an seinem Theile nicht, mit der angestrengtesten Thätigkeit für einen kraftvollen Widerstand zu sorgen. Ausserdem, daß er an die in den verschiedenen europäischen Ländern zerstreuten Ritter ein allgemeines Aufgebot ergehen ließ, sich augenblicklich in Malta einzufinden, theilte er alle waffenfähigen Einwohner der Insel in Kompagnien ein, und trug den Brüdern auf, sie in den Waffen zu üben. Er ließ von seinen Agenten in Italien zwei tausend Mann Truppen werben, und durch alle dem Orden gehörigen Schiffe unaufhörlich Waffen, Kriegsbedürfnisse und Mundvorrath zuführen.

Alle Ritter eilten auf den Wink des Großmeisters nach Malta, diejenigen ausgenommen, welche durch Alter oder Unpäßlichkeit abgehalten wurden, und auch diese ersetzten ihre persönlichen Dienste dadurch, daß sie alles baare Geld einsandten, welches sie aus den ihren Stiftern gehörigen Geräthschaften lösen konnten. Vor der Ankunft des Feindes musterte der Großmeister seine Macht, und fand, daß sie sich auf siebenhundert Ritter und achttausend fünf hundert Soldaten belief, unter denen zwei Kompagnien Spanier waren, welche man ihm aus Sizilien zugesandt hatte. Nachdem diese Truppen eine feierliche Prozession gehalten und das heilige Abendmal empfangen hatten, vertheilte er sie unter die Ritter, und wies ihnen die gehörigen Posten an; auch war er unermüdet, die Magazine zu untersuchen, die Festungswerke zu verstärken, die Wachen zu visitiren, und die Offiziere zu unterrichten, wie sie sich beim Angriffe zu verhalten hätten. Die Weisheit, welche sich in seinem Vertheidigungsplan entwickelte, flößte den Truppen das größte Vertrauen ein; seine Ruhe und Stärke theilte ihnen eine Erhabenheit der Seele mit, die sie über jede mögliche Gefahr erhob.

2.

Angriffe auf das Fort St. Elmo.

Im März des Jahres ein tausend vierhundert und fünf und sechzig verließ Solimans Flotte den Hafen von Konstantinopel, und in der Mitte des Mays erschien sie im Angesicht von Malta. Sie bestand aus mehr als zweihundert Segeln, und hatte, außer einer großen Anzahl christlicher Sklaven, die als Schanzgräber dienen sollten,

vier-

vierzig tausend Mann Landtruppen, meist Janitscharen und Spahi's, die besten Soldaten des ottomanischen Reiches, an Bord. Dieses furchtbare Heer landete in einiger Entfernung von der Burg (il Borgo), der damaligen Hauptstadt der Insel*), und verbreitete sich bald nachher in der ganzen Gegend, steckte die Dörfer in Brand, mordete die Einwohner, und führte alles Vieh weg, das, ungeachtet der Befehle des Großmeisters, nicht in die Städte und Festungen in Sicherheit gebracht worden war.

Auf Valette's Befehle wurde ein Korps von zwei hundert Reutern und sechshundert Fußgängern ausgesandt, um die Bewegungen der Feinde zu beobachten. Es kam zu verschiedenen kleinen Gefechten, in welchen die Türken fünfzehn hundert, die Christen aber nur achtzig Mann verloren. Der Großmeister ließ aber diese Scharmützel blos darum zu, um seine Truppen zu versuchen, und sie an den Anblick und das Geschrei der Türken zu gewöhnen. Da aber in seiner Lage jeder Verlust bedeutend war, so rief er das Korps bald wieder zurück, und schickte jeden auf seinen Posten.

Als das ganze türkische Heer ans Land gestiegen war, berief der Oberbefehlshaber desselben einen Kriegsrath zusammen, um gemeinschaftlich mit ihm den bequemsten Ort zum Angriffe zu bestimmen. Piali war der Meinung, wie es auch der Sultan befohlen hatte, daß man nichts vor der Ankunft des Vicekönigs Dragut von Tripolis anfangen sollte; allein

*) Heut zu Tage heißt sie, zum Andenken an die glücklich überstandene Belagerung, Citta vittoriosa (die siegreiche Stadt), und kann als ein Theil von Valetta angesehen werden.

lein Mustapha, welcher von den Rüstungen des Kö-nigs von Spanien benachrichtigt worden war, glaubte, daß man sogleich etwas zur Sicherheit der Flotte thun müßte, die in einer Bucht lag, wo sie der Wuth des Ostwindes ausgesetzt war, und von den Spani-ern mit großem Vortheil angegriffen werden könnte. Aus dieser Ursache war er der Meinung, daß man ohne Verzug das Fort St. Elmo belagern müsse, welches auf einer Landenge nahe bei der Stadt Borgo lag, und auf dieser Seite den vornehmsten Hafen der Insel, auf jener aber einen andern hatte, der breit genug war, der ganzen Flotte Sicherheit zu verschaffen. Dieser Vorschlag wurde von der Mehr-heit der Versammlung gebilliget, und Mustapha machte sogleich Anstalten, ihn auszuführen. Nach sei-ner Meinung war die Einnahme des Forts die Ar-beit weniger Tage. Aber ausser der Tapferkeit, mit der es vertheidigt wurde, fand er zwei Hindernisse, welche die Schwierigkeit des Unternehmens beträchtlich vermehrten; das eine war, daß vermittelst des großen Hafens, der von zwo Forts, St. Angelo und St. Michael vertheidigt wurde, die Garnison aus der Stadt mit allem Nöthigen versehen werden konnte; das andere war, daß die Arbeit an den Annäherungs-linien, wegen des felsigten und steinigten Grundes, langsam von statten gieng. Doch dieses letzte Hin-derniß beseitigte der türkische Befehlshaber dadurch, daß er an die Stelle der Laufgräben eine Brustwehr setzte, die aus Dielen und Balken gemacht, und ge-gen das Fort zu mit Erde belegt war, welche die Ar-beiter aus einiger Entfernung herbei holten, und mit Stroh und Bimsen vermischten. Durch diese Erfin-dung war Mustapha, am sechsten oder siebenten Ta-ge nach seiner Ankunft auf der Insel, im Stande, ei-ne mit seinen größten Kanonen besetzte Batterie zu eröff-

eröffnen, die eine so große und schleunige Wirkung thaten, daß der Kommandant des Forts bald einsah, er würde sich unmöglich lange halten können.

Sogleich ließ er den Großmeister durch einen Ritter davon benachrichtigen, der, von Furcht getrieben, die Gefahr sehr vergrößerte, und dem Großmeister in Gegenwart vieler Ritter sagte: er dürfte nicht erwarten, daß sich der Ort noch eine Woche halten würde. „Und welchen Verlust, sagte Valette, habt ihr denn erlitten, daß ihr schon alle Hofnung aufgebt?“ — „Man muß, erwiederte der Abgeornete, das Fort als eine kranke, sehr schwache Person betrachten, die unaufhörlich Hülfe und Unterstützung verlangt.“ — „Ich selbst, fiel der Großmeister mit heftigem Unwillen ein, will der Arzt seyn, und andere mitbringen, die, wenn sie euch auch nicht von eurer Furcht heilen können, doch dafür sorgen werden, daß das Fort nicht in die Hände der Unglaubigen fällt.“

Es war dem Großmeister nicht verborgen, daß es unmöglich wäre, einen Platz, der weder fest noch groß genug war, um eine zahlreiche Besatzung zu fassen, lange gegen eine so große Macht zu vertheidigen, als zu seiner Bezwingung angewendet wurde. Er hielt es aber doch für nothwendig, die Belagerung des Forts so sehr als möglich zu verlängern, damit der Vicekönig von Sizilien Zeit gewinnen könnte, ihm zu Hülfe zu eilen. Deshalb beschloß er, sich mit einer Schaar tapferer Krieger selbst in das Fort zu werfen. Schon war er mit der Vorbereitung zu seinem Abzuge beschäftigt, als alle Ritter ihn so nachdrücklich in der Stadt zu bleiben baten, daß er ihren Vorstellungen nicht zu widerstehen vermochte, weil er wohl einsah, daß auch in der Stadt seine Gegenwart nöthig war. Er sandte deswegen mit dem marschfertigen Korps den Ritter Medran ab, auf dessen

kluges

kluges Benehmen, und auf dessen Unerschrokenheit, er sich mit dem sichersten Vertrauen verlassen konnte.

Die Besatzung des Forts machte, durch Medrans Ankunft zu neuem Muthe belebt, einen lebhaften Ausfall, bei welchem sie die Feinde aus ihren Verschanzungen jagte, und mehrere von ihnen niederhieb. Aber die übrigen erholten sich bald wieder von ihrer Betäubung, und nöthigten die Christen, nachdem sie dieselben aufs neue angegriffen hatten, zum Rückzuge. Bei diesem Gefechte wurden die kraftvollen Anstrengungen der Janitscharen durch den Wind begünstigt, der den Dampf des Geschützes nach dem Fort trieb, und die Belagerten in eine dicke Wolke hüllte, die es ihnen unmöglich machte, die Bewegungen des Feindes zu unterscheiden. Die Türken hatten die Gegenwart des Geistes, diesen Umstand zu ihrem großen Vortheile zu benutzen; sie bemächtigten sich unbemerkt der Brustwehr, machten daselbst aus Balken, Wollsäcken und Schanzkörben eine Verschanzung, und errichteten mit unglaublicher Geschwindigkeit eine Batterie auf derselben. Nachdem der Rauch zerstreut war, sahen die Belagerten mit grossem Erstaunen, was man unterdessen gethan hatte, und waren darüber um so mehr beunruhigt, da die Schanze, welche die Türken auf der Brustwehr errichtet hatten, höher war als das Ravelin, das nahe dabei lag, und in welchem die Belagerten sich nun nicht mehr mit Sicherheit sehen lassen konnten. Aber demohngeachtet beschlossen sie, dasselbe so lange als möglich zu vertheidigen, es möge ihnen auch kosten was es wolle.

3.

Fortschritte des türkischen Belagerungsheeres. Verzweifelte Lage der Ritter.

Um diese Zeit erschien der tapfere Vicekönig Dragut und ein anderer berühmter Korsar Namens Uluchiali, mit zwanzig Galeeren vor Malta. Sie hatten, ausser Sklaven und Matrosen, zwei tausend fünf hundert Mann am Bord. Diese Verstärkung und Draguts Gegenwart erhöhten den Muth der Belagerer, und gaben ihren Unternehmungen neue Kraft. Der kühne Korsar setzte sich mit der größten Unerschrockenheit allen Gefahren aus, brachte ganze Tage in den Laufgräben zu, und da er besonders in der Anwendung des Geschützes sehr erfahren war, so errichtete er mehrere neue Batterien an vortheilhafteren Stellungen, und unterhielt sowohl auf das Ravelin; als auf einen Kavalier, der das Fort bestrich, und eine seiner Hauptvertheidigungen war, ein ununterbrochenes Feuer. Dieser Kavalier war bald das einzige Hinderniß, das die Belagerer abhielt, bis zu den Mauren selbst zu dringen.

Einige türkische Ingenieurs, die sich dem Ravelin in der Dämmerung genähert hatten, um die Wirkung ihrer Artillerie zu beobachten, bemerkten ein so niedriges Schiesloch, daß einer von ihnen dem andern auf die Schultern stieg, und hinein sah. Mit Verwunderung und Freude entdeckte er, daß die christlichen Soldaten auf der Erde lagen, und schliefen. Sogleich wurden die Truppen davon benachrichtiget, die in der Geschwindigkeit so schnell als möglich heran rückten, Leitern anlegten, das Ravelin erstiegen, und die meisten Christen in Stücken hieben.

Zwi-

Zwischen diesem Ravelin und dem Kavalier lag der Graben, über welchen die Belagerten einstweilen eine Brücke von Brettern geschlagen hatten, die zu ersterem führte. Als die Türken dieß bemerkten, sprangen sie unverzüglich auf die Brücke, und suchten sich in den Besitz des Kavaliers eben so zu setzen, wie sie das Ravelin eingenommen hatten. Aber die Besatzung war jetzt in Bewegung, die tapfersten Ritter eilten von verschiedenen Gegenden, auf den gefährlichen Posten, und nöthigten nach einem hitzigen Gefechte die Türken, sich in das Ravelin zurück zu ziehen. Hier bemerkten die Janitscharen einen andern Weg, den Kavalier auf einem Fußsteige, der aus der Tiefe des Grabens herauf führte, zu ersteigen. Ohne Furcht und Zaudern warfen sie sich hinein, und nachdem sie auf diesem Pfade die andere Seite erklommen hatten, erneuerten sie den Angriff mit größerer Wuth als jemals. Das Treffen dauerte von Sonnenaufgang bis gegen Abend, da zuletzt die unüberwindliche Tapferkeit der Besatzung den Sieg davon trug. Ohngefähr zwanzig Ritter und hundert Soldaten wurden getödtet, der Feind verlor nahe an drei tausend Mann.

Da das Ravelin auf der Seite des Forts offen war, so pflanzten die Belagerten gegen dasselbe mehrere Kanonen auf, und richteten unter den Unglaubigen eine große Niederlage an. Allein Mustapha, der den Werth seiner gemachten Eroberung kannte, ließ beständig frische Truppen herein rücken, und die Pionire, die mit Wollsäcken, Brettern und Schanzkörben heranrückten, brachten zuletzt die Truppen in Sicherheit, und erbauten auf dem Ravelin eine Verschanzung, aus welcher sie die Besatzung niemals mehr vertreiben konnte.

Der

Der Großmeister empfand diesen Unfall um so schmerzlicher, da er einsah, daß er sich bei einer grössern Wachsamkeit der Besatzung, sobald nicht hätte ereignen können. Er schickte indessen den Belagerten, deren Lage nun viel gefährlicher geworden war, eine Verstärkung zu. Die Türken hatten nemlich durch ihren unermüdeten Fleiß das Ravelin so erhöht, daß es über die Mauer des Forts hervorragte, daher die Besatzung sich ohne die äußerste Gefahr auf dem Wall nicht sehen lassen konnte. Viele wurden durch das feindliche Geschütz getödtet, in verschiedenen Theilen der Mauer waren Brechen gemacht, und den beherztesten Rittern entsank allmählich der Muth. Sie besorgten, der türkische Feldherr werde ehestens einen Versuch machen, das Fort mit Sturm zu nehmen, und fürchteten, daß es alsdann einem so kleinen Haufen unmöglich seyn würde, dem so zahlreichen Feinde zu widerstehen. Sie beschlossen daher mit schwerem Herzen, den Großmeister um die Erlaubniß zu bitten, das Fort verlassen zu dürfen.

Der tapfere Ritter Medran übernahm in Person den Auftrag, die Wünsche der Garnison dem Großmeister vorzutragen. Er stellte ihm vor, daß das Fort sich unmöglich länger halten könnte, daß es für die Türken höchst erwünscht seyn müßte, wenn die Truppen des Ordens an unbeschützten Orten aufgeopfert würden, und daß man dadurch andern Werken die nöthigen Vertheidiger entziehe, welches keine andere Folge haben könnte, als daß dem Feinde der Sieg erleichtert würde. Indessen versicherte er am Schluß seines Vortrags, sey die ganze Besatzung bereit, den Befehlen des Großmeisters unbedingten Gehorsam zu leisten.

In dem Kriegsrathe, der wegen dieser Angelegenheit angestellt wurde, traten die meisten Ritter Me-

Medrans Meinung bei; allein Valette dachte ganz anders. Er sah es ein, daß das Fort sich wahrscheinlich nicht viel länger würde halten können, und beklagte das Schicksal der tapfern Ritter und Soldaten, die auf einem so gefährlichen Posten standen. Aber es gäbe Fälle, sagte er, wo es nothwendig sey, einzelne Glieder der Erhaltung des Ganzen aufzuopfern, und zu diesen rechnete er den gegenwärtigen mißlichen Zustand der Angelegenheiten. Denn man hätte ihn von guter Hand versichert, der Vicekönig von Sizilien habe erklärt, daß, da er nach dem Verluste von St. Elmo, die Türken nicht mit dem nemlichen Vortheile, wie jetzt, angreifen könne, er auch alsdann, des übrigen Eilandes wegen, der Gefahr einer Niederlage sich nicht aussetzen werde. Und darum, fügte Valette hinzu, hienge die Erhaltung des Ordens beinahe gänzlich von der Dauer der gegenwärtigen Belagerung ab. Er stellte es dem Ritter Medran vor, und sandte ihn mit dem Befehle zurück, die Brüder an das Gelübde zu erinnern, welches sie bei ihrem Eintritte in den Orden abgelegt hätten, ihr Leben nemlich zu seiner Vertheidigung aufzuopfern. Er bat ihn zugleich, ihnen in seinem Namen zu versichern, daß er nicht ermangeln werde, ihnen so viele Verstärkung zuzuschicken, als sie nöthig hätten, und daß er entschlossen sey, ihnen selbst zu Hülfe zu kommen, mit dem festen unwandelbaren Vorsatze, eher sein Leben zu verlieren, als das Fort den Unglaubigen zu überlassen.

Mit dieser Antwort waren nur diejenigen Ritter zufrieden, deren Grundsätze von Ehre und Anhänglichkeit an den Orden durch die Länge der Zeit befestiget waren. Die Meisten konnten ihre Unzufriedenheit nicht zurückhalten. Sie hielten das Verfahren des Großmeisters für hart und grausam, und schrieben

ben ihm daher einen von drei und fünfzig unterzeichneten Brief, worinn sie nach Wiederholung ihrer Bitte ihn benachrichtigten, daß, wofern er nicht in der nächsten Nacht ihnen Böte zuschickte, um sie in die Stadt zu bringen, sie entschlossen wären, einen Ausfall in das türkische Lager zu thun, um daselbst auf eine rühmliche Art durch das Schwerdt zu fallen, statt den schimpflichen Tod zu dulden, den sie nothwendig erwarten müßten, wenn das Fort mit Sturm eingenommen würde.

Die Antwort des Großmeisters auf diesen Brief war: „Sie irrten sich sehr, wenn sie glaubten, dadurch ihre Ehre zu retten, daß sie ihr Leben hingäben, denn es wäre nicht weniger ihre Pflicht, sich seinem Ansehen zu unterwerfen, als ihr Leben der Vertheidigung des Ordens aufzuopfern; die Erhaltung des Ganzen hienge von ihrem gegenwärtigen Gehorsam gegen seine Befehle ab; von Spanien wäre keine Hülfe zu erwarten, wenn sie das Fort verliessen, und im Falle, daß er ihren Wünschen folgen, und sie nach der Stadt bringen wolle, so würde diese alsbald angegriffen, und sie in eine verzweiflungsvollere Lage versetzt werden, als diejenige wäre, aus welcher sie jetzt so gern entwischen wollten, indem sie den wichtigsten Posten verliessen, dessen Vertheidigung sie unternommen hätten.“ Ausser diesem Briefe schickte er drei Bevollmächtigte hin, um den Zustand der Festungswerke zu untersuchen. Seine Absicht bei dieser Maaßregel war, sowohl Zeit zu gewinnen, als auch die Besatzung von der gänzlichen Verzweiflung zurück zu halten. Diese Kommissarien wichen in dem Berichte, welchen sie bei ihrer Zurückkunft abstatteten, sehr weit von einander ab. Zwei derselben hielten es für unmöglich, das Fort länger zu vertheidigen. Aber der dritte, Constantin Castriotto, ein griechischer Prinz,

der von dem berühmten albanischen Helden Skanderbeg abstammte, behauptete, entweder aus Unwissenheit, oder weil er in dem ihm angebohrnen Muthe grössere Hülfsmittel fand, als die beiden andern besassen, daß die Besatzung noch lange nicht aufs äußerste gebracht sey, und um zu beweisen, wie fest er von der Wahrheit seiner Aussage überzeugt wäre, wollte er selbst die Vertheidigung des Forts mit denjenigen Truppen unternehmen, die ihn freiwillig begleiten würden.

Der Großmeister nahm dieses Anerbieten augenblicklich an, und ertheilte dem Entschlusse des Castriotto das größte Lob. Dieser fand auf sein Zureden ohne Schwierigkeit eine hinreichende Anzahl von Begleitern, die eben so eifrig und entschlossen waren, als er selbst. Die Soldaten drängten sich unter seine Fahnen, und wetteiferten, ihre Namen zu dem gefährlichen Dienste einzuschreiben, zu welchem er sie angeworben hatte.

Als Valette den Muth dieser Leute sah, so zweifelte er nicht mehr, daß es ihm gelingen würde, durch ihre Tapferkeit die Belagerung zu verlängern. Er schickte daher den Rittern einen Brief, worinn er sie benachrichtigte, daß er nunmehr Willens sey, sie ablösen zu lassen, und daß er sogleich eine andere Besatzung senden würde, der sie das Fort überliefern, und sodann in den nemlichen Böten, die ihre Nachfolger dahin gebracht, zur Stadt zurück kommen sollten. „Sie, meine Brüder werden hier in größerer Sicherheit, als in Ihrer jetzigen Lage seyn, und ich werde alsdann weniger Besorgniß für das Fort haben, das ich für so wichtig halte, daß die Erhaltung unseres Ordens ganz davon abzuhängen scheinet.“

Die Ritter fanden sich durch den Styl und Innhalt dieses Briefs außerordentlich gekränkt, und es

regte

regte sich bei ihnen jenes feine Gefühl von Ehre, das den Orden immer ausgezeichnet hatte. Sie zitterten, wann sie an den Empfang des Großmeisters und der übrigen Ritter dachten. „Sollte diese neue Garnison, sagten sie unter einander, glücklich genug seyn, sich bis zur Ankunft der Spanier zu halten, in welchem Winkel der Erde würden wir unsere Schande verbergen können?" Sie beschlossen daher einmüthig, das Fort bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und eher alle umzukommen, als es der neuen Besatzung anzuvertrauen, oder dem Feinde zu übergeben. Diese Entschliessung ward dem Kommandanten vom versammelten Korps zu wissen gethan, nebst der Bitte, dem Großmeister ihre Reue vorzutragen, und ihr sehnliches Verlangen, die Erinnerung ihres Vergehens durch ihr künftiges Betragen zu tilgen. Dieser Erklärung zufolge schickte der Kommandant, sobald es finster wurde, durch einen geschickten Schwimmer einen Brief ab, um das Aufbrechen der neuen Besatzung zu verhindern.

Der Großmeister freute sich zwar heimlich über diese Nachricht, ließ aber dennoch dem Kommandanten sagen, daß er neue Truppen sogar den erfahrensten vorziehen müsse, die sich geweigert hätten, den Befehlen der Kriegszucht zu gehorchen. Als diese Antwort den Rittern überbracht wurde, fühlten sie sich vom empfindlichsten Kummer niedergedrückt, und baten demüthigst um Verzeihung. Endlich ließ sich der Großmeister bereden, und nun dachte die Besatzung, ohne ferner um ihre Sicherheit besorgt zu seyn, an weiter nichts, als an Mittel, die Belagerung in die Länge zu ziehen.

4.

Lezte Anstrengungen der Besatzung von St. Elmo. Trauriges Resultat.

Im türkischen Lager herrschte indessen die lebhafteste Thätigkeit, und mit Zuversicht sah man einem glücklichen Erfolge entgegen. Ohne irgend eine Gefahr zu scheuen, machten die Belagerer immer neue Angriffe, und vom siebenzehnten Junius bis zum vierzehnten Julius vergieng kein Tag ohne Gefecht. Nach wiederholten vergeblichen Versuchen gelang es den Türken, eine Brücke über den Graben zu Stande zu bringen, und augenblicklich fiengen sie an, die Mauern zu unterminiren.

So drohend nun die Gefahr war, und so zuversichtlich die Ritter ihren Tod vor Augen sahen, so war doch nichts im Stande, ihren heroischen Muth ferner zu erschüttern. Der Großmeister sandte ihnen jede Nacht frische Truppen zu, um die Todten und Verwundeten zu ersetzen, und versah die Besatzung überflüssig mit Lebensmitteln, Munition und Feuerwerken. Er selbst hatte eine besondere Art dieser lezztern erfunden; sie bestunden aus hölzernen, mit Wolle bedeckten Bündeln, die mit Pech und Pulver vermischt, in siedendes Oel getaucht wurden. Diese Maschinen wurden angezündet, und sobald sich die Feinde bei einem Angriffe über einander drängten, brennend unter dieselben geworfen. Nicht selten ereignete es sich, daß zwei auch drei Türken von denselben umschlungen wurden und verbrannten, und überall, wohin man sie schleuderte, entstand die größte Verwirrung. Oefters suchten die Türken, den Wall des Forts zu ersteigen, aber jedesmal wurden sie mit großem Verlust

lust zurückgeschlagen. Die tapfersten Leute fanden ihren Tod bei solchen Angriffen.

Eine solche Hartnäckigkeit hatte Mustapha nicht erwartet. Beschämt, so viele Zeit vor einem Ort von so unbedeutender Stärke zu verlieren, entschloß er sich, einen großen entscheidenden Versuch zu machen, und so viel Truppen, als er nur bei der Lage des Forts anwenden könnte, zum Sturme zu führen. Er hatte schon verschiedene Breschen gemacht, und um den guten Erfolg des Sturms desto mehr zu sichern, ließ er am fünfzehenten Julius von seinen Batterien ein entsetzliches Feuer machen, das ununterbrochen fortgesetzt wurde, bis die ganze Seite der auf den Felsen stehenden Mauren, wo er seinen Angriff machen wollte, niedergeschossen war. Am sechzehenten rückte die Flotte noch vor Tagesanbruch dem Fort so nahe, als es die Tiefe des Wassers nur erlauben wollte; viertausend Musketiere und Bogenschützen wurden in die Laufgräben gestellt, und die übrigen Truppen näherten sich auf ein gegebenes Zeichen der Lücke.

Die Besatzung war zum Empfange der Stürmenden gerüstet. Mehrere Reihen Soldaten, zwischen denen sich die Ritter in bestimmter Entfernung gestellt hatten, besetzten die Bresche. Alle Versuche der Türken, durch diese entschlossene Schaar durchzubrechen, und sie durch ihre grosse Zahl zu überwältigen, waren vergebens; ihre Menge diente blos ihren Verlust zu vergrößern. Jeder Schuß vom Fort that seine Wirkung; die Artillerie wüthete entsetzlich, und die brennenden Bündel wurden mit erstaunlichem Erfolge gebraucht. Die Neuheit dieser Maschinen, und das Geschrei derjenigen, die von ihnen eingeklemmt wurden, vermehrte das Schrecken welches sie einflößten, und machte es den türkischen Offizieren unmöglich,

ihre Soldaten geschlossen zu erhalten, und standhaft mit denselben diejenigen Vortheile zu verfolgen, die ihnen, wenn sie in Reih und Gliedern geblieben wären, ihre Anzahl unfehlbar zugesichert haben würde. Nachdem der Sturm länger als sechs Stunden gedauert hatte, und nichts ausgerichtet worden war, ließ Mustapha zum Rückzuge blasen. Dieser Angriff hatte die Besatzung zwanzig Ritter, unter denen sich auch der tapfere Medran befand, und dreihundert Soldaten gekostet; allein der Verlust wurde sogleich durch eine Verstärkung aus der Stadt ersetzt.

Mustapha war außer sich, als er sah, daß auch dieser Versuch mißlungen war. Er überzeugte sich allmählich, daß die Eroberung des Forts so lange unmöglich wäre, als die Kommunikation desselben mit der Stadt fortdauerte. Deswegen beschloß er, auf Draguts Rath, seine Batterien und Laufgräben an der Stadtseite so weit auszudehnen, bis sie die Bucht oder den großen Hafen erreichten, in welchem die Ergänzungstruppen landeten, die der Großmeister jeden Tag der Besatzung zuschickte. Er wußte, daß dieses Unternehmen mit den größten Schwierigkeiten verknüpft seyn würde, weil der Platz zwischen seinen jetzigen Werken und dem Punkte, bis zu welchem er sie ausdehnen wollte, von dem Geschütz des Forts St. Elmo und Angelo bestrichen wurde. Als er die Gegend besichtigte, wurde einer seiner Vertrauten an seiner Seite erschossen, und selbst Dragut erhielt eine Wunde, an der er nach wenig Tagen starb, ein Unfall der die ganze Armee in Schrecken setzte. Aber diese und andere Unfälle, so schmerzlich sie Mustapha empfand, konnten ihn doch von seinem Vorhaben nicht abbringen, vielmehr ließ er seine Truppen und Schanzgräber Tag und Nacht ohne Unterlaß an diesen Werken arbeiten, bis sie vollendet waren. Jetzt,

da er das Ufer mit Geschütz bepflanzt, und in die Laufgräben Musketiere gestellt hatte, war es jedem Boote unmöglich, ohne die augenscheinlichste Gefahr, entweder in Grund gebohrt oder gefangen genommen zu werden, aus der Stadt in das Fort zu gelangen.

Als diese Vorkehrungen getroffen waren, erneuerte Mustapha mit verstärkter Kraft seine stürmenden Angriffe auf das Fort. Am ein und zwanzigsten Julius grief er viermal an, aber immer widerstand die Besatzung, und bewies einen Grad von Tapferkeit, die allen Glauben übersteigt. Aber diese heldenmüthige Besatzung war nunmehr sehr geschwächt und man hatte die größte Ursache zu fürchten, daß wofern sie keine Verstärkung aus der Stadt erhielten, sie bei dem nächsten Sturm unterliegen müßten. Von dieser verzweifelten Lage gaben sie dem Großmeister durch einen Boten, der in der Nacht durch den Hafen schwamm, Nachricht. Sogleich waren Böte mit Rittern und Soldaten angefüllt, die großmüthig entschlossen waren, für die Sicherheit des Ganzen und die Erhaltung des Forts, einem gewissen Tode entgegen zu gehen. Sie entfernten sich von der Stadt mit so viel Freudigkeit, als wenn sie die sicherste Hofnung zum Siege gehabt hätten, aber sie fanden die Türken so wachsam, und ihre Verschanzungen so gut besetzt, daß alle ihre Versuche zu landen unmöglich gemacht und sie endlich gezwungen wurden, vom Kummer für das Schicksal ihrer braven Kammeraden beängstigt, zur Stadt zurückzukehren.

Die Besatzung, aller Hofnung beraubt, hielt sich nun für verlohren; allein statt zu kapituliren, oder einen Versuch zur Flucht zu machen, bereiteten sich die Tapferen zum Tode. Sie brachten die Nacht im Gebet zu, empfiengen das Abendmal, umarmten ein-

ander zum Abschiede zärtlich, und giengen dann jeder auf seinen angewiesenen Posten. Diejenigen von den Verwundeten, die nicht zu gehen vermochten, wurden nach der Brescheseite gebracht, wo sie standhaft die Annäherung der Türken erwarteten.

Mit Anbruch des kommenden Tages, es war der drei und zwanzigste Julius, rückten die Feinde mit lautem Geschrei zum Sturme herbei. Sie konnten sich nicht einbilden, daß eine so kleine Zahl hofnungsloser Leute sich lange vertheidigen würde. Allein sie fanden sich in dieser Erwartung betrogen. Die Besatzung, entschlossen zu sterben und alle Gefahr verachtend, bewieß eine mehr als menschliche Tapferkeit, die ihre Feinde mit Entsetzen erfüllte. Das Gefecht dauerte vier Stunden, und endigte sich nicht eher, als bis alle Ritter und Soldaten niedergestreckt waren, zween von den letztern ausgenonmmen, die sich durch Schwimmen retteten.

Die türkische Flage wurde nunmehr auf die Wälle gepflanzt und die Flotte lief mit großem Jubelgeschrei in den Hafen ein, der vom Fort beherrscht wurde. Als Mustapha dasselbe besichtigte und die Festungswerke untersuchte, rief er aus: „Was wird der Vater (die Stadt) uns nicht kosten, da der kleine Sohn so viele tausend brave Soldaten gekostet hat!“ Aber diese Betrachtung, weit entfernt, ihn zur Bewunderung des Heldenmuths zu bewegen, über den ihm der Sieg so schwer geworden war, diente bloß dazu, eine viehische Wuth in seiner Brust zu erwecken. Er befahl, daß man allen von der Besatzung, die noch nicht den Geist aufgegeben hatten, den Leib aufschneiden und das Herz herausreissen sollte; und um die Ritter und ihre Religion zu beschimpfen, ließ er ihre todten Körper aufsuchen, Kreuze in dieselbe schneiden, sie auf Bretter binden, und in

die

See werfen, wo sie dann vom Strom nach der Stadt oder nach dem Fort St. Angelo geführt wurden.

Der Großmeister ward bei diesem scheußlichen Schauspiele anfangs bis zu Thränen gerührt, allein sein Schmerz gab bald den Empfindungen der Rache Raum, und diese niedrige Leidenschaft verleitete ihn zu einer Handlung, die seines erhabenen Charakters unwürdig war. Um den Bassa, seiner Meinung nach, zu lehren, weniger barbarisch im Kriege zu seyn, ließ er die Köpfe aller gefangenen Türken in seine größten Kanonen laden, und ins türkische Lager schiessen.

Die Türken hatten in den bisherigen Kämpfen wenigstens acht tausend, die Christeu fünfzehn hundert Mann verloren, und unter diesen hundert und dreissig Ritter. So schmerzlich dieser Verlust für Valette'n war, so verbarg er doch seinen Kummer weislich, und verläugnete keinen Augenblick den unerschütterlichen Muth, der den großen Mann auszeichnet. Dieß hatte die wohlthätigsten Wirkungen auf das gesammte Truppenkorps des Ordens. Ein Geist des Heldenmuthes durchdrang sie alle, und sie gelobten unter den heiligsten Betheurungen, die Stadt und die übrigen Forts bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Der Großmeister unterließ nicht, diese erwünschte Stimmung zu nähren, indem er sie auf die nahe spanische Hülfe vertröstete, mit deren Unterstützung es ihnen nicht schwer werden würde, den Erbfeind ihres Glaubens zu verdrängen.

5.

Friedensvorschläge. Die Korsaren Haskem und Kandelissa bestürmen das Fort St. Michael von allen Seiten.

Mustapha sah wohl ein, daß er es mit einem Feinde zu thun hatte, der ihm jeden Fortschritt in seinen Eroberungen mit der größten Hartnäckigkeit streitig machte. Er hatte bei der Einnahme des Forts St. Elmo so viele Tausende seiner tapfersten Leute aufgeopfert, daß er wünschte, auf einem weniger blutigen Wege sein Ziel zu erreichen. In der Hofnung, daß die Ritter jetzt, abgeschreckt durch das Schicksal ihrer Gefährten, geneigt seyn dürften, Kapitulationsbedingungen Gehör zu geben, schickte er an eines der Thore einen Offizier mit der weissen Fahne, begleitet von einem christlichen Sklaven, der bestimmt war, ihm zum Dolmetscher zu dienen. Dem Türken ward nicht erlaubt, die Stadt zu betreten, allein der Christ ward eingelassen, und von einem Offizier durch die Glieder der im Gewehr stehenden Soldaten geführet, wobei ihm dieser Offizier sogleich die Feststungswerke der Stadt zeigte, hierauf ihn ersuchte, die Tiefe und Breite des Grabens genau anzusehen, und zuletzt zu ihm sagte: „Dieß ist der einzige Fleck Land, das wir deinem General einräumen können, und da hoffen wir ihn bald mit allen seinen Janitscharen zu begraben.“

Der Bassa gerieth über diese verhönende Rede in die äußerste Wuth, und er schwur, bei der Fortsetzung der Belagerung die größte Anstrengung zu beweisen. Seine Truppen, obgleich sehr vermindert, waren noch immer hinreichend, zugleich die Stadt und

das

das Fort St. Michael *) zu berennen. Er ließ auf beide ohne Unterbrechung feuern; allein seine Absicht war, letzteres erst zur Uebergabe zu bringen, und zwar, da es auf einer Halbinsel lag, durch Angriffe sowohl zu Wasser als zu Lande. Um diesen Vorsatz auszuführen, war es nöthig, Schiffe zum Transport seiner Truppen in den innern Hafen zu bringen. Da aber eine große eiserne Kette und die Kanonen von St. Angelo die Mündung des Hafens undurchdringlich machten, so hätte er sein Vorhaben aufgeben müssen, wenn nicht Piali ein Mittel ersonnen hätte, gegen welches der Großmeister keine Verkehrungen getroffen hatte. Es bestand darinn: eine Anzahl Böte durch die Christensklaven und Seeleute über eine Erdzunge, worauf das Fort St. Elmo stund, schleppen zu lassen. Diesen Vorschlag, den Mustapha sogleich annahm, ward dem Großmeister durch einen türkischen Offizier verrathen, einem gebohrnen Griechen, der, von Gewissensbissen geplagt, zu den Christen übergieng.

Valette ließ auf diese Nachricht durch eine große Anzahl Leute Pallisaden verfertigen, die längs dem Vorgebirge, wo die Türken ihren Angriff machen wollten, angebracht wurden; wo die Tiefe des Wassers oder der felßigte Boden keine Pallisaden zuließ, mußten auf seinen Befehl starke Besatzungen angelegt werden.

Mustapha unterhielt inzwischen ein ununterbrochenes Feuer auf das Fort, während sich die Schiffsleute

*) Diese Festungen liegen an zwei verschiedenen Vorgebürgen, welche sich in dem großen Hafen endigen, und werden von einander durch einen Kanal getrennt, worinn sich damals die dem Orden gehörige Galeeren befanden. Die Mündung dieses Kanals war auf beiden Seiten durch Batterien stark befestigt.

leute und die Sklaven damit beschäftigten, die Böte über Land in den Hafen zu ziehen. Da er endlich die Anzahl der transportirten Böte für hinreichend hielt, und die von seiner Artillerie gemachten Breschen beträchtlich waren, beschloß er ohne Verzug einen Angriff zu Lande und zur See zugleich zu machen. Er war um desto mehr eines guten Erfolges versichert, da er seit der Eroberung des Forts St. Elmo eine beträchtliche Verstärkung erhalten hatte. Diese bestand aus fünf und zwanzig hundert auserlesenen Soldaten, die insgemein die Algierischen Bravo's genannt wurden. Haskem, Vicekönig von Algier, ein Sohn des kühnen Barbarossa, war ihr Anführer. Er strebte in Muth und Tapferkeit seinem berühmten Vater nach, und brannte vor Begierde, sich in des Sultans Diensten hervorzuthun. Deswegen bat er sich von Mustapha die Erlaubniß aus, das Fort St. Michael stürmen zu dürfen, und versicherte mit stolzer Zuversicht, er werde es bald mit dem Säbel in der Faust erobern.

Der Bassa, sey es nun, daß er eine große Meinung von Haskems Tapferkeit hegte, oder daß er sich vornahm, ihn das Thörichte seiner Eitelkeit auf eigene Kosten empfinden zu lassen, willigte sogleich in dieß Verlangen ein, und versprach, nachdem er seine Algierer durch sechstausend Mann verstärkt hatte, ihn mit dem übrigen Heere zu unterstützen.

Freudig über die erwünschte Gelegenheit, sich grossen Heldenruhm zu erwerben, theilte Haskem seine Truppen mit Kandelissa, einem alten Korsaren, der nach ihm im Kommando folgte. Dieser sollte den Angriff zur See machen, den zu Lande aber behielt er sich selbst vor. Kandelissa schiffte seine Truppen auf Böten ein, und fuhr mit klingendem Spiele ab. Vor ihnen her segelte ein Boot mit mahomedanischen

Priestern

Priestern, wovon einige mit Gebeten über einen guten Erfolg, und einige mit Lobgesängen beschäftiget waren, indem andere mit Büchern in den Händen Verfluchungen gegen die Christen ausstiessen. Kandelissa versuchte anfangs die Pallisaden niederreissen zu lassen, die man, um eine Landung zu verhindern, errichtet hatte. Allein da er sie viel stärker fand, als er vermuthet hatte, und zugleich befürchtete, daß seine Truppen während der Zerstörung derselben ausserordentlich vom feindlichen Feuer leiden würden, so glaubte er, daß es leichter sey, eine Landung an demjenigen Theil des Ufers zu machen, den Valette mit Schanzen befestiget hatte. Dieser wichtige Posten wurde von einem Ritter, Namens Guimeran, vertheidigt. Dieser erfahrne Offizier sparte sein Feuer, bis die Türken ganz nahe an dem Ufer waren, wo er dann durch eine Generalsalve, über vierhundert Mann zur Erde streckte. Dieß hielt aber die übrigen nicht ab, sich zu nähern. In der Zeit, daß die Christen ihre Kanonen luden, rückte Kandelissa an der Spitze seiner Algierer hurtig an und landete. Allein Guimeran, der noch einige Kanonen mit Kardetschen geladen aufbehalten hatte, empfieng sie nach ihrer Landung auf eine so schreckliche Art, daß viele von ihnen zu ihren Böten zurückflohen. Dieses zu verhindern befahl Kandelissa, daß die Böte vom Ufer abstossen, und sich in einiger Entfernung halten sollten. Da seine Truppen nun sahen, daß sie entweder siegen oder sterben müßten, nahmen sie die Verzweiflung zu Hülfe, und näherten sich den Verschanzungen mit Sturmleitern in der einen und dem Säbel in der andern Hand. Auf beiden Seiten wurde die außerordentlichste Tapferkeit bewiesen. Eine große Menge der Fechtenden fiel, und der Graben war angefüllt mit todten Körpern und mit Blut, in welchem

chem sich die Verwundeten wälzten. Endlich erstiegen die Türken nach einem fünfstündigen Gefechte die Verschanzungen und pflanzten ihre Fahnen darauf.

Die Ritter, von Schaam über ihr Zurückweichen durchdrungen, kehrten mit verdoppeltem Muth wieder um. Sie würden aber wahrscheinlich durch die Menge der Feinde noch überwältigt worden seyn, hätte der Großmeister ihnen nicht eine ansehnliche Verstärkung zugeschickt, die mit solcher Wuth auf die Algierer und Türken fiel, daß Kandelissa, so berühmt er auch wegen seiner Unerschrockenheit war, sich selbst darüber entsetzte. Er ließ die Böte ans Ufer dringen und war unter den ersten die flohen. Seine Bravo's fochten noch einige Zeit, nachdem er sie verlassen hatte, wie Verzweifelte; endlich aber wurden sie auch aus den Verschanzungen geworfen und gezwungen, sich in der größten Unordnung in ihre Böte zu retten. Die Christen verfolgten sie, und die Batterien setzten ihr Feuer unaufhörlich fort. Viele Böte giengen zu Grunde; das Wasser war mit todten Körpern, verstümmelten Gliedern, Helmen und Schilden bedeckt. Von viertausend Türken, die zu dieser Unternehmung gebraucht wurden, blieben kaum fünf hundert übrig, und auch von diesen waren viele gefährlich verwundet.

Eben so unglücklich als Kandelissa zur See, war Hasken in seinem Angriffe zu Lande. Nachdem er mit großem Verluste von einer Bresche zurückgeschlagen worden war, zog er seine Truppen zusammen, und führte sie zu einem andern, wo sie lange als Verzweifelte fochten, bis die mehrsten Bravo's an seiner Seite gefallen waren, und ihm nichts als ein Rückzug übrig blieb. Mustapha hatte dieß kaum bemerkt, als er seinen Janitscharen, die bereits unter den Waffen stunden, vorzudringen befahl. Die Besatzung

satzung hatte das Treffen mit Haskem fünf Stunden lang mitten am Tage, und in der heissesten Jahreszeit ausgehalten, aber dennoch gieng sie jetzt, als ob sie der Schwäche und den Mängeln der Menschen nicht unterworfen wäre, den Janitscharen ausserhalb der Bresche entgegen, und schien mit eben der Kraft und Tapferkeit, wie vorhin, zu fechten. Die Gewalt der größern Menge nöthigte sie, sich hinter den Wall zu begeben. Hier aber leisteten sie den verzweifeltsten Widerstand, und trieben zuletzt die Janitscharen mit einem fürchterlichen Gemetzel zurück, nachdem sie selbst jedoch einen Verlust von mehr als vierzig Rittern, und von zwei hundert der tapfersten gemeinen Soldaten erlitten hatten.

6.

Fernere Unternehmungen der Türken. Standhaftigkeit des Großmeisters.

Wüthend über die unüberwindliche Hartnäckigkeit, welche die Christen in ihrer Vertheidigung zeigten, und befürchtend, daß die spanische Hülfe, welche schon länger ausgeblieben war, als man erwartet hatte, ehestens ankommen möchte, beschloß der Türkische Feldherr, seine ganze Macht auf einmal zu gebrauchen. Die eine Hälfte seiner Truppen mußte die Belagerung von St. Michael fortsetzen, und die andere unter Piali's Kommando gegen die Stadt selbst agiren. Mehrere Batterien wurden aufgeworfen, die Laufgräben weiter als vorhin geführt; man schlug Brücken von Segelstangen und Masten über die Gräben, und ließ ohnerachtet des harten und felsigten Erdreichs Minen springen. Unzählige Angriffe wurden wiederholt, die beiden Bassa's, eifersüchtig

auf

auf einander und unaufhörlich besorgt, daß sich der Sieg zuerst für den Nebenbuhler erklären möchte, gaben die glänzendsten Beweise ihrer persönlichen Tapferkeit, und erschöpften alle Künste des Krieges, welche damals in der Welt bekannt waren. Aber der entschlossene Muth der Ritter, den der Großmeister mit geprüfter Weisheit und unermüdlicher Wachsamkeit zu leiten verstand, vereitelte alle Unternehmungen der Türken, und jagte sie jedesmal mit großem Verlust in die Flucht.

Mustapha schmeichelte sich jetzt auf seiner Seite mit den lebhaftesten Hoffnungen eines glücklichen Erfolgs, den ihm ein von seinem ersten Ingenieure erfundenes Werkzeug zu versichern schien. Es bestand aus einem ungeheuren Fasse, das mit Schießpulver, Nägeln, Ketten, Kugeln und andern mörderischen Geräthschaften angefüllt war. Nachdem man eine daran befestigte lange Lunte angezündet hatte, schleuderte man es vermittelst einer Maschine auf das Ravelin, welches die Hauptvertheidigung des Forts ausmachte. Aber die unerschrockene Besatzung war so geschickt und so glücklich, dieses Faß, noch ehe es Feuer fieng, mitten unter die Stürmenden zurück zu werfen. Einen Augenblick hernach zersprang dasselbe, und erfüllte die Türken mit Bestürzung. Ihre Verwirrung benutzend, drangen die Ritter, das Schwerdt in der Hand, auf sie ein, tödteten viele von ihnen, und zerstreuten die übrigen.

Günstiger war das Schicksal dem Piali, der das Belagerungsheer vor der Stadt kommandirte, obgleich diese noch fester war als das Fort, und Valette darinn in Person kommandirte. Er hatte durch seine Batterien bereits alle Aussenwerke demolirt und eine ungeheure Bresche in die Mauer gemacht. Während seine Soldaten in einem wüthenden Sturme begriffen

griffen waren, der die ganze Aufmerksamkeit der Belagerten, vom Morgen bis in die Nacht beschäftigte, ließ er von einer großen Anzahl seiner Pionire einen Cavalier aus Erde und Steinen nahe an der Bresche errichten, der so hoch war, daß er die Brustwehr übersah. Die einbrechende Dunkelheit verhinderte ihn, seine großen Vortheile weiter zu verfolgen, jedoch zweifelte er nicht, daß er am folgenden Tage im Stande seyn würde, sich des Platzes zu bemächtigen.

Sobald er seine Truppen zurückgezogen hatte, hielt der Orden einen Kriegsrath. Die meisten Ritter waren der Meinung, daß die Stadt jetzt nicht länger haltbar sey, daß man die noch übrigen Festungswerke sprengen; und die Besatzung nebst den Einwohnern sich in das Fort St. Angelo zurück ziehen müsse. Diesen Vorschlag aber verwarf der Großmeister mit Unwillen und Abscheu. „Dieß würde in der That heißen, sagte er, die ganze Insel den Unglaubigen zu übergeben. Das Fort St. Michael, welches so tapfer vertheidigt wurde, und sich vorzüglich durch die Kommunikation mit der Stadt erhalten hat, würde hierdurch bald zur Uebergabe gebracht werden. In dem Fort St. Angelo ist nicht Raum genug für alle Truppen und Einwohner; ja, wenn auch wirklich Raum wäre, so fehlte es doch an Wasser für eine so große Anzahl.“ Man schlug sodann vor, wenigstens die Reliquien der Heiligen und das Kirchengeräthe dahin zu bringen, auch beschwuren die Ritter den Großmeister, sich selbst in das Fort zu begeben, indem sie ihn versicherten, die Vertheidigung mit dem größten Eifer zu betreiben. „Nein, meine Brüder, versetzte er, was Sie in Ansehung der heiligen Geräthschaften vorschlagen, würde nur dazu dienen, unsere Soldaten in Furcht zu setzen.

Wir

Wir müssen unsere Besorgnisse verbergen. Hier auf diesem Platze ist es, wo wir entweder siegen oder sterben müssen. Und wie kann ich in einem Alter von ein und siebenzig Jahren mein Leben ehrenvoller endigen, als gegen die abgesagtesten Feinde unseres heiligen Glaubens mit meinen Freunden und Brüdern fechtend zu fallen?" Er sagte ihnen sodann was gethan werden mußte, und eilte sogleich es auszuführen, nachdem er den größten Theil der Besatzung aus dem Fort St. Angelo gezogen hatte; mußte sie nebst den Einwohnern die ganze Nacht an einer Verschanzung, innerhalb der Bresche arbeiten. Indessen wurden die versuchtesten Ritter mit auserlesenen Truppen ausgeschickt, einen Versuch auf den Cavalier zu machen. Sie schliechen ganz leise längs der Mauer bis zu dem bestimmten Platze, wo sie darauf ein lautes Geschrei erhoben, und mit solcher Wuth über die Türken, die Piali daselbst zurückgelassen hatte, herfielen, daß diese ihren Posten verliessen, und in der größten Verwirrung nach ihrem Lager flohen.

Der Cavalier wurde sogleich befestigt, und gegen die feindliche Seite eine Batterie und Brustwehr errichtet. So wurde die Bresche unzugänglich gemacht, der Stadt eine größere Sicherheit als vorhin verliehen, und eine Schanze, die zu ihrer Zerstörung hatte dienen sollen, in ein Bollwerk zu ihrer Vertheidigung verwandelt.

Der Großmeister hatte jetzt mehr Vertrauen als jemals, sich so lange halten zu können, bis die Spanier zum Entsatze herbei kämen. Nach der von Philipp dem Zweiten und von seinem sizilianischen Vicekönige erhaltenen Versicherung, hatte er lange vorher schon auf ihre Ankunft gehofft, und den letztern mehrmals ernstlich ersucht, die Abfahrt der Truppen aus Messina zu beschleunigen. Das Betragen dieses

Mannes

Mannes war lange Zeit äußerst räthselhaft. Seine Zögerung ermüdete die Gedult der Ritter, und sie und viele andere argwöhnten, daß die Furcht, sich mit einem Admirale von so großem Rufe als Piali zu messen, die wahre Ursache derselben sey. Aber hernach erkannte man, daß der Vicekönig den vom Madriter Hofe erhaltenen Befehlen völlig gemäß gehandelt hatte. Denn obgleich dem Könige die Erhaltung der Ritter nicht gleichgültig seyn konnte, und ob er ihnen gleich selbst die schmeichelhaftesten Versprechungen seines Beistandes zugesichert hatte, so schien er doch Anfangs entschlossen zu seyn, sich ihrentwegen keiner Gefahr auszusetzen, und wo möglich einen allgemeinen Krieg zu vermeiden. Ohne die Unerschrockenheit und Tapferkeit der Besatzung und ohne die Weisheit, Seelengröße und Wachsamkeit des Großmeisters würde es daher zuverläßig einer solchen Handvoll Menschen ganz unmöglich gewesen seyn, so lange Zeit einer solchen Macht, und den gewaltigen Anstrengungen derselben Widerstand zu leisten. Die Gefahr, worinn Malta schwebte, schien den König von Spanien nur in so weit zu rühren, als seine eigenen Staaten bedroht wurden.

7.

Ankunft einer spanischen Flotte. Uebereilte Flucht der Türken. Ende der Belagerung.

Durch die bisherigen Unternehmungen, war die Macht der Türken außerordentlich geschwächt worden. Ihr Heer war von fünf und vierzig tausend bis auf fünfzehn oder sechszehn tausend Mann herunter geschmolzen, und die Muthlosigkeit der Truppen wurde

durch eine faule Dissenterie vermehrt, die unter ihnen wüthete.

In dieser Lage der Dinge, da es den Rittern wahrscheinlich gelungen wäre, ohne fremden Beistand die Feinde zu besiegen, ließ der Vicekönig den Großmeister wissen, daß er nunmehr von seinem Könige solche Befehle erhalten hätte, die ihn in den Stand setzten, seine Achtung für den Orden zu beweisen; daß es ihm zwar nicht erlaubt wäre, die türkische Flotte anzugreifen; aber daß er ihm unverzüglich ein tapferes Truppenkorps zusenden würde, über welches dem Großmeister der Oberbefehl zustünde. Dießmal blieb es auch nicht bei leeren Zusicherungen; am siebenten September landeten sechstausend Spanier auf der Seite der Insel, die am weitesten von den Türken entfernt war, die Flotte aber kehrte unmittelbar hernach wieder nach Sizilien zurück.

Die türkischen Bassen hatten von ihren Spionen vernommen, daß die Spanier bei dem Fort St. Angelo zu landen gedächten. Um dieß zu verhindern, war Piali mehrere Tage vor dem großen Hafen vor Anker gelegen, nachdem er den Eingang desselben durch eine Kette von Segeltauen, Stangen und Böten gesperrt hatte. Als aber nun Mustapha hörte, daß die Spanier gelandet wären, und auf ihn loskämen, gerieth er in die größte Bestürzung. Er wußte, wie sehr seine Soldaten, wegen des schlechten Erfolgs ihrer Unternehmung, den Muth verlohren hatten, und wie wenig sie folglich im Stande wären, einer, wie er sich irrig einbildete, viel stärkern Armee der besten spanischen Truppen Widerstand zu thun. Ohne also wegen der Zahl der Feinde nähere Erkundigungen einzuziehen, hob er ungesäumt die Belagerung auf, zog seine Besatzung aus St. Elmo, ließ alle seine schweren Kanonen zurück, und schiffte seine Truppen

pen mit solcher Eilfertigkeit ein, als ob die Spanier mit ihrer ganzen Macht im Anzuge wären.

Die Truppen waren noch nicht lange an Bord, als ein Ueberläufer aus dem spanischen Lager berichtete, die Spanier seyen kaum sechs tausend Mann stark, und hätten nicht einmal einen General an ihrer Spitze, sondern werden von Offizieren kommandirt, die von einander unabhängig wären. Voll Beschämung, mit einer Armee von etwa sechzehn tausend Mann vor einem so schwachen Korps geflohen zu seyn, würde Mustapha sogleich wieder Befehl zum Ausschiffen gegeben haben, wenn er nicht zuvor die Meinung Piali's, Haskem's und anderer Befehlshaber hierüber hätte vernehmen müssen. Aber indem er mit diesen berathschlagte, benutzte der Großmeister ohne Säumen den günstigen Augenblick. Alle Einwohner, Männer, Weiber und Kinder nebst den Soldaten mußten arbeiten, die feindlichen Trancheen auszufüllen und ihre Werke zu zerstören; in das Fort St. Elmo ward sogleich eine Besatzung geworfen, so daß die Türken von ihren Schiffen die Fahne des heiligen Johannes auf eben der Stelle wehen sahen, wo kurz zuvor die Fahne Mahomeds gestanden hatte. Das war für Mustapha ein niederschlagendes Zeichen der Arbeiten, die auf den Fall einer neuen Belagerung seiner warteten; allein aus Wuth gegen sich selbst, wegen seines übereilten Rückzuges, und beunruhigt durch die Vorstellung des Empfanges, den er vom Sultan zu erwarten hätte, wünschte er durch Sieg oder Tod sein Versehen wieder gut zu machen, und die gerechten Vorwürfe von sich abzulenken. Piali dagegen, dem Mustapha's Gunst beim Sultan lange schon ein Gegenstand des Neides war, freute sich insgeheim der misslungenen Unternehmung, und stellte im Kriegsrathe vor, daß man die Truppen, die so muth- und kraft-

 los

los wären, einem gewissen Untergange aussetzen würde, wenn man sie gegen den Feind führen, oder die Belagerung wieder anfangen wollte. Aber die Mehrheit des Kriegsrathes war doch anderer Meinung, und es wurde beschlossen, das Heer unverzüglich ans Land zu setzen, und mit demselben gerade auf die Spanier loszugehen.

Die Türken klagten bitterlich über diese Entschliessung, und gehorchten nur mit Widerwillen. Ihre Offiziers waren gezwungen, sowohl Drohungen als Gewalt zu gebrauchen. Endlich erreichte die bestimmte Anzahl das Ufer, und Mustapha setzte sich mit ihnen in Bewegung, den Feind aufzusuchen.

Der Großmeister hatte nicht unterlassen, von den Bewegungen der Feinde den spanischen Befehlshabern Nachricht zu geben. Sie hatten sich mit ihrem kleinen Heere auf einen steilen Hügel verschanzt, den die Türken beinahe unzugänglich gefunden haben würden; daher einige spanische Offiziere der Meinung waren, daß man den Vortheil dieser Lage nützen, und auf diesem Posten sich vertheidigen sollte. Allein die meisten Anführer dieses Korps verwarfen diesen Vorschlag mit Verachtung; die Truppen wurden aus den Verschanzungen geführt, um im offenen Felde mit den Feinden zu kämpfen. Dieser mehr von Glück begünstigte, als wohl überdachte Entschluß, trug viel dazu bei, die Türken vollends niederzuschlagen, und ihre Besiegung zu erleichtern. Gegen ihre Neigung auf das Schlachtfeld geschleppt; und von den Spaniern von vorne sowohl als von der Seite, mit der größten Wuth angegriffen, fochten sie kaum, sondern nahmen, durch ein plötzliches Schrecken betäubt, in der größten Bestürzung die Flucht. Mustapha selbst, ergrimmt über die Zaghaftigkeit seiner Soldaten, wurde vom Strome der Flüchtigen mit fortgerissen. Er fiel

zwei

zweimal vom Pferde, und würde in Gefangenschaft gerathen seyn, wenn seine Offiziere ihn nicht gerettet hätten. Die Spanier verfolgten sie mit der größten Hitze bis an das Seeufer. Hier hielt Piali seine Kähne in Bereitschaft, um die Flüchtigen aufzunehmen, auch hatte er eine große Anzahl Schaluppen, mit Büchsenschützen angefüllt, sich dahin ziehen lassen, um ihre Flucht zu decken. Ohne diese Vorsicht würden sie alle umgekommen seyn, denn ungeachtet dieser Bedekung wurden mehr als zwei tausend Mann von ihnen getödtet; da hingegen die Sieger nicht mehr als zwölf oder dreizehn Mann verloren.

So endigte sich die viermonatliche Belagerung von Malta, die wegen der heldenmüthigen Tapferkeit der Ritter, die mit so wenig Truppen die zahlreichen Heere ihrer Feinde zu Grunde richteten, und die Absichten des mächtigsten Monarchen vereitelten, so merkwürdig ist. Soliman verheimlichte seinen nagenden Kummer, und ließ öffenlich bekannt machen, daß sein Bassa Malta erobert, die sämmtlichen Ritter getödtet, und, um nicht eine Besatzung auf diesem unfruchtbaren Felsen zurücklassen zu müssen, alle Festungswerke geschleift habe. Wirklich hatten diese nach aufgehobener Belagerung das Ansehen, als ob sie mit Sturm eingenommen worden wären. Am meisten hatte die Stadt gelitten, die nur noch sechshundert streitbare Männer zählte. Der Orden vermißte zweihundert der tapfersten Ritter, und von den Einwohnern und Soldaten waren beinahe acht tausend durch das Schwerdt der Feinde umgekommen, die auf ihrer Seite wenigstens dreissig tausend Mann verloren hatten.

Die ganze Christenheit nahm einen freudigen Antheil an dem Siege der Ritter, und der Name des Großmeisters ward überall mit Bewunderung genannt.

Von

Von allen Seiten wurden ihm Glückwunschschreiben zugesandt, und mehrere christliche Monarchen stellten zur Feier dieses Sieges öffentliche Freudenfeste an. Besonders theilnehmend bezeugte sich jetzt der König von Spanien, der durch diese muthvolle Vertheidigung am meisten gewann. Er ließ dem Großmeister, zum Zeichen seiner Achtung, durch einen eigenen Gesandten ein Schwerdt und einen Dolch überreichen, deren Gefässe von geschlagenem Golde, und mit Diamanten besetzt waren, und machte sich verbindlich, zur Wiederherstellung der durchaus beschädigten Festungswerke jährlich eine Summe Geldes zu bezahlen. Die Ritter legten sogleich den Grund zu einer neuen Stadt, der sie aus Dankbarkeit gegen ihren heroischen Vorsteher den Namen Valette gaben.

VI. Die Bartholomäusnacht, oder das Blutbad der Hugonotten.

Im Jahr 1572 *)

4.

Mörderischer Anfall auf Coligni. Vorbereitungen zur Bluthochzeit.

Als der Admiral Coligni einst — es war am zwei und zwanzigsten August des Jahres eintausend fünf hun-

---

* Dieß ist die Fortsetzung und der Schluß eines Aufsatzes, wovon der Anfang im 4ten Bde dieses Werks, Seite 302 bis 378, abgedruckt worden ist.

hundert und zwei und siebenzig — von einer gewissen Anzahl Adelichen begleitet, Vormittags um eilf Uhr vom Louvre nach seiner Wohnung zu Fuß zurückkehren wollte, und, indem er eine Bittschrift las, langsam fortgieng, wurde er plötzlich durch zwei Kugeln verwundet, die aus dem Fenster eines gegenüberstehenden Hauses auf ihn abgeschossen worden waren, die eine zerschmetterte ihm einen Finger der rechten Hand; die andere brachte ihm am linken Arme eine starke Wunde bei. Seine Begleiter geriethen darüber in eine heftige Bestürzung; er aber zeigte mit seltener Fassung und seiner gewönlichen Heiterkeit nach dem Hause, aus dem der Schuß gekommen war, und sagte: „das kam aus jenem Fenster, untersucht doch wer sich in dem Hause befindet.“

Auf der Stelle schickte er einen Edelmann aus seinem Gefolge zum Könige, um ihm von dem Vorfalle Nachricht zu geben. Der König spielte eben mit dem Herzog von Guise Ballon, als ihm der Vorfall berichtet wurde; er stellte sich darüber aufs Aeußerste aufgebracht, zerbrach wüthend die Rakete, mit der er Ballon spielte, drohte fürchterlich, und schrie mit lauter Stimme, daß er die strengste Gerechtigkeit an den Störern seiner Ruhe ausüben wolle, welche sich erkühnten, ein so großes Verbrechen unter den Thoren seines Pallastes zu begehen. Er befahl, alle Thore der Stadt zu schliessen, zwei ausgenommen, durch welche die Lebensmittel eingebracht, und die unter dem Vorwande mit starken Wachen besetzt wurden, damit der Thäter nicht entwischen, in der That aber, damit kein Hugonott sich durch die Flucht retten konnte. Die Furcht, welche man vor der Tapferkeit, Klugheit und dem Ansehen des Admirals hatte, war vielleicht die Ursache dieses ersten Entschlusses: der Staasrath fürchtete, der Admiral möchte, so lange

er

er noch bei Leben sey, ein Rettungsmittel für sich und seine Anhänger ausfinden.

Die Edelleute, die den Admiral begleiteten, brachen inzwischen in das Haus ein, aus dem er verwundet war. Hier fanden sie niemand, als ein altes Weib, und hernach einen jungen Burschen, der der Bediente des Meuchelmörders war. Zugleich entdeckten sie unter dem Tische des Zimmers, aus dem man den Schuß gehört hatte, eine eiserne Flinte, nirgends aber den Thäter, denn dieser war eiligst durch die Hinterthür entflohen, und auf einem Pferde, das zu diesem Endzwecke schon aufgezäumt bereit stand, im schnellsten Galopp dem nächsten Thore zugeeilt, wo er noch ein zweites bereit hatte. Auf Befehl des Königs eilten ihm plötzlich Kuriere auf allen Seiten nach, allein sie holten ihn nicht ein. Der Bösewicht, den Katharine von Medicis zur Verübung dieser verruchten That gemiethet hatte, hieß Maurevel, ein Mensch, den man öffentlich den Lohnmörder des Königs nannte.

Das Entsetzen über diese Frevelthat war allgemein; man war unruhig über die Folgen derselben, und selbst Coligni's Feinde bewiesen ihren lauten Abscheu. Am meisten wurden die Hugonotten erschüttert; sie faßten jetzt den lebhaftesten Argwohn, und hörten auf, an eine Versöhnung zu glauben; mehrere von ihnen waren Willens, den Admiral aufzuheben, und schleunigst aus Paris zu flüchten. Der Verwundete selbst verläugnete keinen Augenblick die ruhige Fassung, die ihn stets ausgezeichnet hatte. Da man ihn nach Hause führte, und einer von seinem Gefolge die Besorgniß äußerte, die Kugeln möchten vielleicht vergiftet seyn, gab er zur Antwort: „Es wird nichts geschehen, als was Gott beschlossen hat.“ Als der König von Navarra, und der Prinz von Conde voll

Bestür-

Bestürzung zu ihm kamen, sprach er weiter nichts, als: „Das ist also die schöne Aussöhnung, für welche der König Bürge geworden ist!“ Man mußte ihm den beschädigten Finger, wegen des entstehenden Brandes, ablösen, und er duldete die Schmerzen dieser Operation mit unabänderlicher Standhaftigkeit; ja er war sogar fähig, seine klagenden und weinenden Freunde zu trösten. Man mußte ihm Stellen aus der Bibel vorlesen, und er sprach sich selbst den erhabenen Trost des Weisen zu. „Gott verlaß mich nicht in dem Zustande, worinn ich bin; sey barmherzig, wie du es immer warst. Man schenke den Armen, sagte er einem seiner Freunde ins Ohr, hundert Thaler in Gold.“ Er versicherte, daß er seinen Mördern aufrichtig vergebe, und daß er überzeugt sey, es stehe nicht in ihrer Gewalt, ihm Böses zuzufügen, selbst nicht durch den Tod, der für ihn nur ein gewisser Uebergang zum Leben seyn werde.

Der König von Navarra und der Prinz von Conde begaben sich zum Könige, beklagten sich über die schändliche That, und baten um Erlaubniß, sich von Paris entfernen zu dürfen, weil sie und ihre Glaubensgenossen hier keine Sicherheit mehr hätten. Karl gerieth in den heftigsten Unwillen, und betheuerte mit den schröcklichsten Schwüren, er wolle alle Theilnehmer an der verruchten That so strenge bestrafen, daß Coligni und seine Freunde gewiß damit zufrieden seyn sollten. Er verlangte daher, daß sie zu Paris bleiben sollten, um Zeugen dieser Bestrafung zu seyn. Katherine von Medicis setzte hinzu, dieses Verbrechen beleidige den König selbst, und wenn er es unbestraft liesse, würde er selbst in seinem Pallaste nicht mehr sicher sein. Die Prinzen entfernten sich, befriedigt durch diese Zusicherungen, an deren Aufrichtigkeit sie um so weniger zweifelten, da

alle

alle zur Gefangennehmung des Mörders dienlichen Maasregeln ergriffen wurden. Es wurden eigene Kommissarien zur Untersuchung des Verbrechens ernannt, verdächtige Häuser durchsucht, und der König versicherte den Gesandten auswärtiger Höfe, er wolle ihren Herren melden, wie sehr ihm diese Freveltat mißfalle.

Als der König hörte, daß der Admiral ihn vor seinem Tode noch zu sprechen wünschte, um ihm Dinge von Wichtigkeit zu eröffnen, besuchte er ihn Nachmittags in Gesellschaft seiner Mutter, seiner Brüder, und einem Gefolge vieler Großen. Nachdem er ihn, wie gewönlich, sehr verbindlich begrüßt, nach seiner Wunde und seinem Befinden sich erkundiget, und dieser ihm mit so heiterer und gelassener Miene geantwortet hatte, daß alle Anwesende sich über seine Standhaftigkeit und Geduld verwunderten, sprach der König, wie es schien, mit vieler Rührung des Herzens: „Die Verwundung trifft Sie, mein Vater, der Schmerz mich. Aber ich schwöre Ihnen, daß ich eine fürchterliche Rache an dem Meuchelmörder nehmen werde — eine Rache, die kein Beispiel in der Geschichte haben, und deren Andenken keine Zeit vernichten wird.“ Coligni entgegnete seinen Gesinnungen tief gerührt: „Gott, vor dem ich bald erscheinen werde, ist mein Zeuge, daß ich mich nie an der Treue gegen meinen König, noch an den Pflichten gegen den Staat versündiget habe. Ich weiß es wohl, daß man mich für einen Verräther, für einen Rebellen und Ruhestörer hält. Ich habe keinen andern Beweis, als die Ruhe meines Gewissens in jener Stunde, wo das größte Verbrechen zittert, und wo der, welcher über uns ist, nur über meine Feinde und mich Richter seyn kann.“ Der Admiral ließ den König merken, daß er allein mit ihm zu sprechen

chen wünschte, und als dessen Brüder und ihre Mutter einige Schritte zurückgetreten waren, fieng er an, den König zu ermahnen, er möge sich an das erinnern, was er ihm oft von gottlosen Anschlägen gewisser Personen gesagt habe; er leide ein großes Uebel, aber ein noch größeres werde dem König bereitet. Schon lange habe man seinem Leben Fallstricke gelegt, denen er blos durch seine Klugheit entgehen könne. Uebrigens zweifle er nicht, daß Neid und Mißgunst ihn nach seinem Tode, wegen des vorigen Krieges, so viel möglich verleumden werde, aber er habe oft die Urheber der Unruhen und ihre Ursachen dem Könige angezeigt, er habe Gott zum Zeugen seiner unerschütterlichen Treue gegen den Staat und den König genommen, und nie sey ihm etwas theurer als sein Vaterland und das allgemeine Wohl gewesen.

Als sich Coligni darüber beklagte, daß die zu Gunsten der Protestanten gegebenen Edicte noch an vielen Orten zum Theil gröblich verletzt würden, fiel ihm der König ins Wort: „Zweifeln Sie nicht, mein Vater, daß ich meinen Edicten Gehorsam verschaffen, und zugleich die Verruchten bestrafen werde, die Ihnen nach dem Leben getrachtet haben, sobald sie entdeckt sind.“ — „Die sind nicht schwer zu finden, versetzte der Admiral, die Anzeigen sind deutlich genug.“ — „Beruhigen Sie sich, antwortete der König, eine längere Anstrengung möchte Ihrer Wunde schaden.“ Mit diesen Worten gieng er auf die Thüre zu, und verlangte die kupferne Kugel zu sehen, die man aus der Wunde genommen hatte, und ließ sich alle Umstände erzählen; dann begab er sich nach einigen Aeußerungen des Mitleids wieder hinweg.

Als der König sich entfernt hatte, berathschlagten die vornehmsten hugonottischen Großen in Colignis Wohnung darüber, welchen Entschluß man nun

fassen

fassen sollte. Einer von ihnen behauptete mit großem Eifer, der Angriff auf den Admiral sey ein Zeichen, daß man bald über alle Protestanten herfallen würde; und verschiedene Reden, die von den Einwohnern der Hauptstadt geführt wurden, schienen dasselbe zu bestätigen. Er rieth also, sie sollten ohne Verzug Paris verlassen. Einige der Anwesenden stimmten ihm bei; allein Coligni, voll Vertrauens auf die Redlichkeit des Königs, verwarf diesen Vorschlag. Dennoch sah er sich am folgenden Tage, da er gehört hatte, daß die Pariser lärmend die Waffen ergriffen hätten, genöthigt, den König um eine Wache zur Sicherung seines Hauses zu bitten. Die Wache kam, aber unter der Anführung eines Mannes, der Colignis abgesagter Feind war.

Katharine von Medicis befand sich in dieser Zeit in der quaalvollesten Unruhe. Alle Furien der Furcht, des Neides, der Wuth und der Rachsucht tobten in ihrem empörten Herzen. Tod und Verderben aller Hugonotten, war ihre Losung; aber noch hatte Karl seine Einwilligung nicht dazu gegeben, und es war ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen, daß er dem Coligni anhieng, und ernstlich bedacht war, seine Mörder zu bestrafen. Sie hatte den König während seines Besuches beim Admiral keinen Augenblick aus dem Auge verloren, und sie hatte ihn eigentlich von seinem Bette unter dem Vorwande hinweggebracht, daß das allzuviele Sprechen dem Kranken schaden könnte. In der That würde es damals nur ein Wort gekostet haben, sie um Freiheit oder Leben zu bringen, wenn Karl, dessen erste Bewegung äußerst heftig war, gemerkt hätte, daß man ihn hintergienge, daß seine nächsten Anverwandten das Unglück des Admirals bewirkt hätten. Katharine, die gern beide Partheyen, die guisische und colignische, zu Grunde gerichtet

richtet hätte, um nur desto willkührlicher regieren zu können, gab dem Könige öfters zu verstehen, daß sie Verdacht auf den Herzog von Guise habe, der vermuthlich seines Vaters Tod hätte rächen wollen, den man noch immer dem Admiral zur Last legte. Der König war auch so erbittert, daß er Befehl gab, den Herzog aufzusuchen und gefangen zu nehmen. Dieß versetzte sie in eine neue Verlegenheit, denn Guise war ihr unentbehrlich zur Ausführung ihrer Mordplane. Zuletzt blieb ihr nichts übrig, als den König auf die Nachricht vorzubereiten, daß die That, höchst nöthig für die allgemeine Sicherheit und für die Aufrechthaltung der wahren Religion, mit ihrer eigenen Genehmigung geschehen sey, weil man kein anderes Mittel gewußt habe, ihn aus der Verblendung zu reissen, die ihn und Frankreich noch ins Verderben stürzen werde.

Karl wußte nicht wie ihm war, und wußte nicht wozu er sich entschließen sollte. Doch Katharine gönnte ihm keine Zeit zum ruhigen Nachdenken. Ein paar verschmitzte Pfaffen bestürmten ihn mit Vorstellungen von Himmel und Hölle, und mahlten ihm die Hugonotten so schwarz, daß er davor erschrekken mußte. Dann versammelte sie ihre Getreuen in den Garten der Thuillerien, der vom Geräusche entfernt war, und hier stellte sie dem Könige seine Entthronung, sein nahes Ende, seinen Tod in der Duldung der Protestanten, in den schrecklichsten Bildern vor Augen. Sie zeigte ihm zugleich, wie leicht es wäre, die Feinde der Krone zu vernichten; der Admiral sey durch Wunden an beiden Armen ans Bett gefesselt, und könne sich nicht bewegen; der König von Navarra und der Prinz von Conde befänden sich als Gäste im königlichen Pallaste, dessen Thüren Nachts geschlossen und mit Schildwachen besetzt wären, so daß sie nicht entfliehen könnten.

ten. Sobald nur die Häupter gefangen wären, sey von den Hugonotten kein Aufstand zu befürchten. Die Gelegenheit zur Ausführung des Plans sey vortrefflich, denn alle Anführer wären zu Paris eingeschlossen, die übrigen befänden sich in den andern Städten alle unbewaffnet und sorglos; unter tausend Katholiken wären kaum zehn Feinde: die Pariser wären in Waffen und könnten sechzig tausend Mann auf die Beine stellen, die Feinde aber wären in einer Stunde aus dem Wege geräumt und gänzlich von der Erde vertilgt. Der König sollte doch dem Willen Gottes nicht länger widerstreben, sondern dem erhitzten Volke in Paris freien Lauf lassen. Wäre die That erst vollbracht, so könnte man leicht Gründe zu ihrer Entschuldigung finden, und sie den Guisen beimessen, die sie willig auf sich nehmen würden.

Diese Vorstellungen wirkten in dem Könige, dem für Thron und Leben bange war, eine furchtbare Veränderung. Mit wüthender Geberde sprang er von seinem Sitze auf und schrie: „Nun so sey Mord über mein ganzes Königreich ausgegossen. Nicht der Admiral allein, sondern alle, alle Hugonotten sollen unter eurem Messer ihr Leben verbluten. Ich sage, ich befehle euch, nicht einer darf übrig bleiben, der mir Vorwürfe machen könnte — eilt meine Gebote auf der Stelle zu vollstrecken.“

Die unseligen Worte, auf die man lange gewartet hatte, waren kaum heraus, als sie wie der Befehl eines Gottes aufgezeichnet wurden. Katharine bemühte sich, die sämmtlichen Hugonotten in ein Quartier der Stadt zusammen zu bringen, und da der Admiral wegen der wachsenden Unruhen um Verstärkung seiner Leibwache gebeten hatte, so ließ sie ein Garderegiment nach Paris kommen, und dasselbe rings um seine Wohnung ins Quartier legen. Auch

ward den benachbarten Katholiken befohlen, Hugonotten in ihre Häuser aufzunehmen. Coligni, der bis zum letzten Augenblick der über ihn schwebenden Gefahr sich nicht überwinden konnte, ein Mißtrauen auf seinen König zu werfen; schrieb alle diese Bewegungen den Guisen zu, die das Volk wider die Protestanten aufzubringen suchten; ließ aber doch dem Könige davon Nachricht ertheilen. Die Antwort war: Der Admiral habe nichts zu befürchten; es geschehe alles auf Befehl des Königs, der ausdrücklich einige Personen aufgefordert habe, die Waffen zu ergreifen, um jede Unruhe, die in der Stadt vom Pöbel erregt werden könnte, zu ersticken.

5.

Die Bartholomäusnacht. Grausame Ermordung des Admirals Coligni.

Der Plan der Katharine von Medicis war der, die Häupter der Hugonotten alle in einer Nacht zu überfallen und zu ermorden, nebst so vielen Gemeinen von dieser Parthey, als man nur herausfinden und bezwingen könne. Ihr treuester Assistent in diesem Anschlage war ihr Lieblingssohn Heinrich, Herzog von Anjou; die übrigen Glieder des Blutraths waren der Herzog von Nevers, der Graf von Angouleme, der Siegelbewahrer Birague, und die Marschälle von Tavanes und von Rets. Diese Herren, und Katharine an ihrer Spitze, bestimmten in einer ihrer geheimen Versammlungen, den Abend des Bartholomäustages, den vier und zwanzigsten August des Jahres ein tausend fünf hundert und zwei und siebenzig, zur Ausführung ihres blutigen Vorhabens.

Anfangs ward darüber berathschlagt, ob man den jungen König Heinrich von Navarra nicht eben-

falls

falls mit so vielen seiner Glaubensgenossen aufopfern sollte. Die Unmenschen, welche so viele tausend Unschuldige ermorden ließen, bedachten gleichwohl die persönliche Schande, welche Heinrichs Tod dem Könige von Frankreich zuziehen würde, seine Jugend und Leutseligkeit: es wurde also beschlossen, ihm das Leben zu erhalten. Auch über den Prinzen von Conde ward berathschlagt, ob man ihn, seiner Jugend wegen, am Leben lassen, oder seines väterlichen Namens wegen, umbringen wolle; der Schluß ward, daß man ihn durch Androhung aller Martern nnd selbst des Todes, von der reformirten Religion abbringen wolle.

Jeder der Mitverschwornen erhielt seine eigene Bestimmung. Der Marschall von Tavanes berief die Vorsteher der Bürgerkompagnien vor den König, und befahl ihnen im Namen desselben, die Kompagnien selbst um Mitternacht vor dem Rathhause zu versammeln. Als man ihnen vorläufig den Zweck dieser Verfügung kund that, erschracken sie aufs heftigste, und entschuldigten sich mit ihrem Gewissen, aber Tavanes fuhr gleich dergestalt mit Drohungen auf sie ein, daß sie bald aus Furcht mehr versprachen, als man verlangt hatte. Hierauf wurde ihnen gesagt, daß um Mitternacht mit der Glocke im Louvre das Zeichen gegeben werden sollte, worauf sogleich vor allen Fenstern Fackeln gesteckt, auf allen Plätzen und Kreuzwegen Wachen gestellt, und die Ketten vor die Straßen gezogen werden müßten. Zur Unterscheidung von den Reformirten sollten während des Gemetzels die Katholiken ein weisses Tuch um den Arm und ein weisses Kreuz auf den Hüten tragen.

Die größte Thätigkeit bewies der blutdürstige Herzog von Guise, der die Ermordung des Admirals Coligni übernommen hatte. Da er im Louvre die

die Befehlshaberschaft hatte, so ließ er die Anführer der Schweizer aus den fünf katholischen Kantons, nebst einigen Obersten der französischen Truppen dahin kommen; er machte ihnen den geheimen Willen des Königes bekannt; sprach mit ihnen von dem vorzunehmenden Blutbade, als wie von einer ruhmvollen Handlung; nannte ihnen das verabredete Zeichen, vertheilte die Truppen in die verschiedenen Quartiere der Stadt, und hauptsächlich in die Nähe des Louvre, ließ es umzingeln, so wie das Haus des Admirals, und nachdem er alle nöthigen Anstalten getroffen hatte, kehrte er zum Könige zurück.

Alles erwartete jetzt in grauser Stille die fürchterlich bange Stunde der Mitternacht. Die Vorkehrungen zu dem grausenvollen Ueberfalle waren mit so bewundernswürdiger Verschwiegenheit getroffen worden, daß kein Hugonott etwas davon erfuhr. Schon waren die auf den Straßen zertheilten Soldaten, blutschäumend, knirschend und ungedultig über die Länge der Zeit, in kleine Gefechte gerathen. Jetzt näherte sich die Mitternacht, als Katharine, von der Angst des herannahenden Ausbruchs des Lasters aus ihrer Einsamkeit gejagt, zu dem König und den um ihn versammelten Blutverschwornen floh, um ihnen allen, und vorzüglich dem Könige, in der fürchterlichen Stunde Muth einzusprechen. Karl zitterte an allen Gliedern, und man mußte ihm den Befehl zum Läuten der Glocke abnöthigen. „So fangt an!“ brüllte er, da ihn der Vorwurf der Feigheit kränkte, und mit diesen Worten war das Signal gegeben. Die dumpfe Sturmglocke ertönte. In der höchsten Unruhe eines Missethäters gieng der König aus seinem Kabinet in ein Vorzimmer des Louvre, und sah zitternd zum Fenster hinaus. Seine Mutter und sein Bruder begleiteten ihn auch dahin, und auch diese zitterten vor

ungewisser Erwartung des Ausgangs an allen Gliedern. Bei dem Knall einer Pistole, welcher ihrer Phantasie nur das Scheußliche ihres Verbrechens darstellte, wurden sie von Entsetzen ergriffen. Blaß und stier sahen sie einander an, und dieser Augenblick, aber auch nur dieser einzige, foderte sie, ihrer eigenen Angst, nicht der Menschheit wegen, auf, den Herzog von Guise durch einen Eilboten von der Ermordung des Admirals, mit dem das Blutbad beginnen sollte, abzuhalten, allein zu spat kam die Nachricht, und zu spat eine Reue, deren glückliche Wirkung man doch nachher wieder bereut haben würde.

Der Herzog von Guise, entschlossener als die Andern, hatte mit Ungeduld auf das verabredete Signal gewartet; der Schall desselben war der Triumph seiner glühenden Privatrache. Jenes mußte die Mittel verantworten, die diese wählte. An der Spitze drei hundert Bewafneter eilte er nach dem Pallaste des Admirals, der, weil er wegen seiner Wunden nicht schlafen konnte, sich Calvins Kommentar über das Buch Hiob vorlesen ließ. Die Thore wurden eingerannt und alles niedergestoßen, was im Wege stund. Coligni hatte nur wenige Freunde, den Prediger und den Wundarzt, und einige seiner Hausgenossen, nebst fünf Schweizern bei sich. Als er den tobenden Lärmen und das Mordgeschrei aus der Ferne hörte, ließ er sich von den Seinigen aus dem Bette heben, warf seinen Schlafrock um, fiel zur Erde, und empfahl sich dem Schutze Gottes. „Diese Gewaltthätigkeiten, sprach er, zielen nicht sowohl auf meinen Untergang, als auf die Beschimpfung Christi und die Martern so vieler Gemeinden ab, deren Vertheidigung ich auf die Bitten vieler Rechtschaffenen übernommen habe.“ Er bat den Prediger, ihnen ein lautes Gebet vorzusagen, und empfahl seinen Geist

mit

mit tiefen Seufzern in die Hände des Erlösers. Einer seiner Bedienten, der in Todesschrecken ins Zimmer kam, sagte: „Gott ruft uns zu sich; das Haus ist erbrochen, und aller Widerstand vergebens.“ Mit erhabener Seelenruhe kehrte sich der Admiral zu den Anwesenden, und sagte: „Freunde, die Stunde meines Todes nähert sich. Ich habe ihn nie gefürchtet, ich seh' ihn vielmehr seit langer Zeit voraus; ich fühle mich stark genug, ihn mit Gelassenheit zu erwarten. Ich schätze es für ein Glück, mit vollem Bewußtseyn und in Gott zu sterben. In dem Gedanken an Unsterblichkeit erkenne ich seinen Trost und meine Beruhigung. Hienieden habe ich keines Menschen Hülfe mehr nöthig. Rettet euch, euer Hierseyn beunruhigt mich noch; vielleicht könntet ihr mit meinem Schicksale fortgerissen werden. Eure Gattinnen würden alsdann meinem Tode, als der Ursache eures Verlustes, fluchen. Gehet, eilet, fliehet! Die Gegenwart Gottes ist mir hinlänglich. Ihm empfehle ich meine Seele, die sich bald von den Fesseln ihrer Hülle trennen wird.“

Alle, bis auf einen einzigen Diener, der treulich bei ihm ausharrete, folgten seinem Rath: und ein Theil von ihnen entkam durch den obern Theil des Hauses.

Indessen stürmten die Mörder wild die Treppe hinan, riefen: „Mord und Tod!“ und drangen mit gezücktem Degen in Colignis Schlafzimmer. Einer von ihnen, le Besme *) genannt, gieng mit vor-

*) Der Name Besme oder le Besme ist ein Spottname, aus dem Worte Bohesmien, ein Böhme, weil dieser Elende in der That aus Böhmen war. Irrig hält man ihn gewönlich für einen Deutschen. Sein eigentlicher Name ist Dianowitsch; er war Bedienter beim Kardinal von Lothringen gewesen, und wurde hernach Stallbedienter beim Herzog von Guise. Der Kardinal glaubte ihm seine Erkenntlichkeit für Coligni's Ermor-

vorgehaltenem Schwerdte auf den kranken Mann los, und fragte ihn: „Bist du der Admiral?“ — „So nennt man mich,“ antwortete jener mit ruhiger und standhafter Fassung. Sodann warf er einen Blick auf das gegen ihn gezückte Schwerdt und sprach: „Junger Mann, du solltest Achtung haben vor meinen grauen Haaren; thue indessen, was du willst; du kannst mir mein Leben nur um einige Tage verkürzen.“ Statt aller Antwort stieß Besme ihm den mörderischen Stahl in die Brust, zog ihn rauchend heraus, und zerfetzte damit sein Gesicht. Ein anderer schoß ihm eine Kugel in den Leib, und als auch diese Wunde ihn nicht zu Boden streckte, zerschmetterte ihm Besme mit einem Schwerdtstreich das Bein. Halb entseelt fiel der Unglückliche zu Boden, und noch im Niedersinken soll er gesagt haben: „Wenn ich doch wenigstens durch die Hand eines muthvollen Menschen, und nicht durch die eines feigen Miethlings gefallen wäre!“

Der Herzog von Guise war im Hofe zurückgeblieben, während die Mörder in das Zimmer des Admirals stürzten. Voll ungedultigen Wartens rief er zu Besme hinauf: „Hast du ihn abgethan?“ — „Abgethan!“ brüllte ihm Besme aus dem Fenster entgegen. „Das wird der Graf von Angouleme nicht eher glauben, war des Herzogs froher Rückruf, bis er ihn zu seinen Füßen sieht; wirf ihn also zum Fenster heraus.“ Nun hob Besme, mit Hülfe seiner Gesellen, den Körper des Admirals vom Fußboden auf, und warf ihn zum Fenster hinaus. Doch wegen der am Kopfe erhaltenen Wunde und des aus dem

---

dung nicht besser beweisen zu können, als dadurch, daß er ihn in seine Familie aufnahm, und eine seiner unehelichen Töchter an ihn verheurathete.

dem Munde strömenden Bluts war sein Gesicht unkenntlich. Guise bückte sich also über ihn hin, und indem er mit seinem Schnupftuch das Blut abwischte, rief er aus: „ich erkenn' ihn, das ist er. Nun, Freunde — er wandte sich zu dem Troß der Bewaffneten — wir haben einen glücklichen Anfang gemacht, laßt uns unser Werk krönen, der König will es so!“ Unter diesen Ermunterungen machte sich der wilde Haufe davon, um neue Opfer für seine Wuth aufzusuchen.

Der Leichnam des Admirals blieb liegen, bis das Volk herbeiströmte, und seine Wuth auf eine eben so schaamlose als kannibalische Art sättigte. Der Kopf wurde abgeschnitten und nach Rom geschickt, zum Geschenk für den heiligen Vater, der große Freude darüber bezeugte. Einige schnitten dem Ermordeten die Hände, andere sogar die Schaamtheile ab. Der zerfetzte Rumpf wurde durch alle Straßen geschleift, öffentlich einige Tage zur Schau ausgesetzt, in die Seine geworfen, und mit einem Seile bei den Beinen am Galgen aufgeknüpft, wo er an einem darunter angemachten Feuer gesengt wurde, bis ihn der Marschall von Montmorency des Nachts wegholen und in seiner Kapelle zu Chantilli begraben ließ. Indessen brachen mehrere von Guises Trabanten in alle geheimen Gemächer des Admirals, und wen sie von seinen Leuten entweder im Bette, oder in einem Winkel verborgen fanden, ermordeten sie mit vielen Wunden. Dann ward alles rein ausgeplündert, bis auf die Papiere, welche auf Katharinens Befehl erhalten werden sollten.

6.

Nächtliche Mord- und Blutscenen.

Das Morden verbreitete sich inzwischen über die ganze Stadt. Die Katholiken, einige aus Fanatismus, andere aus Rache, die meisten aber, die als folgsame Tiger der Stimme der Pfaffen, die sich unter die Soldaten mengten, gehorchten, verbreiteten sich mit dem Schwerdt und der Fackel in der Hand durch die ganze Stadt, überfielen im Schlaf ein unbewafnetes zahlloses Volk, munterten sich unter einander zum Gemetzel auf, und schrieen, daß die Religion die Vertilgung der Ketzer geböte. Die Pfaffen gaben durch ihre Gegenwart diesen Aufmunterungen eine Art von Würde, welche die allgemeine Wuth verdoppelte, und den Muth derjenigen aufmunterte, deren Arm durch Menschenliebe noch zurück gehalten wurde. Was der Religionswuth entfloh, wurde der Privatfeindschaft, der Habsucht und dem Neide geschlachtet. Mehrere an Mord nicht gewohnte fielen aus eigener Sicherheit über ihre Brüder her; noch mehrere ließ der Strom des Beispiels fort.

Die unglücklichen Hugonotten wußten nicht wie ihnen geschah. Auf das fürchterliche Geschrei, welches sich gleich auf den Klang der Glocke erhoben hatte, waren sie aus dem Schlafe erwacht, und an die Fenster, ja vor die Thüren gestürzt, meist schlaftrunken, viele fast unbekleidet. Die auf Colignis Wohnung zuliefen, wurden von Guisens Geharnischten — die nach dem Louvre zueilten, von des Königs Gardesoldaten mit Piken niedergestoßen. Jetzt kamen auch die Bürgerpatrouillen mit ihren weissen Tüchern zum Vorschein, und fielen nicht blos über die Fliehenden her,

her, sondern drangen auch in die Häuser, und metzelten nieder, was sie erreichen konnten. Wirthe stachen ihre Miethsleute, Dienstbothen ihre reformirten Herrschaften über den Haufen, ja man erzählt sogar von Kindern, die noch kleinere in der Wiege getödtet hätten. Während die eine Hälfte der Pariser wuthschnaubend durch die Straßen rannte, oder röchelnd und winselnd niedersank, saß die andere Hälfte in Todesangst in Kammern, auf Böden und in Kellern, und wagte kaum zu athmen, bis das Bedürfnis oder die Neugier sie doch hervorlockte, wo sie dann, wie die andern, niedergemacht wurden. Die leuchtenden Pechkerzen in der düstern Nacht erhöhten den Anblick des Jammers. Kein Geschlecht, kein Alter, kein Verdienst, kein Stand, konnte die Wuth entwaffnen. Tausend Stöße folgten, wenn der erste mißlang. Alle Straßen waren in Kurzem mit Leichen besäet, und sobald es hier an Schlachtopfern zu fehlen anfieng, durchsuchte man mit wild funkelndem und lüsternem Auge alle Ecken und Winkel der Häuser. Kurz, das schaudervolle Brüllen der Mörder, das schmerzhafte Winseln der Sterbenden, das Flehen um Erbarmen und das Schreyen um Rache, das hohle Klirren der Waffen, und das dumpfe Knallen der Schießgewehre stellten eine Scene dar, die jeden mit Entsetzen erfüllen, die Kannibalen erschüttern mußte.

Persönliche Rache benutzte diese Schreckensnacht, um ihre Wuth im Blute der Gehaßten abzukühlen. Eine Menge Katholiken wurden mit hingerichtet, und Schwärmerey gab nicht allein zu Frevelthaten Anlaß. Man verfolgte seinen Feind, seinen Widersacher, seinen Mitbuhler. Erben tödteten diejenigen, die sie zu beerben hofften, und alle niederträchtige und ausgeartete Leidenschaften erfrechten sich bei Gelegenheit dieser entsetzlichen Unordnung. Unter andern fand

auch

auch der berühmte Philosoph Ramus, der sich aus dem niedrigsten Stande zum Lehrer der Universität Paris empor geschwungen hatte, in dieser fürchterlichen Nacht seinen Tod. Er hatte in seinen Vorlesungen und Schriften mit siegenden Gründen die Infallibilität des Aristoteles bestritten. Sein Widersacher, der ihn nicht zu widerlegen vermochte, wählte diese Mordnacht zur Ausführung seiner Rache. Ramus hatte sich in einen verborgenen Winkel seines Kellers versteckt; sein Gegner ließ ihn herausschleppen, und nachdem er vorläufig von ihm eine Summe Geldes erpreßt hatte, ließ er ihn morden, und aus dem Fenster in seinen Schulhof werfen. Die Konventualen, die durch das, was er gegen ihren Abgott, den Aristoteles, gesagt hatte, erbittert waren, hetzten die Schüler auf, daß sie den Leichnam des Philosophen durch die Straßen schleppen mußten, welches sie, nachdem sie ihn zuvor gepeitscht hatten, auch wirklich thaten; und so vereinbarte sich auch Unsinn mit der Barbarey.

So wie in der Stadt, so wüthete auch am Hofe das Schwerdt der Würger. Mehr als zwei hundert hugonottische Edelleute, die im Louvre wohnten, wurden aufs grausamste ermordet. Die Prinzessinn Margaretha, Karls Schwester, war jetzt fünf Tage an den König Heinrich von Navarra vermählt. Voll banger Erwartung hatte sie die unglücksschwangere Unruhe des Hofes bei den Hochzeitfeierlichkeiten bemerkt; aber, solch ein gränzenloses Bubenstück nur leise zu errathen, das vermochte ihre jugendliche Erfahrung nicht. Am Abend vor dem Bartholomäustage mußte sie, auf Befehl ihrer Mutter, sich früher zu Bette legen. „Als ich, erzählt sie selbst, im besten Schlafe war, stößt jemand mit Händen und Füssen an die Thür, und ruft: „Navarra! Navarra!“ Weil

meine

meine Wärterinn glaubte, es sey der König, so läuft mein Mann geschwind an die Thüre; es war ein Page, ein Herr von Leiran, der einen Degenhieb in den Ellenbogen, und einen Hellebardenstoß in den Arm bekommen hatte, und noch jetzt von vier Bogenschützen verfolgt wurde, welche gleich hinter ihm in mein Zimmer traten; er wollte sich verbergen, und warf sich auf mein Bette. Da ich mich von den Leuten gefaßt fühlte, so stürzte ich mich in den Alkoven und er hinter mir, und noch immer hielt er mich fest um den Leib geschlungen. Ich kannte diesen Menschen nicht, und wußte nicht, ob er gekommen wäre, um mich zu beleidigen, oder ob die Schützen ihm oder mir an das Leben wollten. Wir schrieen alle beide, und eines war so erschrocken als das andere. Endlich fügte es Gott, daß der Gardehauptmann Nancay dazu kam, und mir das Leben dieses armen Menschen schenkte, der mich umfaßt hielt, und den ich in meinem Kabinette ausruhen und verbinden ließ, bis er fast völlig geheilt war. Nachdem ich mein Hembd gewechselt hatte, welches ganz mit seinem Blute bedeckt war, erzählte mir Nancay alles, was vorgegangen war, und versicherte, daß der König, mein Gemahl, im Zimmer des Königs sey, und nichts gelitten habe; er beredete mich, einen Nachtmantel umzunehmen, und führte mich in das Zimmer meiner Schwester, wo ich mehr todt als lebendig ankam. Indem ich in das Vorzimmer trat, zu welchem die Thüren ganz offen standen, wurde ein Page, der den Schützen, welche ihn verfolgten, zu entgehen suchte, drei Schritte von mir, mit einer Hellebarde durchstossen. Ich fiel auf die andere Seite fast ohnmächtig in Nancays Arme, und glaubte, der Stoß habe uns beide darnieder geworfen. Nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, gieng ich in das kleine

Zimmer

Zimmer, in welchem meine Schwester schlief. Kaum war ich da, so kam mein Gemahl mit seinem ersten Kammerdiener und dem ersten Kammerherrn des Königs auf mich zu, und baten mich dringend, ihnen das Leben zu retten. Ich fiel vor dem Könige und der Königinn meiner Mutter, auf die Knie nieder, um dieß von ihnen zu erbitten, welches ich mit Mühe erlangte. Denjenigen, welche im Louvre waren, ließ der König sagen, sie sollten das Zimmer ihres Herren verlassen, und in den Hof herunter gehen, wo sie alle ermordet wurden. Die andern, alle diejenigen, welche in ihrem Gefolge waren, ihre Kammerdiener, ihre Haushofmeister und Kinderlehrer, welche laut schrieen, und die Barmherzigkeit des Königs anflehten, und ihn an seine Versprechungen erinnerten, wurden vor seinen Augen und in seiner Gegenwart aus den Fenstern hinunter geworfen, und hierauf von den Schweizern in Stücken gehauen.

Es konnte jetzt keinem Hugonotten etwas helfen, daß der König ihm Beweise des Wohlwollens gegeben, und ihn auf verschiedene Art ausgezeichnet hatte. Er hatte brüllend befohlen, keinen Hugonotten zu schonen, und sein unmenschlicher Befehl wurde nur allzupünktlich befolgt. Unter denjenigen, die unter seine Lieblinge gezählt wurden, war Piles, ein Edler von ausgezeichnetem Verdienst im Krieg und Frieden. Zwei Tage vor der Bartholomäusnacht war der König mit ihm nach der Insel Louviers geschwommen, und hatte ihm befohlen, er möchte ihm das Kinn halten und ihn zurechte weisen. Mit des Königs Wissen und auf seine Veranstaltung sogar, schlief er in der Blutnacht mit einem Freunde in der Garderobe des Königs von Navarra. Als sie das Getümmel der Menschen, das Geräusch der Waffen, das Geschrei der Mörder und der Ermordeten hörten,

standen sie auf. Man befahl ihnen im Namen des Königs, in den Hof des Louvre hinunter zu gehen, ihr Gewehr abzulegen, und das Schloß zu verlassen. Da Piles sich in einen Haufen metzelnder Soldaten gestossen und um sich her die Körper der Erschlagenen sah, berief er sich so laut er schreien konnte, auf des Königs Versprechen, nannte dieß Verfahren einen schändlichen Meineid, und zog seinen kostbaren Mantel aus, und reichte ihn einem Bekannten mit den Worten: „Nimm dieß aus Piles Hand, und erinnere dich seines elenden Todes:" In diesem Augenblicke durchbohrte ihn ein Gardist mit der Lanze, daß er todt zur Erde sank.

Unter diesen beklagenswerthen Schlachtopfern wurde fast niemand so sehr bedauert, als der Graf von Rochefoucauld, einer der mächtigsten Herren Frankreichs und einer der vertrautesten Freunde des Königs von Navarra. Er hatte sich durch tausend tapfere Thaten ausgezeichnet, und war mit dem Könige von Navarra nach Paris gekommen, um bei seiner Hochzeit gegenwärtig zu seyn. Seine lebhafte Freimüthigkeit und sein anmuthiger Witz machte ihn bei Hofe beliebt; er hatte einen Theil der Nacht bei dem König Karl zubringen müssen, der an seinem Umgange ein vorzügliches Vergnügen fand. Einigemal kam den König die Lust an, ihn zu retten; er hatte ihm sogar gerathen, im Louvre sich schlafen zu legen; aber endlich ließ er ihn gehen und sagte: „ich sehe deutlich, Gott will, er soll sterben." Der Gardehauptmann Nancay weigerte sich, an den Grafen Hand anzulegen; ein Elender bot sich dem Könige unter der Bedingung an, wenn man ihm die Kompagnie dessen gäbe, den er ermorden sollte; er ließ sich also sein Verbrechen voraus bezahlen. In der Mitte der Nacht meldet man sich an des Grafen Thüre und ver-

verlangt auf Befehl des Königs eingelassen zu werden. Halb im Schlaf öffnet er dieselbe, und indem er verschiedene verlarvte Personen herein treten sieht, so glaubt er zuversichtlich, es sey ein scherzhafter Einfall von Seiner Majestät, dem Könige, den er kaum verlassen hatte, und den er sogar unter den Masken zu erkennen glaubte. Da er halb entblößt war, so bittet er um Schonung. Der Unglückliche! nicht eher kam er aus seinem traurigen Irthum, als bis er von tausend Stichen durchbohrt hinfiel.

7.

Der Tag nach der Bartholomäusnacht. Betragen des Königs und seiner Mutter.

Der Tag, der ruchlose Missethäter oft muthlos gemacht hat, brach endlich an, aber ohne der Menschheit eine Thräne des Mitleids, und dem Verbrecher ein Erröthen abzugewinnen. Mit der finstern Hofnung, noch würgen zu können, war das Nachgefühl, welches begangene Schandthaten begleitet, erstickt. Mit dem Jubelgelächter der Hölle sah man verstümmelte Leichname aus den Fenstern werfen, und in dem schaamlosesten Anzuge über das Pflaster schleifen. Die Thüren waren mit Haufen von Todten und röchelnden Körpern versperrt, die Straßen durch das rieselnde Blut und die zerstreuten Theile und Glieder unwegsam; die Bäche und Flüße gefärbt.

Der König, so heftig er vor dem Anfange des Blutbades selbst gezittert hatte, gerieth in eine Art von Begeisterung, als er sah, daß die Sache so gut gieng. Er sah beständig und mit sichtbarem Wohlgefallen der Metzelung aus seinem Fenster zu, und

schrie,

schrie, man sollte keinen verschonen; bald darauf mischte er sich selbst unter die Henkersknechte, und schoß mit seinem Bruder von einem Balkon auf ein waffenloses und flüchtiges Volk, das seine Arme nach ihm ausstreckte, und unter den Thoren des Louvre eine Freistatt suchte. Die Schloßwache übte mit einer wilden Freude allerlei Grausamkeiten aus, und mordete mit Wohlgefallen alles, was ihr nahe kam. Man hörte von allen Seiten nichts, als das rasende Geschrei der Wüthenden, und die abgebrochenen Klagen und Seufzer der unglücklichen Sterbenden, oder derer, die dem Tode nahe waren. Fallend riefen diese letztern: „Ist dieses das Ehrenwort, so uns der König gegeben hat? Sind das die Verheissungen und der Frieden, den man uns zugeschworen hat? Großer Gott, übernimm du die Vertheidigung der Unterdrückten! Gerechter Richter! räche dereinst eine so verabscheuungswürdige Treulosigkeit und Grausamkeit!“ Aber das machte den König nur noch wilder. Er rief mehrmals zum Fenster hinaus; „mordet, mordet!“

Während dieser kannibalischen Auftritte ließ Karl den König von Navarra und den Prinzen von Conde zu sich berufen. Er versicherte, die Hugonotten hätten um ihrer Rebellionssucht willen die über sie verhängte Strafe wohl verdient; ihre eigenen Fehler fänden nur in ihrer Jugend eine Entschuldigung, und man schenke ihnen in Hinsicht der nahen Verwandtschaft das Leben. Man werde sie in der Zukunft lieben und ehren, wenn sie sich zur katholischen Religion bekennen, und dem Könige gehorsam erzeigen würden. Der König von Navarra, der sich entweder in die Zeit fügte oder sich verstellte, war entschlossen, sich für ein besseres Schicksal aufzubewahren: er antwortete also dem Könige in der tiefsten Unterwürfigkeit,

figkeit, und zeigte sich bereit, den Willen und die Befehle desselben zu befolgen. Der Prinz von Conde hingegen wagte es, Einwendungen zu machen und zu verlangen, daß wenigstens seine Gewissensfreiheit unangefochten bliebe. Karl gerieth in Wuth, nannte ihn mehrmals einen Verwegenen, einen Rasenden, Hartnäckigen, einen Verräther, Rebellen, und den Sohn eines Rebellen; er drohte ihm mit dem Tode, wenn er sich nicht in Zeit von drei Tagen zum katholischen Glauben bekennen, und hinreichende Beweise seiner Reue an den Tag legen würde. Navarra und Conde bekamen Wachen; man nahm ihnen ihre Diener, die auf des Königs Befehl in Stücken gehauen wurden, und gab ihnen andere nach seiner eigenen Wahl.

Der Herzog von Guise und Montpensier liefen indessen, nebst dem Grafen von Angouleme, wie Furien durch alle Strassen und Gassen, um den Muth der Zagenden in ihrem und des Königs Namen zur gänzlichen Vertilgung des Natterngeschlechts zu entflammen. Guise verfolgte die Hugonotten auch ausserhalb den Thoren von Paris, und schoß auf sie wie auf wilde Thiere. Der Herzog von Anjou verließ das Louvre an der Spitze des Garderegiments, und marschirte durch die Stadt und die Vorstädte, um in jene Häuser mit Gewalt einzudringen, welche Widerstand leisten würden: aber alle Hugonotten waren entweder schon umgebracht, oder hatten aus Furcht das weisse Kreuz auf den Hut gesteckt, wie es alle Katholischen trugen. Sie suchten sich zu verbergen und dem Tode zu entrinnen: deutete aber irgend jemand auf den Strassen mit Fingern auf sie, oder erkannte man sie auf eine andere Art, so wurden sie ohne Barmherzigkeit ermordet, und in den Fluß geworfen.

Die

Die Wuth der Anführer theilte sich den Angeführten in dem nemlichen Grade mit. Sie übertrifft alle menschliche Begriffe. „Nur immerfort Ader gelassen, war Tovans Ermunterungsgebrüll; nach Aussage der Aerzte ist es im August so gesund, wie im May.“ Solche Reden munterten die ächtkatholischen Bürger so kräftig auf, daß sie Wunder der Unmenschlichkeit verrichteten. Ein Fleischer kam zum Könige und sagte, er habe in der Nacht vorher hundert und fünfzig Personen getödtet, und ein Goldschmied zeigte ihm triumphirend seinen nackten mit Blut besprizten Arm, und rühmte sich, mit demselben vierhundert Ketzer hingestreckt zu haben. Der achtzigjährige Hofmeister des Prinzen von Condi fiel unter den Dolchen seiner Feinde, weder durch die Würde seines Alters, noch durch das Flehen seines als Schutzwehr in Arm geschlossenen Zöglings, der die Streiche mit seinen schwachen Händchen abwehren wollte, gerettet. Von so vielen tapferen Leuten, die in den Bataillen Proben ihres Muthes abgelegt hatten, starb bei dieser Gelegenheit nur ein einziger mit dem Degen in der Faust. Die andern, erschrocken, bestürzt, übermannt, hatten nur die Kraft, den Henkern ihre Kehlen darzureichen, riefen den Himmel an, und nahmen ihn zum Zeugen ihrer Unschuld und der Treulosigkeit ihrer Mörder.

Die unglückliche Metzeley währte sieben Tage; da das Volk einmal erhitzt war, so war es unmöglich, dasselbe zu besänftigen. Nicht Kraftlosigkeit, nicht Reue, sondern Mangel an Opfern war es, was dem Plündern Einhalt that. Man hatte schon am ersten Tage so sehr und so stark gewüthet, daß den letztern nur noch die sparsame Nachlese übrig blieb, verborgene und versteckte Hugonotten aufzusuchen.

Der Hof fand ein besonderes Wohlgefallen an diesen Auftritten, und der König selbst kannte keine Grenzen seiner natürlichen Wildheit, und keine Rücksichten seines Standes mehr. So ganz von allen menschlichen Gefühlen verlassen, abgestorben im Herzen und in der Seele, durchzog er, in Begleitung seiner Höflinge, feierlich langsam die mit Blut gefärbten Gassen und Strassen, und ergötzte sich an dem Anblicke der vielen herausgeschleppten Leichname. Man hält seinem Charakter noch eine Apologie, wenn man ihn durch Blut waten, und über Haufen von Erschlagenen gleichgültig hinschreiten läßt. Aber es war mehr als diese fürchterliche Gleichgültigkeit, die man an ihm beobachtet haben will. Mit einer namenlosen Wonne soll er hier an der, dem Aufenthalt wilder Thiere ähnlichen Stätte, die Bereitwilligkeit seiner Diener in Ausführung seiner Befehle bewundert, und sichtbar den Stolz auf seine Macht gefühlt haben. Wie konnte er sonst nach Montfaucon gehen, um den Körper des Admirals zu beschauen, und die verstümmelten Glieder eines Mannes mit Wonne zu betrachten, dessen Anblick ihn vor wenigen Tagen zu dem menschenfreundlichsten Betragen gezwungen hatte? Als einige seiner Hofleute wegen schlechten Geruchs sich die Nase zuhielten und nicht näher treten wollten, rief er ihnen im Scherz zu: „ein todter Feind riecht niemals schlecht!“

Katharine von Medicis, die außer ihrer Herrschsucht auch noch wegen anderer Leidenschaften berüchtigt ist, stand mit ihren Hofdamen bei manchem Leichnam eines artigen Edelmans still, den sie näher gekannt hatte. Die Frauenzimmer vergaßen bei dieser Gelegenheit das ihrem Geschlecht eigene Mitleiden, und betrachteten die nackenden Leichname schaamlos, ohne daß es schien, als ob dieser schreckliche Anblick

einigen

einigen Eindruck auf sie machte; besonders hefteten sie ihre Blicke auf einen gewissen Edelmann, den man der Impotenz beschuldigt hatte, um sich zu überzeugen, ob der ihm bei seinem Leben gemachte Vorwurf Grund hätte.

8.

Ermordung der Hugonotten in den Provinzen. Schreckensscenen in Lyon. Edle Widersetzlichkeit gegen die blutigen Befehle.

Als die Metzeley in Paris schon ihr Ziel erreicht hatte, wurden nach allen Provinzen Frankreichs Kouriere geschickt, die mit untergelegten Pferden reiten, und im Namen des Königs den übrigen Städten andeuten mußten, dem Beispiel von Paris zu folgen, und alle ihre reformirten Einwohner umzubringen.

Unglaublich ist die Schnelligkeit, mit der die meisten französischen Städte diesem Befehl gehorchten. Den kleinsten Städten und Dörfern drang sich die barbarische Verfolgungswuth unwiderstehlich auf. Manche Felder, mit verfaulten Leichen besäet, verpesteten die Luft; viele Flüsse waren in ihrem Laufe gehemmt oder unbrauchbar geworden; Kinder wurden an dem Halse ihrer Väter aufgeknüpft, Väter in den Armen ihrer Kinder und Gattinnen, Brüder von Brüdern, und Freunde von Freunden erdrosselt. Man sah zehenjährige katholische Kinder, welche kleinere protestantische Kinder in den Windeln umbrachten. Katholiken und Protestanten wurden überall vermischt; unter den Schlachtopfern fanden sich obrigkeitliche Personen, Gelehrte, sogar Priester, Weiber, gemeine Bürger, gute Katholiken, ruhige und bescheidene Männer. Man war schon Hugonott, wenn man Geld hatte, oder beneidete Aemter, oder

rachsüchtige Feinde, oder hungerige Erben. Zu Orleans wurden an dreitausend Menschen ermordet, zu Lyon neunhundert, zu Rouen fünf hundert, zu Bourdeaux zwei hundert und vier und siebenzig, zu Toulouse zweihundert, eben so viel in Meaux, der kleinen Städte und des platten Landes nicht zu gedenken. Das Morden in den Provinzen dauerte zwei Monate, und überhaupt soll sich die Zahl der Ermordeten, mit Inbegriff derer, die zu Paris umkamen, auf mehr als dreissig tausend belaufen haben.

Die Chroniken der französischen Städte sind voll von den unerhörtesten Schandthaten, die bei dieser Gelegenheit verübt wurden, und die man vor Grausen fast nicht nacherzählen kann. Vornemlich zeichnete sich in dieser Hinsicht Lyon aus. Auf die vom Hofe erhaltenen Depeschen ließ der Gouverneur dieser Stadt, Namens Mandelot zuerst durch einen Herold und Trommelschläger verkündigen, daß sich alle Hugonotten in seinem Hause einfinden sollten. Sie kamen ohne Verzug zu ihm, und auf der Stelle befahl er sie ins Gefängniß zu führen. Sie gehorchten, und wurden ihrer Anzahl wegen in verschiedene Kerker vertheilt. Darauf befahl Mandelot dem Scharfrichter der Stadt, er sollte mit einigen Gehülfen die Gefangenen hinrichten. Dieser aber antwortete: „ich richte nur gesetzlich verurtheilte Verbrecher hin; suchen Sie sich andere Leute zu solchen Mordthaten.“ Unwillig befahl der Gouverneur den Soldaten in der Citadelle, den Mord zu verrichten. Diese antworteten: „Wir brauchen unsere Waffen nur gegen Rebellen und Stöhrer der öffentlichen Ruhe.“ Ergrimmt über diese Widersetzlichkeit wandte er sich an Matrosen und Fleischer, und diese waren zu jedem Verbrechen bereit. Mit Beilen und Messern bewafnet stürzten sie in die Gefängnisse, und hackten den Unglücklichen, welche

mit

mit flehenden Händen um Schonung und Erbarmen baten, aus Muthwillen Finger und Aerme ab. In der ganzen Stadt erhob sich ein solches Geschrey und Geheul der Weiber und Kinder, daß gutdenkende Katholiken diese Grausamkeit verwünschten. Nicht Menschen, sondern reissende Thiere in Menschengestalt schienen in den Gefängnissen zu wüthen. Aus dem Hofe des erzbischöflichen Kerkers floß das noch warme und rauchende Blut durch die nächsten Strassen und bei hellem Tage in den Fluß.

In diesem erzbischöflichen Kerker befand sich unter andern ein alter Hutfabrikant nebst seinen zwei erwachsenen Söhnen, die er sorgfältig in der Religion unterwiesen hatte. Als er die Fleischer mit aufgehobenen Aexten auf sich zukommen sah, ermahnte er seine Söhne, sie sollten den ihnen von Gott bestimmten Tod gelassen erdulden; es sey dieß von jeher das Schicksal der christlichen Religion gewesen, und solche Opfer wären in der Kirche ganz gewönlich. In allen Jahrhunderten wären die Christen unter den Menschen wie Schaafe unter den Wölfen, wie Tauben unter den Geiern gewesen, und würden es bis ans Ende der Welt seyn. Darauf umarmte der Greis beide Söhne, und indem er mit ihnen auf seine Knie fiel, und mit lauter Stimme Gottes Barmherzikeit anrief, ward er von den Fleischern, sammt seinen Söhnen niedergemetzelt, und noch lange hernach gaben ihre fest in einander geschlungenen Körper vielen Menschen ein rührendes Schauspiel.

Am folgenden Tag ward der gröβte Theil der Leichname in den Fluß geworfen; die übrigen ließ Mandelot, um Aug und Herz an dem blutigen Schauspiele zu weiden, durch Schiffe an das jenseitige Ufer schaffen, und auf einem grünen Rasen aufhängen. Schaarenweiß begaben sich die Einwohnee der Stadt

 dahin,

dahin, weideten ihre Blicke an dem entsetzlichen Schauspiele, und ließen ihren Muthwillen noch an den Todten aus. Unter andern kamen auch einige Apotheker dahin, und bemerkten unter dem Haufen Todten auch einige fette Körper. Sie giengen sogleich zu den Fleischern, und sagten ihnen, daß man Menschenfett zu Arzneien brauche, und daß es hier etwas zu verdienen gäbe. Die Fleischer machten sich hurtig über die Leichen her, lasen die Fettesten aus, schnitten sie mit ihren Messern auf, und verkauften den Apothekern das herausgerissene Fett um baares Geld.

Es läßt sich leicht denken, daß alle Hugonotten, die den Händen ihrer Quäler entrinnen konnten, die Flucht ergriefen, und mit Zurücklassung ihrer Habe und Güter den Grenzen zueilten, oder sich bei ihren Freunden versteckten. Als Karl dieß erfuhr, befahl er, sie durch gütige Worte und Versprechungen zur Rückkehr zu bewegen. In Briefen, die er überall hinschickte, betheuerte er, daß er diese unmenschlichen Metzeleyen im höchsten Grade mißbillige, und daß er nicht unterlassen werde, diese Grausamkeiten aufs schärfste zu ahnden. Wenn der Admiral und einige Wenige mit Recht als Rebellen bestraft worden wären, so sey es unbillig, daß deßhalb so viele Unschuldige verfolgt würden. Viele ließen sich durch diese Briefe des Königes täuschen und kamen in ihre Städte zurück; allein kaum waren sie angekommen, so schleppte man sie in Gefängnisse, und schickte Henker aus dem niedrigsten Pöbel zu ihnen, die sie mit allen möglichen Martern umbrachten.

Zur Ehre der Menschheit und zum ewigen Brandmahl der Hauptstadt, gab es in den Provinzen doch noch hin und wieder edle Männer, die sich mit entschlossenem Muthe dem königlichen Befehle widersetzten, oder ihn gar nicht vollzogen. Als der Befehl

zur

zur Ermordung der Hugonotten nach Lizieux kam, und der Befehlshaber dem rechtschaffenen Bischofe Hennuyer davon Nachricht gab, sagte dieser: „Ich kann mich nicht entschliessen, meine, wenn gleich verirrten Schaafe auf diese Art hinschlachten zu lassen; ich hoffe sie wieder zurück zu bringen.“ Der Befehlshaber wird dringend. „Nein, Sie sollen diesen grausamen Befehl nicht zur Ausführung bringen, so lange mir Gott das Leben lassen wird.“ — „Aber es gilt meinen Kopf, wenn ich nicht gehorche.“ — „Ich nehme alles auf mich, ruft Hennuyer, der König wird meine Weigerung billigen.“ Zugleich überreicht er dem Befehlshaber einen schriftlichen Aufsatz, in welchem er sich als die einzige Ursache angiebt, daß die Befehle des Hofes noch nicht vollzogen worden. Die Hugonotten waren durch die Aufopferung dieses ehrwürdigen Prälaten so gerührt, daß sie aus freiem Triebe in den Schooß der Kirche zurückkehrten, und in wenig Jahren blieb nicht ein einziger in seinem Kirchspiele übrig.

Zwei Eilboten, die schleunig nach einander abgeschickt waren, brachten dem Grafen Charny in Bourgogne den traurigen Befehl zur Ausrottung der Hugonotten. In aller Eile versammelte er einen Rath. Mitten in der allgemeinen Ungewißheit erhebt der junge Advokat Jeannin seine Stimme. Er führt jenes schöne Gesetz des Kaisers Theodosius an, der bei seiner Gewissensfolter wegen Veranstaltung eines ähnlichen Blutbades in Thessalonich, den Befehlshabern verbietet, dergleichen Befehle früher, als nach einem Aufschube von dreissig Tagen zu vollziehen. Während dieser Zwischenzeit sollte man Abgeordnete an den Kaiser schicken, und um Bestätigung dieser von ihm eigenhändig geschriebenen Befehle bitten; dieß hieße der Reue Platz lassen. — Diese glückliche Anwendung

eines

eines fast unbekannten Gesetzes wirkte wie ein Schlag auf alle Gemüther, gewann allgemeinen Beifall, und ein einzelner Bürger hatte die Ehre sein Land zu retten; denn zwei Tage später kam ein Eilbote mit neuen Befehlen vom Könige, welche den vorigen zurück nahmen.

Der Befehlshaber Aspremont von Bajonne, ein Mann von heftiger Gemüthsart, aber dabei ein abgesagter Feind aller Niederträchtigkeiten, schrieb dem Könige: „Sire, ich habe Ew. Majestät Befehl Ihren getreuen Unterthanen und Garnisonstruppen bekannt gemacht; ich habe aber nur gute Bürger und brave Soldaten, und keinen einzigen Henker unter ihnen angetroffen. Einstimmig bitten wir also Eure Majestät unterthänigst, unser Leben, unsere Dienstfertigkeit bei den gefährlichsten, aber nicht bei unmöglichen Unternehmungen, auf die Probe zu setzen.“

So weit mußte es kommen, daß Gehorchende dem Befehlenden Achtung für eine Pflicht abzwangen, die eine unumschränkte Macht unter die Füße rollte, aber eben so weit mußte es kommen, daß dieser Monarch, der das Meisterstück seiner Verruchtheit in der Bartholomäusnacht schon vollendet hatte, kleinere Bubenstücke als Spiel und Belustigung seiner schwarzen Seele ansehen, und Männer, die ihm den reinen Spiegel seines Herzens vorhielten, von der Erde vertilgen mußte, um von ihren lauten Vorwürfen nicht mehr in dem wollüstigen Bluttaumel gestört zu werden. Der schnelle Tod einiger dieser edelmüthigen Menschen läßt mit Wahrscheinlichkeit auf Vergiftung schließen.

Ein Beispiel anderer Art, aber von gleicher Würde mit den vorigen, mag hier nicht zur Unzeit erzählt werden; die Tugend war damals so selten, daß man Beweise von derselben nicht zu sehr vervielfältigen kann. — Bezins, Befehlshaber von Quercy, ein

ein sehr eifriger Katholik, dabei von wildem und rachsüchtigem Charakter hatte einem protestantischen Edelmanne, Regnier, von welchem er beleidigt worden zu seyn glaubte, Vergeltung geschworen. Als er am Bartholomäustage erfuhr, daß sein Todfeind in der größten Gefahr stehe, und daß bereits sein Haus von Meuchelmördern umringt sey, eilt er an der Spitze einiger Reuter hin, zerstreut die Haufen, erbricht Regniers Thüre, und mit blossem Degen in der Hand tritt er in sein Zimmer, von zwei Bewafneten begleitet. Bei diesem Anblicke hält sich Regnier für verloren, und ruft: „Stoß zu, mein Leben soll dir nicht theuer werden!“ Hierauf wirft er sich zur Erde, und empfiehlt dem Himmel die Sorge für seine Rache. Mit entscheidendem Tone gebietet ihm Bezins, aufzustehen und ihm zu folgen; er gehorcht zitternd, sie gehen mit einander herunter, Bezins heißt ihn ein spanisches Pferd besteigen, reitet mit ihm durch den erstaunten Haufen der Mörder, und ohne anzuhalten, ohne ein einziges Wort mit ihm zu sprechen, bringt er ihn bis auf sein Landgut in Quercy. Als sie hier angekommen waren, sagte er zu ihm: „Hier bist du sicher; jetzt können wir, wenn du Lust hast, unsern Zwist mit gleichen Waffen entscheiden.“ — „Mein guter Bezins, erwiederte Regnier, ich habe weder Kraft noch Muth mehr gegen dich übrig; dein Edelmuth hat mein Herz und meine Hand entwafnet.“ Zugleich stürzt er seinem Wohlthäter in die Arme, und seit der Zeit blieben sie unveränderliche Freunde.

9.

Der König sucht die Schuld des Blutbades von sich abzulehnen. Neue Ungerechtigkeiten gegen den ermordeten Admiral und seine Freunde.

Das Verbrechen ist immer bereit, die Schuld seiner Vergehungen auf andere zu schieben, und sich in den Mantel der Unschuld zu hüllen. So Karl, der nicht für den Urheber des entsetzlichen Blutbades angesehen seyn wollte. Den Fanatikern unter den Katholiken und dem rasenden Pöbel hatte er nun wohl ein angenehmes Fest bereitet, allein er konnte sich es doch nicht verbergen, daß es auch an rechtschaffenen und achtungswürdigen Männern nicht fehlte, denen die nichtswürdige Art, wie man mit den Hugonotten verfahren war, abscheulich vorkommen mußte. Mit welchem Gesicht er diesen unter die Augen tretten sollte, darüber war er einige Zeit unentschlossen. Anfangs hatte er sich vorgenommen, die Schuld und den ganzen Haß des Pariser Blutbades auf den Herzog von Guise zu werfen, der den Tod seines Vaters habe rächen wollen. Deswegen schickte er an die Statthalter seiner Provinzen, nach England, Deutschland und in die Schweiz Kouriere, durch die er verbreiten ließ, daß in Paris, zu seinem großen Leidwesen, ein großer Auftuhr und eine Empörung ausgebrochen sey. Der Herzog von Guise habe den Pöbel aufgewiegelt, und mit Bewafneten die dem Admiral zugetheilte Sicherheitswache angefallen, sey in das Haus eingebrochen, und habe ihn sammt allen seinen Hausgenossen ermordet; mit genauer Noth habe der König sein Schloß, worinn er sich mit seiner Mutter und seinen Brüdern befunden, vor jener Gefahr befreit erhalten.

Karl

Karl war aber immer das Organ und blinde Werkzeug seiner Mutter, und er mußte jetzt auch die Inkonsequenzen ihrer Grausamkeit verantworten. Sie stellte ihm vor, daß es höchst unvorsichtig gehandelt sey, sich die Guisen zu Feinde zu machen, die den aus dem Blutbade entspringenden Haß gewiß nicht allein auf sich ruhen lassen würden. Es sey aber auch sehr unmännlich, einen kräftigen Streich nicht auf sich nehmen zu wollen, der doch so nothwendig gewesen sey.

Karl wankte einige Zeit hin und her, und wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte; doch seiner Mutter Vorstellungen besiegten jede Bedenklichkeit. Sie flößte ihm den kühnen Gedanken ein, die Schuld nicht auf den Herzog von Guise, sondern — auf Coligni zu schieben. Dieser Rebelle sey eigentlich an dem Blutbade Schuld; er habe eine Verschwörung gegen das königliche Haus angezettelt, und nicht nur den König selbst, sondern auch den König von Navarra ermorden wollen. Man trieb den Widerspruch so weit, daß man vorgab, der Admiral habe von den Anhängern seiner Parthey sich zum Könige erklären lassen. Und zufolge dieser herrlichen Entdekung wurden nach den ersten Briefen schnell andere abgesandt, in welchen der König ausdrücklich sagte, die Ermordung des Admirals, seiner Anhänger und Mitschuldigen sey auf seinen sehr bestimmten Befehl geschehen. Man äußerte die unvernünftigste Freude über die Errettung aus einer eingebildeten Gefahr. Die Gesandten erhielten den Auftrag, den ganzen Vorgang zu rechtfertigen, und man schickte ihnen zu dem Ende falsche Nachrichten und Berichte zu.

Der König selbst verfügte sich inzwischen in Begleitung aller Prinzen und Höflinge am dritten Tage nach dem Tode des Admirals, während das Niedermetzeln

metzeln seiner Anhänger noch nicht ganz aufhörte, in das Parlament, um daselbst eine feierliche Sitzung zu halten. In einer weitläuftigen Rede legte er hier die Gründe vor, welche ihn zur Ausrottung dieser Rebellen bewogen hätten, die beständig damit umgegangen wären, Verschwörungen gegen seine Person und das Königreich zu unternehmen. Er habe ihnen so oft ihre begangenen Ausschweifungen verziehen, sie seyen aber immer als Meineidige in neue Verschwörungen zurück gefallen. Endlich sey er in die Nothwendigkeit versetzt worden, denselben zuvor zu kommen: denn er habe gleichsam wie durch ein Wunderwerk die Verschwörung entdeckt, vermöge welcher sie ihm das Leben nehmen wollen; sie sey nicht nur allein gegen seine Person, sondern auch gegen seine Mutter, die Herzoge von Anjou und Alençon, und gegen den König von Navarra selbst gerichtet gewesen, welchen sie nicht weniger als die andern für ihren Feind hielten, weil er sich von ihrer Verbindung losgerissen habe. Er komme also, das Parlament davon zu unterrichten, damit es mit der nemlichen Strenge gegen diejenigen verführe, die in diese schröckliche Verschwörung verwickelt seyen, und der ganzen Welt die nothwendigen und gerechten Beweggründe bekannt machten, welche ihn zu einer so strengen Gerechtigkeit und schweren Rache gezwungen hätten.

Nach dieser Rede, in welcher der König sich überhaupt viele Mühe gab zu beweisen, daß dieses Blutbad nicht die Wirkung eines vorher entworfenen Planes, sondern des Zufalls und der Nothwendigkeit gewesen sey, befahl er, in den Akten dieses Gerichtshofes die Erklärung zu registriren, daß das, was in Paris und in den andern Städten des Reichs gegen den Admiral geschehen, auf seinen ausdrücklichen Befehl vollzogen worden sey. Endlich ließ er nicht al-

lein im Parlamente, sondern auch durch alle Strassen der Stadt bekannt machen, dem Blutvergiessen ein Ende zu machen, da das bis jetzt vergossene Blut für die gerechte Sache schon hinreiche. In Paris verstand es sich von selbst, denn hier waren alle Hugonotten schon aufgerieben worden; aber in den übrigen Städten, wo die Befehle spater ankamen, vollstreckte man dieselben, der Entfernung der Oerter gemäß, mit mehr oder weniger Geschwindigkeit und Nachdruck.

Das Parlament befaßte sich gierig mit dem Auftrage, gegen die Hugonotten zu verfahren, und das Andenken an Coligni zu verdammen. Es publicirte einen Spruch, wodurch er als Hochverräther, als Feind des Friedens und der öffentlichen Ruhe, als Urheber und Seele der Verschwörung wider den Thron, verdammt, seine Güter konfiszirt, sein Andenken als infamirend, sein Name für ausgestrichen aus der Liste der Lebendigen erklärt wurde. Sein Körper, oder sein Potrait, sollte von dem Henker durch alle Strassen geschleift, an einem lichten Galgen aufgeknüpft, sein Wappen an Pferdeschweife gebunden durch alle Städte des Königreichs gezogen, alle Ehrendenkmahle durch die Hand des Schinders zerschlagen und zerbrochen, sein Schloß zu Chatillon völlig geschleift, die Bäume des Parks zur Hälfte abgeschnitten, Salz auf die Stätte gestreuet, und auf dem Hofe eine Säule mit einer großen Kupferplatte errichtet werden, worauf dieses Urtheil eingegraben wäre. Eben so sollten seine Kinder entadelt, erbunfähig und Dienst unwürdig erklärt, und alle ihre Besitzungen eingezogen werden. Der König schickte dem zu folge sogleich den Bannrichter ab, um die Wittwe und Kinder des Admirals gefangen zu nehmen; aber sie hatte schon mit ihren erwachsenen Kindern und einigen Vertrau-

ten

ten die Flucht nach Genf ergriffen, von wo sie sich nach Bern der größern Sicherheit wegen begaben. Die übrigen Kinder des Admirals, welche noch sehr klein und jung waren, wurden nach Hofe gebracht, wo sie in ihrem zarten Alter jenes Schicksal erfahren mußten, welches bei der Wandelbarkeit der menschlichen Dinge den Sturz und Untergang großer Familien zu begleiten pflegt.

Um der aus der Luft gegriffenen Verschwörung des Admirals einigen Schein von Wahrscheinlichkeit zu geben, fehlte jetzt nichts weiter, als daß man noch einige sogenannte Mitverschworne ergrief und am Leben strafte. Das geschah auch ohne Verzug. Man rieß mit Gewalt zwei alte Freunde Colignis aus dem Pallaste des englischen Gesandten, wohin sie sich am Bartholomäustage geflüchtet hatten. Der eine, Namens Briquenaut, war ein würdiger Greis, ein rechtschaffener Mann, guter Franzose, tapferer Krieger und geschickter Geschäftsführer; der andere, Cavagnes, war eine untadelhafte obrigkeitliche Person, von eben so großen Talenten als Redlichkeit. Beide wurden augenblicklich in den Kerker geschleppt, und hier drohte man ihnen mit der Tortur und allen Martern und Qualen des Körpers, wenn sie nicht auf der Stelle ein Bekenntniß unterschrieben, daß sie sich mit dem Admiral verschworen hätten, den König, seine Brüder, die Königin Mutter und den König von Navarra umzubringen; allein sie riefen einmüthig, daß sie, wenn es so des Königs Wille sey, den Tod mit standhaftem Gemüthe erleiden wollten; eine solche Schinderei könnten sie ohnedieß nicht länger mit ansehen; sie baten inständig um Nachlaß der Tortur, fügten aber hinzu, daß sie im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes, entschlossen wären, viel eher die grausamsten Schmerzen zu erdulden, als solch eine

Beschim-

Beschimpfung auf sich zu laden, und sich durch eine Lüge zu diesem Bubenstück zu bekennen. Ihre ersten Richter hörten ihr Schreien und ihre Vertheidigung nicht ohne Furcht vor der Stimme des Publikums, und glaubten sich durch Verurtheilung dieser Unschuldigen zu brandmarken; man setzte daher in aller Eil neue Richter an ihre Stelle. Diesen ward ein Henker und ein Sekretair, die man am geschicktesten dazu glaubte, beigesellt. Briquenaut und Cavagnes, durch Verdrehungen ihrer Aussagen verurtheilt, wurden ohne allen Verzug auf dem größten Platz der Stadt, und im Angesicht vieler tausend Menschen, zum Galgen geschleppt. Zu diesem Schauspiele führte die Königinn Mutter den König, ihre übrigen Söhne, und den König von Navarra hin. Da man es zu diesem letzten Akt für nothwendig hielt, daß Briquenaut vor dem ganzen Volke, den König um Verzeihung bitte, so wurden einige an ihn geschickt, die ihm an die Hand geben sollten, es stünde in seiner Gewalt, sein Leben ohne Schwierigkeit zu erkaufen; der König sey von Natur gütig und mitleidig, wenn er ihn um Verzeihung bäte, und sein Verbrechen gestünde, so würde er diese Vergebung leicht erhalten. Allein Briquenaut antwortete mit Standhaftigkeit und Seelengröße: „Nicht ich, sondern der König hat wegen einer solchen Beleidigung Verzeihung zu suchen; könnte ihm nur der Himmel ein so großes Verbrechen verzeihen!“ Die beiden Freunde ermunterten einander gegenseitig, den Tod mit Standhaftigkeit zu ertragen, unerschrocken giengen sie demselben entgegen. Nur als man dem Krieger diejenige Stelle in seinem Urtheile vorlas, in welcher von seinen Kindern die Rede war, welche man ihres Standes entsetzte, und für unehrlich erklärte, nur dann rief er: „Meine Kinder, meine Kinder, was ha-

ben die gethan, um mit einer solchen Härte behandelt zu werden?" Endlich wurden die beiden Freunde aus ihren Umarmungen gerissen, der Henker warf ihnen den Strick um den Hals, sie wurden von den Leitern herabgestossen und gehenkt. Zu gleicher Zeit wurde ein Strohmann, der den Admiral vorstellte, bei den Füßen an Galgen geknüpft.

Diese schändliche Exekution war gleichsam die Krone aller übrigen. Allein die Urheber derselben ernbeten die gehoften Vortheile davon nicht; sie wurden nur so viel verhaßter, und fanden bei niemand Glauben. Alle, welche nicht von Religionshaß eingenommen waren, urtheilten schon damals, Frankreich habe zu dieser Zeit keinen größern Mann gehabt, als den Admiral Coligni. Ohngefehr zehntausend Hugonotten; die wegen des über ihre Parthey ergangenen Blutbades, sich in fremde Länder flüchteten, bereiteten daselbst mit ungemeiner Bewunderung, sein Lob, und zugleich den Abscheu gegen eine Regierung aus, die ihn so verrätherisch getödtet hatte. Sie fanden aber auch daselbst viele Tausende, die ehemals unter dem Admiral in Frankreich Kriegsdienste gethan, und bei ihrer Zurückkunft von ihm mit einer seltenen Ehrerbietung, als von einem Manne gesprochen hatten, bei dem Klugheit und Tapferkeit im engsten Bunde stünden. Die Nachwelt findet durchaus keinen Grund, diesem Urtheile zu widersprechen. Den größern Theil seines Lebens wendete er dazu an, der Religion, welche er für die wahre hielt, Sicherheit zu verschaffen, zog nur gezwungen für dieselbe das Schwerdt, erduldete für sie unzählige Gefahren und Mühseligkeiten, und opferte ihr endlich das Leben auf. So groß er auch als Feldherr war, so liebte er doch den Frieden mehr als den Krieg. Die Umstände, unter denen er Heere anführte, vermehrten den Ruhm seiner Thaten. Mit

einer

einer so schwachen, dürftigen und fast immer in einer nachtheiligen Stellung begriffenen Parthey, an deren Spitze er stund, wär' es nichts unerwartetes gewesen, ihn durchaus unglücklich zu sehen; und er stellte doch stets ihre Angelegenheiten wieder her. Als ihr Oberhaupt zeigte er auch seine Uneigennützigkeit aufs überzeugendste; statt nach gemeiner Sitte diese Gelegenheit zur Selbstbereicherung zu benutzen, opferte er vielmehr sein eigenes Vermögen auf, und hinterließ ansehnliche Schulden.

Der feurige Eifer, mit dem Coligni seiner Religion ergeben war, würd' ihm weniger zur Ehre gereichen, wenn er nur aus einer abergläubisch schwärmerischen Andacht, Verfolgungsgeist und grimmigen Haß anderer christlichen Partheyen zusammengesetzt gewesen wäre. Aber diese Eigenschaften des Religions-Eifers waren es eben, über die er sich beklagte; weil die Feinde seines Glaubens keinen andern kannten. Seine sanfte Seele übte die Pflichten der Religion, der er aus Ueberzeugung anhieng. Seine Rechtschaffenheit war so bewundert, selbst von vielen Katholischen, daß man behauptete, dieses Beispiel allein würde einen großen Theil der letztern in Frankreich dahin gebracht haben, die protestantische Religion anzunehmen, wenn sie nicht die Furcht vor Verfolgungen und Martern zurückgehalten hätte. In seinem häußlichen Leben herrschte insbesondere ein gewisser Geist der Andacht, der aber keineswegs die Stelle seiner Geschäfte einnahm, sondern sie belebte und ehrwürdiger machte. Er übte, selbst im Getümmel des Krieges, eine seltene Herrschaft über seine Leidenschaften aus, und sein stets ruhiges und heiteres Gesicht, der sanfte Ton seiner Stimme, und sein wohlwollendes Herz gewann ihm die Achtung und Liebe aller, die ihn kannten.

So schildern zuverläßige Zeugen den Mann, den Karl mit barbarischer Grausamkeit in seinem sechs und fünfzigsten Jahre ermorden ließ, und dessen Andenken er auf jede Art zu beschimpfen trachtete.

10.

Ergötzungen, Feste, Danksagungen, Münzen, Vertheidigungen der Bartholomäusnacht.

Die Nachricht von der Pariser Bluthochzeit erregte in dem größten Theile des gesitteten Europa Schauer und Entsetzen. Karls Schwiegervater, der Kaiser Maximilian der Zweite, schrieb: „Wollte Gott, mein Tochtermann hätte mich zu Rathe gezogen, ich wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben, daß er dieses gewißlich nimmermehr mit meinem Rathe gethan hätte.“ Er nannte das Blutbad ein schändliches, tyrannisches Verfahren, das den König nur in sofern entschuldige, als er nicht selbst regiere, das heißt, nach einer persischen Regierungsmaxime: einen Degen in der Hand haben, den ein dritter willkührlich zum Mord lenkt, und doch unschuldig seyn wollen.

Ganz anders waren die Empfindungen, die in Madrid und Rom laut wurden. Hier ward die Nachricht von der Pariser Bluthochzeit mit jubelndem Zurufe empfangen. Der König von Spanien, Philipp der Zweite, die Geißel seiner Unterthanen und des ganzen Europa, umarmte den Kourier, und beschenkte ihn herrlich. Seine sonst undurchdringliche Stirn wurde zum erstenmal das Bild seiner Seele — er freute sich. Der Eifer, wovon er entbrannte, war ein verzehrendes Feuer, und er schmeichelte sich mit der Hoffnung, nun bald in den niederländischen Provinzen

zen das Inquisitionsgericht einzuführen, welches die ihm so verhaßte Stimme der Freiheit völlig ersticken sollte. Anfangs konnte er das, was er so sehnlich wünschte, nemlich die Ermordung aller Häupter der Hugonotten, nicht glauben; allein ein von Karl dem Neunten eigenhändig geschriebener Brief benahm ihm endlich alle Zweifel, und nur von dieser Stunde an glaubte er, daß der König von Frankreich zu regieren anfienge. Am Hofe zu Madrid las man eine feierliche Lobrede auf das pariser Mordfest ab, unter dem Titel des Triumphs der streitenden Kirche.

Noch lauter äußerte sich die Freude am päbstlichen Hofe. Schon lange hatte der heilige Vater die Unruhen in Frankreich genährt, und die Unterdrükkung der verhaßten Hugonotten befördert. Von einer Zeit zur andern hatte er Truppen und Geld, Bullen und Reliquien an die Häupter der katholischen Parthey gesandt, um ihren Fanatismus anzufachen. Bei dem Empfange des Briefes von Karl dem Neunten, welcher die glückliche Ausführung des Mordplanes berichtete, konnte Gregor der Dreizehnte seine Freude nicht verbergen. „Herrliche Nachricht! fröhliche Zeitung, rief er voll Entzücken: alle Lutheraner sind ermordet, ausgenommen drei Vendometten (unter diesem verächtlichen Ausdrucke deutete er auf die drei Prinzen aus dem Hause Bourbon, Vendome, den König von Navarra, Conde und den Prinzen von Conti) welchen der König, in Rücksicht auf seine Schwester, verziehen hat.“ Am Abende werden auf der Engelsburg die Kanonen gelöst, und auf allen Strassen von Rom brennen Freudenfeuer; der Pabst verordnet ein Jubelfest und einen feyerlichen Umgang, welchem er in eigener Person beiwohnt, um Gott wegen dieses glücklichen Erfolges zu danken. Er schickt einen ausserordentlichen Nuntius nach Frankreich, um dem Kö-

nige seine Freude darüber zu bezeugen, daß er mit so leichter Mühe alle Ketzer in einem und demselben Netze gefangen habe. Münzen werden in Rom geschlagen, zum Zeichen der Genehmigung dieses Blutbades, und zur Verewigung des Andenkens an dasselbe; auf der einen Seite erblickt man das Brustbild des Pabstes, auf der Kehrseite einen Würgengel, in der einen Hand ein Kreuz, in der andern ein Schwerdt, mit welchem er alle sogenannten Protestanten unter den Franzosen ermordet; mit der Umschrift: Hugonotorum strages (Hugonotten-Niederlage). Kurz, man vergaß nichts, um mit diesem großen Triumphe der römischen Kirche, der streitenden Kirche über ihre Feinde, ein Gepränge zu machen; und um einen, dem Pabste so angenehmen Auftritt, in beständiger Erinnerung zu erhalten, ließ man ein Gemählde davon verfertigen, welches im Saale des Vatikans aufgestellt wurde.

Eine hohe Wonne über die pariser Blutscenen empfand auch der Kardinal von Lothringen, der sie zum Theil als sein Werk ansehen konnte. Er befand sich gerade in Rom, als die Nachricht vom Bartholomäusblutbade daselbst ankam, er war so übernommen von Freude über die Gewißheit des guten Erfolges dieser Metzeley, daß er tausend Thaler in Golde dem Edelmann geben ließ, welchen der Herzog von Aumale, sein Bruder, an ihn abgeschickt hatte, um ihm diese angenehme Zeitung zu überbringen. Auf seinen Betrieb veranstaltete der Papst Feierlichkeiten, Freudenfeste und öffentliche Umgänge: einer der letztern wurde in der Kirche des heiligen Ludwigs, des Schutzheiligen von Frankreich, gehalten, welchem die hohe Geistlichkeit mit dem ganzen römischen Adel beiwohnte; der Kardinal verrichtete hier das Hochamt mit allem Pompe und Gepränge, welches ihn bis an

den

den Fuß der Altäre begleitete. An der Vorderseite stand eine Innschrift folgenden Innhalts: „Der Kardinal von Lothringen bringt, im Namen des allerchristlichsten Königs, Karls des Neunten, Gott seinen Dank, und wünschet unserm heiligen Vater, dem Pabste Gregor dem Dreizehenten, und dem Heiligen Kollegium der Kardinäle, Glück, wegen des erstaunenswürdigen und unglaublichen Erfolgs der Rathschläge des heiligen Stuhls, seiner abgeschickten Hülfe, und der Bitten und Gelübde, welche seine Heiligkeit seit zwölf Jahren unaufhörlich dargebracht hatten.“ — Durch diesen schönen Eifer hoffte sich der Kardinal würdig zu machen, einmal die dreifache Krone zu erhalten; aber der Himmel wollte nicht, daß er diesen schröcklichen Entwurf lange überleben sollte. Zu Avignon wollte er, zwei Jahre spater, bei einem feierlichen Umgange, das Kreuz tragen, und bekam dabei einen Schnupfen, der ihn nach wenigen Tagen zum Grabe brachte. Sein Sohn, dieß Denkmal seiner öffentlichen Liebschaft — denn sein Eifer und seine Andacht erstreckten sich nicht bis auf die Besserung seiner Sitten; er hielt öffentlich eine berühmte italiänische Kourtisane, welche die schöne Römerinn genannt wurde — sein Sohn folgte ihm in der Abtey von Clugny, welche in seiner Familie gleichsam erblich wurde.

An Karls Hofe wurden ebenfalls glänzende Feste gefeiert, und jeder rechtglaubige Katholik hielt es für seine Pflicht, Gott für die Ausrottung der Ketzerbrut recht innbrünnstig zu danken. Karl selbst wohnte einer feierlichen Messe bei, welche zur Danksagung für den über die Hugonotten erlangten Sieg gehalten wurde. Darauf wurde ein außerordentliches Jubel-Fest mit allgemeinen Processionen angeordnet, dem der König, die Königinn, seine Mutter, seine Brü-

 der

der und der ganze Hof in grossem Gepränge beiwohnten; nicht, um Gott wegen solcher Mordthaten um Verzeihung zu bitten, sondern ihm dafür zu danken, als wenn sie auf seine Eingebung, oder zu seinem Dienst geschehen wären. Es wurde über dieß verordnet, daß alle Jahre an dem nemlichen Tage ein ähnlicher Umgang gehalten werden sollte, und ein feierliches Fest wurde angesetzt, um das Andenken dieser Begebenheit zu verewigen. Erst nach zwanzig Jahren fieng man an, sich solcher abscheulichen Ausschweifungen zu schämen, und jene schaudervollen Feste, welche nur Kannibalen würdig sind, abzuschaffen.

Schon am Batholomäustage selbst war der König und seine Brüder, die drei Königinnen, nemlich Katharine von Medicis, die Königinn von Navarra, ihre Tochter, und Elisabeth von Oesterreich, Karls Gemahlin, nebst allen Hofdamen auf den Kirchhof der Unschuldigen gegangen, um einen Weißdorn zu sehen, der an diesem Tage geblüht hatte, als wenn dieses ein so großes Wunder im Monate August gewesen wäre. Man schrie von außerordentlichen Zeichen; der Himmel, sagte man, schien durch seine Heiterkeit seine Freude über den Tod der Hugonotten, seiner größten Feinde, zu äußern. Er zeigte dadurch, daß ihm das dargebrachte Opfer angenehm gewesen. Das Gerücht von diesem vermeinten Wunder, und die erkünstelte Aufmerksamkeit, welche der Hof auf diesen Umstand blicken ließ, vermehrte noch die Wuth des Volks. Fünfhundert Degen wurden gezogen, um nur Zweige von dem kostbaren Strauche zu bekommen, aus welchem die Unwissenheit, der Wahnsinn und der Aberglaube eben so viele Heiligthümer machte. So wahr ist es, daß, wenn die Gemüther einmal erhitzt sind, die geringfügigsten Dinge hinreichen,

chen, um dem Aberglauben und dem Fanatismus neue Waffen in die Hand zu geben.

Die großen Thaten in der Blutnacht wurden auch durch öffentliche Denkmale und Münzen geheiliget. Eine dieser Münzen stellte den König auf seinem Throne sitzend vor, in der rechten Hand einen blossen Degen, in der linken einen Scepter der Gerechtigkeit, mit den Füssen trat er auf Rebellen, und die Umschrift: Tapferkeit gegen Rebellen (Virtus in Rebelles). Auf der Kehrseite stunden zwei Säulen, das Bild der Redlichkeit, welches von dem falschen Menschen, der je gelebt hatte, geführt wurde, mit diesen Worten: Redlichkeit erweckte das Recht (Pietas excitavit iustitium). Man prägte noch andere, auf welche man, um von dem großen Haufen besser verstanden zu werden, wider die Gewohnheit, eine französische Innschrift setzte. Um das Bildniß des Königs standen die Worte: Karl der Neunte, Besieger der Rebellen (Charles IX, dompteur des Rebelles). Die Kehrseite stellte einen Herkules vor, der mit der einen Hand eine Fackel, mit der andern eine Keule hielt, und mit dem hundertköpfigen Ungeheuer kämpfte.

Um endlich die betrügerische Rolle vollends auszuspielen, kaufte der Hof feile Federn, wie sie sich zu allen Zeiten finden, die immer bereit sind, ihre Galle und ihre Wuth für irgend einen Preis abzulassen. Aber alle diese Beweise täuschten niemanden, und ihre treulosen Urheber wurden in den Augen aller Redlichgesinnten nur desto verhaßter.

II.

Bekehrung des Königs von Navarra und des Prinzen von Conde. Vierter Bürgerkrieg. Leiden der Einwohner von Sancerre.

Blutige und gewaltsame Mittel bringen selten die gewünschte Wirkung hevor; die Hartnäckigkeit der Menschen oder die göttliche Vorsehung zertrümmern die Anschläge der Grausamkeit. Das mußte auch Karl, so sehr ihn das Gelingen seiner Plane in der Bartholomäusnacht erfreute, erfahren. Er sah bald ein, daß mit dem ganzen Blutbade wenig oder nichts gethan wäre, so lange der König von Navarra und der Prinz von Conde der protestantischen Religion zugethan blieben. Die Anhänglichkeit derselben an ihre Religion war ein Triumph über die fürchterliche Macht des Königs, der härteste Vorwurf auf das vergossene Blut, und die kräftigste Aufforderung für alle Hugonotten, sich unter ihre Fahne zu vereinigen. Katharine von Medicis und der Staatsrath hatten gehofft, daß das Reich, wenn nur erst Navarra und Conde der Parthei der Hugonottten entzogen, und den Misvergnügten alle Hofnung zur Unterstützung benommen wäre, von allen bösen Säften sich reinigen würde, welche dessen Ruhe so lange gestört hätten. Alle erkannten demnach die Nothwendigkeit, die Bekehrung der Prinzen zu bewirken, es koste was es wolle.

Karl hoffte einige Zeit, die Schreckensscenen würden von selbst die Hartnäckigkeit Condes und Navarras beugen, und sie würden durch ein freiwilliges Abschwören seinen Sieg vollkommen machen. Er hatte ihnen einen Termin von drei Tagen gesetzt, daß sie

eine

eine bestimmte Erklärung von sich geben müßten; allein jetzt waren schon dreizehn Tage über diesen Termin verflossen, und noch zeigte sich keine Spur von der Aenderung ihrer Gesinnungen. Er beschied daher den Prinzen von Conde, dessen Hartsinn er am meisten befürchtete, vor sich. „Wählen Sie, grinzte er, unter drei Dingen, der Messe, dem Tod oder ewigem Gefängniß.“ — „Gott gefällt es nicht, erwiederte Conde, das erste zu wählen; in Ansehung der zwei letzten Stücke unterwerfe ich mich der Willkühr Eurer Majestät; die Vorsehung möge ihre Wahl leiten.“ Diese äußerst bescheidene Antwort besänftigte das stürmische Aufbrausen des Königs wider seinen eigenen Willen; gern hätte er sich seiner natürlichen Wildheit, als dem geprüftesten Mittel zur gewissen Erreichung seines Zwecks überlassen; allein Conde hatte ihm durch seine Gelassenheit ein gewisses Ehrgefühl erweckt, das die Raserei seines Zorns unterbrach. Zu feig, etwas weiter zu unternehmen, suchte er bei der Intrigue seiner Mutter seine Zuflucht, und so war bald durch Furcht oder Geld ein Prediger bestochen, der von der hugonottischen Religion zur katholischen übergetreten war, und der das Glück der erkannten Wahrheit mit seiner unwiderstehlichen Beredsamkeit nicht feurig genug zu schildern wußte. Dieß verschaffte den Prinzen einen scheinbaren Vorwand, sich auf eine gute Art in den Schooß der Kirche zu werfen, da sie wohl sahen, daß ihr Leben ausserdem in steter Gefahr schwebe. Der König von Navarra beschloß, sich zuerst in die Zeitumstände zu fügen, und sich mit weniger Widersetzlichkeit und einer gewissen Geradheit mit der Kirche zu versöhnen. Die meisten seiner Diener, welche von der allgemeinen Niederlage übrig geblieben waren, folgten seinem Beispiele. Erst nach wiederholten Drohungen, Ueberredungen, und andern

in

in Bewegung gesetzten Springfedern entschloß sich Conde, in die Messe zu gehen.

Das war für Rom ein Triumph, der nicht grösser hätte seyn können, weil nun die gänzliche Vernichtung der Hugonotten außer Zweifel gesetzt schien. Noch feierte man in der Hauptstadt der katholischen Welt die Höllenfahrt der Bartholomäusnacht durch Processionen, Messen und Stadtbeleuchtungen, als Briefe von den beiden Erzketzern Conde und Navarra einliefen, worinn sie ihre langen Irthümer bereueten, und den Pabst, als Christus Statthalter und Ausspender der Gnaden, baten, sie in den Schooß der Kirche aufzunehmen, und sie in Ansehung der Grade der Verwandschaft, die zwischen ihnen und ihren Weibern bestünden, loszusprechen. Der heilige Vater antwortete ihnen mit den innigsten Versicherungen einer wahren Freundschaft, und überschickte die nachgesuchte Dispensation über eine schon geschlossene Ehe. Um alle Zweifel in Ansehung seiner Bekehrung zu heben, ließ der König von Navarra zwei Edikte ausgehen, wodurch er die Annahme der katholischen Religion in dem Umfange seines Gebiets befahl, und alle protestantischen Diener ihrer Stellen entsetzte.

Der König Karl und seine Mutter faßten seit der Bekehrung Condes und Navarra's die stärksten Hofnungen für die Ruhe des Reichs, und freuten sich der genommenen Maaßregeln. Aber eitel waren ihre Hofnungen, und ein baldiges Erwachen folgte auf den sorglosen Schlummer, worein die leichtglaubige Trunkenheit die königliche Parthey eingewiegt hatte. Diejenigen Hugonotten, welche durch allerhand Wege und Zufälle der allgemeinen Niederlage entronnen, und zum katholischen Glauben nicht übergegangen waren, bemächtigten sich der wichtigsten Plätze des Reichs, und von der unüberwindlichen Verzweiflung unterstützt,

verthei-

vertheidigten sie sich heftiger als jemals. Der unauslöschlichste, bitterste Groll trennte nunmehro Herzen, die im Begriff gestanden waren, sich auszusöhnen, und es entstand ein vierter bürgerlicher Krieg.

Drei furchtbare Armeen marschirten gegen ein empörtes Volk, ohne es bezwingen zu können. Fast überall, wo die Zahl der Hugonotten die stärkere war, griffen sie zu den Waffen, und trafen die kühnsten Anstalten zu ihrer Vertheidigung, entschlossen, lieber das Leben als ihren Glauben aufzuopfern. Ein Beispiel der hartnäckigsten Vertheidigung gaben unter andern vornemlich die Einwohner der kleinen Stadt Sancerre, während der achtmonatlichen Belagerung derselben. Mit der bewundernswürdigsten Ausdauer erduldeten sie alle Drangsale der entsetzlichsten Hungersnoth, die wohl je eine eingeschlossene Stadt ausgestanden hat. Nachdem alles eßbare Vieh getödtet war, mußten die Pferde, dann die Katzen und Hunde, ja die Ratten und Mäuse in die Fleischbank geliefert werden, wo das Fleisch derselben Pfundweise theuer verkauft wurde. Arme Leute steckten die Mäuse und Ratten, die sie in ihren Häusern erwischen konnten, ohne sie abzuhäuten und auszunehmen, in den Topf, und dankten Gott mit Thränen, daß er ihnen noch diese Nahrung zuführe. Als auch das Fleisch alles verzehrt war, suchte man die Häute hervor, weichte sie ein, machte sie durch Essig mürbe, zerschnitt sie in kleine Stückchen, und aß sie gekocht, wie Kaldaunen. Ja altes, selbst beschriebenes und bedrucktes Pergament, Acten und Bücher, Riemen, Sattelzeug und lederne Beutel, wurden auf ähnliche Weise zubereitet, auch wohl mit Lichtertalg fett gemacht, und dann begierig verschlungen. Mancher Bissen Papiers oder Pergaments ward verschluckt, auf dem trotz dem langen Kochen die Worte noch zu lesen waren.

waren. Weiber und Kinder sahe man auf den Misthäufen herumkriechen, und alte Knochen, Pferde-, Schweins- und Ochsenhufen heraussuchen, die man zerstampfte und kochte, um sie gleichfalls zu essen. Ja zuletzt lernte man den Schweinen die Kunst ab, sich von schon Verdautem zu sättigen. Wer einen Garten hatte, hütete denselben Tag und Nacht, daß ihm niemand das darinn noch übrige Gemüse entwende. Andere schätzten sich schon glücklich, Gras und Wurzeln ausraufen zu können, und eine Handvoll Aehren wurde fast mit Gold aufgewogen. Einem armen Winzer starb sein dreijähriges Kind. Ein altes Weib hatte dabei den Einfall, daß es doch Schade sey, so zartes Fleisch in die Erde zu graben, da man schon viel eckelhaftere Speisen gegessen habe. Der Vater zerschnitt es darauf, die Alte kochte ein Stück davon, und nach einigem Sträuben ließ sich's selbst die Mutter gefallen, ein wenig mitzuessen. Man kann wohl denken, daß bei solchem Elende das Sterben unter den unglücklichen Einwohnern von Sancerre täglich mehr einrieß, und dieß brachte zuletzt die Uebergabe der Stadt zuwege, die ihre gänzliche Schleifung durch eine beträchtliche Summe abkaufen mußte.

12.

Die Belagerung von Rochelle. Der Herzog von Anjou wird König von Polen. Ende des vierten Bürgerkrieges.

Der Hauptort und die letzte Schutzwehr der Hugonotten war Rochelle. Kunst und Natur trafen hier zusammen, um diese Festung unüberwindlich zu machen. Von der Landseite ist die Stadt in einem Umkreise von mehreren Meilen mit Morästen umgeben,

und

und auf der nördlichen Seite ist nur ein Zugang offen, der zu einem Thore der Stadt führt. Dieser ist mit Mauern, Gräben und Bastionen befestigt, die sich wechselsweise unterstützen. Der geräumige Haven ist von der Natur ebenfalls so begünstigt, daß man unmöglich der Stadt von der Meeresseite alle Hülfe abschneiden kann. Obschon von der Landseite die Gegend so erhaben ist, daß sie die Stadt gleichsam dominirt, so sind doch die Festungswerke in einem engen Raume so hoch und so stark gebaut, und in solcher Anzahl, daß der Angriff äußerst beschwerlich ist. Hinter denselben liegt ein so geräumiger Waffenplatz, daß die Vertheidiger in gedrängter Schlachtordnung ein Treffen liefern können.

Die Einwohner von Rochelle benutzten die Zeit, die der Hof, trunken über den glücklichen Ausgang der Bartholomäusnacht, und sorglos über den kleinen Rest der entronnenen Hugonotten, unnütz verstreichen ließ, aufs thätigste zu einer tapfern Vertheidigung. Sie theilten sich in acht Bürgerkompagnien, jede von zweihundert Mann, die sich täglich in den Waffen übten. Außer diesen Bürgerkompagnien, die zur eigenen Vertheidigung ohne Sold dienten, hatten sich fünfzehnhundert fremde Soldaten, lauter Veteranen, eingefunden, welche unter dem Kommando verschiedener Hauptleute standen, und aus den Steuern der Stadt und der umliegenden Gegend bezahlt wurden. Zu diesen kamen noch sechzig aus den umliegenden Gegenden flüchtige Edelleute und sieben und fünfzig Prediger, die unter dem Geräusch der Waffen und den Vertheidigungsanstalten das Volk ohne Unterlaß anfeuerten, seine bisher genossene Gewissensfreiheit zu vertheidigen, und den Versprechungen der Katholischen keinen Glauben beizumessen, welchen es ihre Religion erlaube, Ketzern das gegebene Wort nicht zu halten.

Die

Die Zurüstungen an Artillerie und Munition entsprachen dem Muthe und der Bereitwilligkeit der Einwohner: nebst einem großen Vorrathe von Pulver, und den Mühlen, um neues zu verfertigen, befanden sich in den Zeughäusern der Stadt Büchsen, Musketen und Piken in Menge, neue Feldschlangen von außerordentlicher Größe, acht Kanonen, acht und zwanzig Feldstücke, und mehr als sechzig Falkonetts, und Standröhre, in deren Behandlung sich die Bürger aufs fleissigste übten. Sie waren auch nicht weniger darauf bedacht, Lebensmittel zusammen zu bringen: sie sparten weder Mühe noch Geld, um ihre Magazine mit Früchten, Lebensmitteln, und alle dem zu füllen, was zur Ausdaurung einer langen Belagerung nothwendig ist.

Der König und seine Mutter setzten diesen Kriegsrüstungen anfangs nur Unterhandlungen und Friedensvorschläge entgegen. Sie wünschten nichts mehr, als die Früchte ihres Meineides zu genießen, ohne sich in neue Gefahren und Unruhen zu verwickeln. Allein in Rochelle fand man dießmal nicht für gut, die Zusicherungen eines Hofes zu achten, der so oft schon mit Treue und Glauben gespielt hatte. Sogar einer der Abgeordneten des Königs, welcher die Einwohner der Stadt zum Gehorsam zurückführen sollte, ermahnte sie insgeheim: sie sollten weder ihn noch andere Abgeordnete in die Stadt aufnehmen, wenn sie ihre Freiheit behaupten und sich nicht der Diskretion des Königs überliefern wollten. Er wisse, daß es die Absicht des Königs sey, nicht nur allein die Parthei der Hugonotten ganz auszurotten, sondern auch der Stadt ihre Freiheiten und Privilegien zu rauben, und sie zu einer solchen Unterwürfigkeit zu bringen, daß sie nie mehr den Ruhestörern des Reichs zum Zufluchts-Orte und zum Waffenplatze dienen könnte. — Solche

geheime

geheime Ermahnungen mußten die Einwohner nur noch entschlossener zur Gegenwehr machen.

Da Ueberredungskünste und List nichts fruchteten, so beschloß der König, offenbare Gewalt an die Stelle derselben treten zu lassen. Die Stadt wurde zu Wasser und zu Land eingeschlossen, und im Februar des Jahres ein tausend drei hundert und drei und siebenzig erschien der Herzog von Anjou vor Rochelle mit einem Heere, das aus der ganzen Gensdarmerie, der französischen und schweizerischen Infanterie und dem größten Theile des katholischen Adels bestand, und ungeheure, zur Belagerung einer solchen Festung erforderliche Zurüstungen mit sich führte. Bei dem Heere befand sich der Herzog von Alençon, dritter Bruder des Königs, der König von Navarra und der Prinz von Conde, um den Einwohnern von Rochelle alle Hoffnung zum fernern Schutz der Prinzen von Geblüt zu benehmen. Alle Generale und Baronen, die sich einigen militairischen Ruf erworben hatten, wohnten ebenfalls dieser Belagerung bei. Es schien, als hienge das Heil des Reiches und die gänzliche Entscheidung aller Dinge von dieser Unternehmung ab. Aber alle Anstrengungen des Belagerungsheeres waren vergebens. Während fünf Monaten wurden unzählige Angriffe auf die Stadt gemacht, und gleichsam Schlachten geliefert. Der Herzog von Anjou sparte weder Kosten noch Mühe, er bot allen Gefahren Trotz, und strengte alles an, was die Kriegskunst vermochte. Die Bürger und Soldaten, sogar die Weiber vertheidigten ihre Stadt mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit und Tapferkeit. Eine einzige Stadt hielt also gegen die Macht eines ganzen Reiches Stand, und kämpfte nicht weniger gegen die äußerste Noth und den Hunger, als gegen die Waffen ihrer Feinde. Die Katholiken verloren während der Belagerung eine

große

Anzahl Edelleute und Offiziere, und mehr als zwanzig tausend Gemeine sowohl durch das Schwerdt der Feinde, als durch Krankheiten. Der Herzog von Anjou selbst wurde, indem er die Posten besuchte, durch einen Falkonettsschuß, aber sehr leicht, am Halse, an der Seite, und an der linken Hand verwundet. Obschon er der Ruhe bedurfte, so hörte er doch nicht auf, die Angriffe aufs lebhafteste fortzusetzen. Jeden Tag kamen frische Hülfsvölker, unter denen sich sechs tausend neugeworbene Schweizer befanden. Die Stadt war schon so sehr auf das Aeußerste gebracht, daß sie sich nicht länger behaupten konnte, und am Ende unter der Macht des Königs gesunken seyn würde, wenn nicht eine neue und entfernte Begebenheit den ihr drohenden Untergang abgewendet hätte.

Katharine von Medicis hatte einmal durch eine Wahrsagung die Versicherung erhalten: sie werde vor ihrem Tode alle ihre Kinder noch auf dem Throne sehen. Unerachtet ihr Ehrgeitz dieser Weissagung eine schmeichelhafte Deutung gab, so konnte sie doch der Anwandlung von Furcht nicht widerstehen, daß man ihr habe zu verstehen geben wollen: sie würde eines ihrer Kinder nach dem andern auf dem Throne von Frankreich sehen. Die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft und die Geschäftigkeit ihres Ehrgeitzes ließen diese Vorstellung nicht herrschend werden, und vor ihrem scharfen Blicke lag das Schicksal aller Staaten entfaltet. Keine Gelegenheit entwischte so leicht ihrer Aufmerksamkeit, wo sie ihre zwei Söhne befördern konnte. Schon lange hatte sie eine Heurath des Herzogs von Anjou und des Herzogs von Alençon mit der Königinn Elisabeth von England versucht. Sie vermaß sogar ihre Hofnungen auf den Thron von Algier in Afrika. Am meisten aber lag ihr Polen am Herzen.

Alle

Alle Aerzte gaben den König Sigismund August von Polen verloren. Da er keine Nachkommen hinterließ, so war die Thronfolge erledigt, auf welche der Erzherzog Ernst von Oesterreich, und der König Sigismund von Schweden schon lange ihre Aufmerksamkeit richteten. Allein keiner von beiden schien in Rücksicht seiner Talente und seines Ruhmes mit dem Herzoge von Anjou eine Vergleichung aushalten zu können. Katharine von Medicis betrieb diese Wahl zur polnischen Krone für ihren Lieblingssohn mit dem thätigsten Eifer. Geld, Versprechungen, Intriguen und alles wurde angewendet, was zur glücklichen Erreichung dieses Zweckes nothwendig schien. Mehrere französische Edelleute, die unter dem Vorwande, die Welt zu sehen, sich in Polen aufhielten, mußten Stimmen erkaufen und den Prinzen bestens empfehlen. Dann wurde der Bischof von Valence, Johann von Montluc, als eigentlicher Unterhändler abgesandt, ein Mann, der von jeher die wichtigsten Geschäfte besorgt hatte, und der eine eigene Gewandtheit in Negociationen besaß.

Der König Sigismund starb am siebententen Julius des Jahres ein tausend fünf hundert und drei und siebenzig, und nicht einmal die wüthende Pest konnte den Bischof von Valence abhalten, die Reise nach Polen anzutreten. Als der Wahltag eröffnet wurde, trat er mit einer Entschlossenheit und mit einer Beredsamkeit unter den vorbereiteten und zum Theil bestochenen Wahlherren auf, daß er mit ziemlicher Sicherheit auf einen glücklichen Erfolg rechnen konnte.

Schon der weite Ruhm der französischen Nation gab dem Herzoge von Anjou ein großes Uebergewicht über seine Mitwerber, noch mehr aber der Ruhm einer Nation, die mit ihren Nachbarn keine Grenzstreitigkeiten, mit Polen nie Feindschaft gehabt hatte,

und die große Aussichten für den Handel zu Wasser versprach. Montluc ließ es auch nicht an Lobsprüchen auf die persönlichen Eigenschaften des Herzogs fehlen, und hier diente ihm bald der Glanz seiner Abkunft, die Reife seines Alters, die Größe seiner Talente, und der Edelmuth seines Charakters, bald sein Reichthum an Erfahrungen und Staatskenntnissen zum Vorwand und zur Stütze.

Das größte Hinderniß, welches die französischen Agenten in Polen fanden, war der Widerstand der Protestanten in diesem Reiche, welche gegen den Herzog von Anjou eine Abneigung hegten, weil er eines Theils seine Siege nur über diejenigen erfochten hatte, die sich zum nemlichen Glauben bekannten, andern Theils, weil sie wegen der pariser Bluthochzeit befürchteten, er möchte, sobald man ihn zum Könige erwählt hätte, diejenigen verfolgen, welche sich zu einer andern als der katholischen Religion bekennten, für deren eifrigen Verehrer man ihn hielt. Karl der Neunte ließ es sich sehr angelegen seyn, schriftlich und mündlich den allgemein verbreiteten Glauben zu unterdrücken, daß das pariser Blutbad nach einem lange vorher entworfenen Plane veranstaltet worden sey: er schrieb es vielmehr dem Zufall und der Tollkühnheit des Admirals Coligni zu, der sich zu einer Verschwörung gegen das königliche Haus habe verleiten lassen. Er sey gesonnen, die Gewissensfreiheit, nicht aber die eingeschränkte Ausübung der reformirten Religion zu erlauben.

Bei diesen Erklärungen blieb man nicht stehen, sondern man fieng zugleich an, die Belagerung von Rochelle weniger lebhaft zu betreiben, damit nicht die Gemüther der Protestanten noch mehr empört würden, und damit nicht der Herzog von Anjou sich einen grössern Haß zuzöge, wenn er diese Stadt mit Sturm einneh-

einnehmen würde, wodurch sich die Schwierigkeiten seiner Wahl zur polnischen Krone vermehren dürften. Daher kam es, daß man den Bürgern von Rochelle neue Friedensvorschläge machte, die Belagerung aber doch fortsetzte, bis man die Nachricht von der mit allgemeiner Einwilligung geschehenen Wahl Heinrichs zum Könige von Polen erhielt. Der Friede kam nun am ersten Julius zu Stande; nachdem Rochelle fünf und dreissig tausend Kanonenschüsse, neun Haupt- und zwanzig geringere Stürme ausgehalten hatte, ohne daß die damit nothwendig verknüpften Strapazen den Muth und die Kräfte der Belagerten erschöpft hätten. Der Herzog von Anjou mußte die beiden Bedingungen bei der Kapitulation eingehen, einmal, daß er nicht in die Stadt kommen wollte, und daß fürs zweite alle zu Gunsten der Hugonotten gegebenen Edicte von neuem bestätigt werden sollten. So endigte sich der vierte Bürgerkrieg, der nicht nur einen ungeheuren Geldaufwand verursacht, sondern auch vierzig tausend tapfere Krieger hingerafft hatte.

13.

Abreise des Herzogs von Anjou nach Polen. Die Parthey der Mißvergnügten. Tod König Karls des Neunten.

Die Wahl des Herzogs von Anjou zum Könige von Polen befreite die Hugonotten von einem hitzigen, unversönlichen Feinde, der wechselsweise seine Mutter beherrschte, und von ihr beherrscht wurde. Karl selbst sah seine Entfernung aus dem Königreiche nicht ungerne, weil ihm die übertriebene Liebe der Katharine von Medicis gegen diesen ihren Lieblingssohn unangenehm und lästig war. Der neue König von Po-

len hingegen fragte nicht viel nach der ausländischen Krone, vielmehr sah er den polnischen Thron als einen eigentlichen Ort der Verbannung an. Der Entschluß, Frankreich zu verlassen, wurde ihm ungemein sauer, und er suchte seine Abreise immer aufzuschieben. Er hätte wohl König, aber ohne eine entlegene Residenz, seyn wollen. Es waren nicht blos Hoflustbarkeiten, noch die Zärtlichkeit der Königinn Mutter, noch auch die nahe Hofnung der französischen Thronfolge, was ihn an Frankreich fesselte, sondern vornehmlich seine heftige Leidenschaft für die Gemahlinn des Prinzen Heinrich von Conde, Maria von Cleve. Er schützte deshalb die Unbequemlichkeiten des herannahenden Winters vor, und erwartete einige günstige Veränderungen, entweder vom Schicksal, oder von der blinden Liebe seiner Mutter; allein der König, der über diese Verzögerung ungedultig wurde, sagte eines Tages im Zorne und mit seinen gewönlichen Flüchen: „Einer von uns beiden muß ehester Tagen aus dem Königreich.“

Ehe der neue König von Polen abreisete, ließ er sich im Parlament die Rechte eines eingebohrnen französischen Prinzen feierlich bestätigen, damit er nicht als ein Ausländer angesehen würde, wenn ihm dereinst eine Erbschaft oder die französische Krone zufiele. Gegen das Ende des Septembers (1573) trat er endlich die Reise in Begleitung des Königs, der Königinn Mutter, des Herzogs von Alençon und des Königs von Navarra an. Der König mußte, da er plötzlich krank wurde, zu Vitri zurückbleiben, die andern begleiteten den Reisenden bis Blamont in Lothringen. Je näher der Abschied kam, um so traurriger war der neue König von Polen. Er bezeugte einen so öffentlichen Wiederwillen, das geliebte Frankreich zu verlassen, und seine Mutter schien in Betracht

tracht der außerordentlichen zärtlichen Zuneigung, die sie für diesen ihren Lieblingssohn hegte, über die Trennung dermaßen betrübt zu seyn, daß man sie beiderseits in Verdacht hatte, sie hätten den König aus dem Wege räumen wollen. Dieser Verdacht, der in der Folge eine Art von Gewißheit bekam, gründete sich auf einige Worte der Königinn Mutter, die in Anfällen von Schmerz in ihren Reden immer unbedachtsam war. Sie sagte eines Tages weinend zu dem Herzog: „Geh, mein Sohn, nimm Besitz von deinem Königreich, du wirst nicht lange da bleiben.“ Diese Worte wurden aufgefangen, und man legte sie auf verschiedene Art aus, als der nachherige Erfolg Gelegenheit gab, Kommentarien darüber zu machen.

Nach der Abreise des Königes von Polen behauptete am französischen Hofe der Herzog von Alençon, zweiter Bruder des Königs, den ersten Platz. Ein junger, unerfahrner Prinz, stolz und veränderlich, und zu Unruhen und Meutereyen stets bereit. Die große Gewalt und die Tapferkeit des Herzogs von Anjou, seines Bruders, war lange schon ein Gegenstand seines Unwillens und seines Neides gewesen, und er haßte alle Anhänger desselben von ganzem Herzen. Stillschweigend mißbilligte er die Handlungen des Königs, und strebte nach der Herrschaft bei der Parthey der Hugonotten. Mit ihm verband sich der König von Navarra und der Prinz von Conde, weil sie sich von dem Herzoge von Anjou, dem Haupte der katholischen Parthey, wenig geachtet sahen, und jede schickliche Gelegenheit zu benutzen bereit waren, um ihre unterdrückte und verfolgte Parthey wieder empor zu heben. Bald traten mehrere Große des Hofes dem geheimen Bunde bei, und so entstand die sogenannte Parthey der Mißvergnügten oder der Politiker, die nicht die Religion, sondern die Verbesse-

 rung

rung der Regierung zum vornehmsten Gegenstand ihrer geheimen Verhandlungen machten. Sie waren über die ganze Staatsadministration mißvergnügt, beklagten sich darüber öffentlich, und verlangten eine Generalreform.

So lange der Herzog von Anjou noch nicht abgereist war, schlich diese neue Kabale noch im Verborgenen, weil sie dessen Gewalt und Tapferkeit befürchtete: als sie aber diesen Zaum nicht mehr fühlte, fieng sie an, ihr Haupt empor zu heben. Die fortdaurende Krankheit des Königs verschaffte dieser Parthey die schönste Gelegenheit, loszubrechen. Karl konnte jetzt nicht darauf bedacht seyn, mit der seinem Charakter eigenthümlichen Energie den hervorbrechenden Unordnungen zu steuren, und der Herzog von Alençon fieng dagegen an, auf die nemliche Gewalt und den nemlichen Titel Anspruch zu machen, die sein mit der polnischen Krone geschmückter Bruder so viele Jahre besessen hatte. Der König und die Königinn Mutter waren über seinen Charakter und seine Aufführung mißvergnügt: man glaubte, daß er an Geist und Charakter dem Herzog von Anjou weit nachstehe, und einer so großen Stelle nicht gewachsen sey. Ueberdieß war der König schon älter und zu mißtrauisch geworden, als daß er sich hätte sollen bewegen lassen, von Neuem eine so große Gewalt Einem seiner Brüder anzuvertrauen. Er weigerte sich daher, ihm den Titel und die Gewalt eines Generalstatthalters zu verleihen: Katharine aber suchte ihn mit der Hofnung einzuwiegen, ihm wie seinem Bruder ein Königreich zu verschaffen. Sie schmeichelte ihm mit einer Verbindung mit der Königinn Elisabeth von England, oder mit der Souverainität der Niederlande, welche die spanische Herrschaft verabscheueten. Ueber beides hatte man schon lange Unterhandlungen angefangen,

aber

aber mehr in der Absicht, den Prinzen mit Hofnungen zu nähren, und einem Bruche zwischen dem Könige und seinem Bruder vorzubeugen, als daß man einen glücklichen Erfolg vorausgesehen hätte. Der ungeduldige und stürmische Charakter des Sohnes ließ der Politik der Mutter keine Zeit zur Ausführung: denn sobald die Mißvergnügten und die Hugonotten bemerkten, daß der Herzog von Alençon über die abschlägige Antwort außerordentlich aufgebracht sey, so übertrugen sie ihm einstimmig die Oberhauptsstelle ihrer Parthey, und stellten ihm vor, daß er dadurch eine viel größere und ausgedehntere Gewalt erwerben würde, als jene sey, die ihm sein Bruder, der Könnig, auf eine so schimpfliche Art verweigert habe.

Es bedurfte keiner Ueberredungskünste, den Herzog von Alençon zu gewinnen, und so ward denn sogleich die Verabredung getroffen, daß man ihn an einem gewissen Tage vom Hofe weghohlen wollte, um ihn an die Spitze der Mißvergnügten zu stellen.

Katharine, die überall ihre Spione hatte, erfuhr zwar etwas von der Verschwörung, aber doch das Wahre nicht. Sie glaubte, man wolle sich des Königs selber bemächtigen, der zu St. Germain krank lag, und um dieß zu verhindern, ließ sie mitten in der Nacht aufpacken, ihren Sohn in eine Sänfte setzen, und hurtig nach Paris tragen. Karl glaubte nichts anders, als daß die Verschwornen schon hinter ihm her wären, und sagte seufzend auf der Flucht: „Wenigstens hätten sie doch meinen Tod abwarten sollen.“ Nach seiner Ankunft in Paris zog man mehrere von den Verschwornen ein, und ungeachtet man keinen überführen konnte, so wurden doch mehrere in die Bastille geworfen, einige sogar enthauptet. Unter diesen waren zwei Edelleute, die nach den damaligen verderbten Sitten des Hofes die geheimen Liebhaber

der

der Königinn Margaretha von Navarra und der Herzogin von Nivers gewesen waren. Nach ihrer Hinrichtung baten sich die beiden Damen die Häupter derselben aus, um sie, einbalsamirt, unter den Denkmälern ihrer Liebe aufzubewahren. So widrig kann das zarteste Gefühl ausarten!

Es läßt sich leicht denken, daß Katharine auch den König Heinrich von Navarra und den Herzog von Alençon zu Rede setzte. Der letztere, von seiner Mutter gedrängt, gestand alles, was man zu wissen verlangte, mit der Furchtsamkeit eines Kindes, ohne weder vorher noch nachher für diejenigen, die unter seinem Namen gehandelt hatten, Gnade zu verlangen. Der König von Navarra hingegen ließ sich nicht einmal in die Ablehnung der ihm aufgebürdeten Beschuldigungen ein; schon dieß hielt er seiner Ehre für nachtheilig; er beschwerte sich vielmehr über das unanständige Betragen des Hofes gegen ihn, und über die Beobachtung seiner Person. Seine Standhaftigkeit machte ihm Ehre, rettete aber diejenigen nicht, die man andern zur Warnung aufopfern wollte. Man wollte auch den Prinzen von Conde zur Rechenschaft ziehen; er entkam aber nach Strasburg, damals eine freie deutsche Reichsstadt, wo er die katholische Religion öffentlich abschwor und zur protestantischen zurücktrat.

Die Hugonotten, welche durch die Verschwörung die Fahne des Aufruhrs gleichsam schon aufgesteckt hatten, und voll Mißtrauen über die Entdekkung derselben waren, durchbrachen von neuem die Fesseln der Unterwürfigkeit, und suchten sich von allen Seiten der Städte, Festungen und Schlösser zu bemächtigen. Sie stürzten in alle Provinzen mit einer um so größern Kühnheit nnd Sicherheit zu den Waffen, als sie durch die Furcht nicht mehr zurück gehalten

halten wurden, welche Allen, die Thätigkeit und Tapferkeit des Königs von Polen, ihres entschlossensten und gefährlichsten Feindes, eingeflößt hatte.

Der von Natur hitzige und jähzornige König Karl brach bei der Nachricht von so vielen Unruhen und Empörungen in eine so fürchterliche Wuth aus, daß sich seine Krankheit dadurch außerordentlich verschlimmerte. Seit der Belagerung von Rochelle nahmen seine Kräfte sichtbar ab, und er gerieth allmählich in einen seltsamen Zustand: Das Blut drang bei ihm aus allen Schweislöchern. Je schwächer er wurde, und jemehr er die gewisse Herannahung seines letzten Tages fühlte, um so größer wurde seine Bangigkeit. Seit der Bartholomäusnacht hatte er die erquickende Ruhe, welche die Folge eines vorwurfsfreien Gewissens ist, verloren. Seine Nächte verbrachte er unter lauter fürchterlichen Träumen, welche ihm bald Bilder von blutigen Gestalten, bald grausenvolle Abgründe und Ströme von Blut zeigten, die ihn ohne Aufhören und ganz unbarmherzig folterten. Zu charakterlos und zu schwach, um die Verantwortung vor seinem innern Richter selbst zu übernehmen, suchte er bei den sophistischen Grundsätzen seiner Mutter und ihrer geistlichen und weltlichen Lieblinge Zuflucht, während ein dunkles Gefühl ihn an die Pforten der Hölle führte. Kein Vergnügen, keine Zerstreuung, kein Genuß konnte die Schreckenbilder verscheuchen, die ihm der Rückblick auf sein Leben darstellte; selbst die Jagd, eine seiner heftigsten Lieblingsneigungen, der er sogar das Gefühl der Liebe geopfert hatte, warf ihn auf seine schwarze Thaten zurück. Jeder Blutstropfen erinnerte ihn an die Ströme, die in der grausen Bartholomäusnacht flossen, jedes erlegte Thier an die Berge von Leichen, die er aufgethürmt hatte. Er aß und trank seit dieser Zeit wenig. Verzerrt war sein Ge-

sicht, stier und rollend sein Auge, hastig und unterbrochen sein Gang. Körper und Geist waren in einer ewigen Fieberhitze. Die Angst und Beklemmung seiner Seele stieg manchmal auf einen Grad, daß man ihn für wahnsinnig halten mußte. Bisweilen ließ er seine gewesene Amme zu sich kommen, und mitten unter Seufzern, Thränen und Schluchzen rief er: „Ach Amme, beste gute Amme! wie viel Blut! wie viel Mord! Ach, warum hab' ich schlechtem Rathe gefolgt! Ach, mein Gott, verzeih du mir, sey mir barmherzig nach deinem Wohlgefallen. — Ich weiß nicht wie ich daran bin! Es macht mich so verwirrt, so unruhig! Was soll ich anfangen? ich bin verloren, ich seh' es nur zu gut!"

So überall von den Foltern eines geängsteten Gewissens gejagt, von den Schatten der Gewürgten verfolgt; von den Schrecken der Hölle gegeißelt, von den Ränken seiner Mutter umstrickt, von den Gefahren der neu ausgebrochenen Unruhen geschreckt, von allem, selbst von der Kraft des Willens, noch etwas Gutes zu thun, verlassen, welkte er jener Stunde entgegen, wo er als der unumschränkteste Monarch strenge Rechenschaft über das, was er that, und was er zu thun unterließ, ablegen sollte. Da er die Annäherung des Todes fühlte, so ließ er alle Großen und Kronbedienten, die sich am Hofe befanden, zu sich rufen, und erklärte seinen Bruder Heinrich, den König von Polen, zu seinem rechtmäßigen Nachfolger, und bis zu dessen Ankunft seine Mutter zur Regentinn des Reichs. Allen Umstehenden sagte er Lebewohl, umhalsete seine Mutter, empfahl ihr seine Frau und Tochter, und starb am dreißigsten May des Jahres eintausend fünfhundert und vier und siebenzig, im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters. Das Reich befand sich, nach so vielen Kriegen und Revolutionen

lutionen in einer eben so gefährlichen Lage und Verwirrung, wie damals, da er als Kind den Thron bestiegen hatte.

VII. Hinrichtung der Königinn Maria von Schottland.

Im Jahr 1587.

I

Frühere Schicksale der Königinn Maria von Schottland, bis zu ihrer Flucht nach England.

Selten hat ein Weib für ihren Leichtsinn empfindlicher büssen müssen, als die unglückliche Königinn Maria von Schottland *). Sie war eine Tochter Königs Jakobs des Fünften von Schottland, der wenige Tage nach ihrer Geburt starb, und ihr die schottische Krone hinterließ. Weil aber das Reich von innerlichen Unruhen zerrüttet wurde, brachte man sie an den französischen Hof, und hier verlebte sie die schönen Jahre ihrer blühenden Jugend. Von allen, die sie sahen, wurde sie als ein vollendetes Meisterstück weiblicher Schönheit bewundert; hiemit verband sie einen hohen Geist, ein äußerst angenehmes Betra-

gen

*) Die frühere Geschichte der Maria von Schottland, bis zu dem Zeitpunkte, von dem hier zunächst geredet wird, ist im vierten Bande dieser Revolutionsgemählde, Seite 194 bis 248 erzählt worden.

gen und große Kenntnisse in den Wissenschaften der damaligen Zeit. Allein jugendlicher Leichtsinn, Ehrgeitz, Heftigkeit und Unbeständigkeit in der Liebe verwickelten sie in ein Labyrinth von Fehlern, aus dem sie zuletzt keinen Ausgang finden konnte. Das Glück bot ihr im siebenzehenten Jahre die Krone Frankreichs dar, aber schon im achtzehenter Jahr war sie Wittwe und kehrte nach Schottland zurück, um das Scepter in einem Reiche zu führen, das von Partheywuth zerrissen war.

Maria genoß wenig frohe Tage in Schottland, und ihre zweite Ehe mit einem Grafen Darnley, von königlicher Abkunft, verwickelte sie in neue Unannehmlichkeiten. Sie fand ihn ihrer Liebe unwerth, lebte in unanständiger Vertraulichkeit mit ihrem Sekretair Rizzio, und fiel endlich in die Schlinge eines Böswichts, des Grafen Bothwel, dem sie öffentlich die Hand gab, nachdem sie sich ihres zweiten Gemahls entledigt hatte, indem sie ihn mit dem Hause, worinn er krank lag, in die Luft sprengen ließ.

Die Stimme des Unwillens erhob sich laut gegen diese verruchte That, und bald nach der Vermählung Mariens mit Bothwel brach der Haß der Nation in offene Empörung aus. Mehrere Personen vom hohen Adel verbanden sich zur Bestrafung des Königsmordes, warben ein kleines Heer, um die Königin mit Bothweln aufzuheben, erreichten aber bei dem ersten Versuche ihren Zweck nicht. Beide, die Königinn und Bothwel, stellten sich selbst an die Spitze eines Heerhaufens, sahen sich aber, als es zum entscheidenden Kampfe kommen sollte, in ihrem Vertrauen auf denselben betrogen; er wollte nicht für ihre Sache fechten. In dieser Noth rieth Maria ihrem Gemahle selbst, für seine Sicherheit zu sorgen. Er floh nach den Orkneysinseln, wo er

eine

eine zeitlang Seeräuberey trieb, dann, von den Jagdschiffen der Verbündeten verfolgt, seine Schiffe einbüßte, und auf einem Boote nach Dännemark entschlüpfte. Aber auch hier ereilte ihn das Schicksal, dem er dort hatte entfliehen wollen; er ward gefangen, schmachtete zehn Jahre lang im Kerker, verlor den Verstand, und starb eines jämmerlichen Todes.

Sogleich nach Bothwels Flucht gerieth Maria in die Hände der Empörer. Wetteifernd begrüßten sie die Soldaten mit dem Namen: Buhlerinn, Mörderinn! und sie mußte ungeahndet die demüthigsten Kränkungen über sich ergehen lassen. Auf einer der Fahnen ward der Mord des Königs und der kleine Prinz Jakob, wie er Gott um Bestrafung dieses Verbrechens anfleht, abgebildet; diese Fahne hielten zwei Soldaten ausgespannt der Königinn immer vor das Gesicht, sie mochte sich wenden, wohin sie wollte. Ueber diesen Anblick fiel sie in Ohnmacht und wäre vom Pferde gesunken, hätten nicht einige Leute sie gehalten. So wie sie sich erholte, suchte sie trotzig ihre Würde zu behaupten. Drohungen, Schimpfworte, Thränen und alles, wozu der weibliche Ingrimm seine Zuflucht nimmt, wandte sie an, aber ganz ohne Erfolg. Die Truppen zogen mit ihr nach Edinburg, wo die ganze Stadt ihnen entgegen strömte. Mit einem zerstörten, von Staub nnd Thränen beschmutzten Gesichte zog sie daselbst unter allgemeiner Stille ein. Beim Absteigen schwur sie, Edinburg anzuzünden, und den Brand mit dem Blute ihrer treulosen Unterthanen löschen zu lassen. Eitle Drohungen! sie wurde in ein festes Schloß eingesperrt, wo man sie mit rücksichtsloser Strenge behandelte. Endlich brachte man ihr ein Blatt, das sie unterschreiben sollte. Sie sollte die Regierung niederlegen, den Grafen Murray, ihren unehelichen Bruder, zum Regenten ernennen, und bis zu dessen Ankunft

kunft einen Regierungsausschuß festsetzen. Sie vergoß einen Strom von Thränen, und unterzeichnete das Blatt, ohne es zu lesen. So war sie also förmlich abgesetzt, und ihr kleiner Sohn wurde unter dem Namen Jakob des Sechsten zum Könige ausgerufen.

Das Parlament verurtheilte Marien zum lebenslänglichen Gefängnisse. Da aber Bothwel nicht mehr vorhanden war, den man allgemein verabscheuet, und um dessen willen man Marien gehaßt hatte, so fanden sich doch bald mehrere Personen ans allen Ständen, welchen die große Veränderung ihres Schicksals Mitleid gegen sie einflößte. Schon waren mehrere Männer aus dem Adel geneigt, sich für ihre Befreiung zu verwenden, als die Liebe sie bewirkte.

Ein junger Edelmann Georg Douglas, kam öfters nach dem Schlosse Lochlevin, wo die Königinn gefangen saß, und sprach mit ihr. Ihre Reitze machten einen starken Eindruck auf sein Herz. Er verbarg seine Gefühle nicht so sehr, daß sie Mariens Aufmerksamkeit hätten entgehen können. Sie gab ihnen Nahrung, manche behaupten sogar, sie habe ihm ihre Hand, als den Preis ihrer Befreiung versprochen. Von der Liebe begeistert unternahm er dieses Wagestück am zweiten May des Jahres ein tausend fünf hundert und acht und sechzig. Er führte Marien verkleidet in ein kleines Boot und brachte sie glücklich über das Wasser, welches das Schloß umfloß. Bald sammelte sich um die Königinn eine Zahl getreuer Anhänger, und mit Hülfe derselben brachte sie eine bewafnete Macht zusammen, die allmählich zu sechstausend Mann heranwuchs. Aber auch der Regent Murray sammelte in kurzer Zeit einen gleich starken Haufen. Nicht weit von Glasgow kam es am dreizehenten May zu einem Treffen, in welchem die Freunde der Königinn geschlagen wurden. Nichts

blieb ihr jetzt übrig als die Doppelwahl; entweder in ihr Gefängniß zurück zu kehren, oder ihre Rettung in einem fremden Lande zu suchen. Sie wählte das letztere, und floh nach England zu ihrer Tante, der Königin Elisabeth.

Es bedurfte eben keines großen Scharfsinns, um einzusehen, daß sie von dem Regen unter die Traufe kam, wenn sie in England verweilen wollte. Oft genug hatte Elisabeth schon gezeigt, daß sie ihrer Nichte gar nicht hold sey. Diese hatte die nächsten Ansprüche auf die Nachfolge in England, wenn Elisabeth kinderlos sterben sollte. Ja, es gab sogar eine bedeutende Parthey in England, die kühn behauptete, der Thron gebühre ihr schon jetzt, und Elisabeth, als Tochtet einer vom Pabst nicht approbirten Gemahlinn, sey durchaus nicht als rechtmäßige Königinn von England anzusehen. Maria selbst hatte schon in Frankreich den Titel einer Königinn von England angenommen, und hatte nie dahin gebracht werden können, ihn abzulegen. Grund genug für ein so furchtsames und eifersüchtiges Weib, als Elisabeth war, die verwegene Nebenbuhlerinn wie ihre Todfeindinn zu hassen. Und da es vollends der eitlen Königinn von England, die eben so gierig nach dem Preis der Schönheit als der Herrschaft strebte, nicht verborgen blieb, daß Maria durch ihre Reitze und die Anmuth ihres Betragens alle Männerherzen fesselte, so war vollends an keine Versöhnung zu denken.

Obgleich Elisabeth sich dem Scheine nach gegen ihre Nichte sehr wohlwollend zeigte, und einen freundschaftlichen Briefwechsel mit ihr unterhielt; so konnten doch dieser die wahren Gesinnungen der eitlen und herrschsüchtigen Frau nicht verborgen seyn. Dennoch war sie unbesonnen genug, sich in Elisabeths Arme zu werfen, nnd von ihr Hülfe gegen die Schotten

ver-

verlangen zu wollen. Sie bestieg ein Fischerboot und landete noch an dem Tage des unglücklichen Treffens zu Wirkington in Cumberland, sandte von da einen Abgeordneten an die Elisabeth, und ersuchte sie um eine persönliche Zusammenkunft und um ihren Schutz. Ach, sie dachte nicht, daß ihr gegenwärtiges Unglück Elisabeths größte Wonne war.

2.

Gefangennehmung der Königinn Maria. Elisabeths Härte gegen dieselbe.

Anstatt nach den Grundsätzen der Großmuth zu handeln, folgte Elisabeth den Eingebungen einer eigennützigen und rachsüchtigen Politik, und warf sich zur Richterinn über Marien auf, um Veranlassung zu ihrer Verhaftung zn erhalten. Sie versagte Marien die Bitte einer persönlichen Zusammenkunft unter dem Vorwande, daß sie ohne Nachtheil für ihre Ehre die Königinn von Schottland nicht zu sich kommen lassen könne, bevor sie nicht ihre Schuldlosigkeit an dem Morde ihres Gemahls dargethan habe.

Diese tiefe Demüthigung war ein Donnerschlag für den Stolz der schottischen Königinn. Sie fühlte jetzt von neuem, daß nicht blos das Gewissen, daß selbst die Vorsehung durch die Lenkung der Umstände auch an Königen Rache für Verbrechen nehme. Thränen entstürzten ihren Augen; ihr blieb keine andere Wahl, als entweder unverzüglich England zu verlassen und dadurch die allgemeine Meinung von ihrer Theilnahme am Königsmorde zu bekräftigen, oder die englische Königinn als ihre Richterinn anzuerkennen. Aber dann konnte die Wahrheit an das Licht kommen, und die schlimmsten Folgen für sie

haben.

haben. Dennoch erklärte sie sich zu einer Rechtfertigung bereitwillig, ohne Zweifel in der Voraussetzung, daß Niemand etwas anders als Vermuthungen würde vorbringen können.

Der Regent von Schottland mußte als Ankläger erscheinen; Elisabeth und Maria erschienen durch Bevollmächtigte. Die anklagende Parthey wälzte aus Schonung für Marien alle Schuld des Königsmordes auf Bothwel. Maria schien dadurch gerechtfertigt zu seyn, aber je länger die Untersuchungen dauerten, desto verwickelter wurde die Sache. Es wurde hin und her gestritten und debattirt, und Elisabeth war je länger je weniger geneigt, ihre Nebenbuhlerinn in Freiheit zu setzen, besonders da sie von dem Benehmen derselben nähere Kunde eingezogen hatte. Die schottische Königinn sey, berichtete man ihr, durch ihre Unglücksfälle nichts weniger als gebeugt; sie sehe mit Selbstgenügsamkeit einem vollen Siege entgegen; sie habe sich entschlossen, das Aeußerste zu versuchen, ehe sie ihren Feinden den Sieg zugestehe; gesprächig, einschmeichelnd, beredt, habe sie alle, die sich ihr bisher genahet hätten, von der Unschuld ihres Betragens überredet; sie erklärte jedermann ihren festen Vorsatz, ihre Freunde in ganz Europa zur Hülfe aufzurufen und lieber zu den Unglaubigen ihre Zuflucht zu nehmen, als ihre Rache aufzugeben.

Elisabeth erschrack über diesen Trotz ihrer Nebenbuhlerinn, und war nun um so fester entschlossen, ihr nie wieder die Freiheit zu geben. Maria mußte während der gerichtlichen Verhandlungen dreimal ihren Aufenhalt verändern; endlich wurde sie nach Tutbury in Straffordshire in engen Gewahrsam gebracht, wo sie unter der Aufsicht des Grafen von Shrevsbury leben mußte. Elisabeth hofte, die Unglückliche endlich so weit zu bringen, daß sie freiwil-

lig

lig auf die Regierung zum Vortheil ihres Sohnes Verzicht leisten würde. Aber Maria hatte aus dem Geiste ihrer Zeit so hohe Begriffe von der Unverantwortlichkeit der Könige, und aus dem Geiste des Jesuitismus so feine Grundsätze einer schlupfwinklichten Moral geschöpft; daß sie mit mehr Trotz als vorher auf ihren Königsrechten bestand. Sie verlangte geradezu, entweder in Schottland wieder eingesetzt, oder nach Frankreich entlassen zu werden; aber Elisabeth, die keines von beiden wollte, hielt sie mit leeren Vertröstungen auf einen baldigen frohen Ausgang hin.

Damit die auswärtigen Mächte, schon aufmerksam und erzürnt über Mariens Verhaftung, sich nicht in die Sache mischen möchten, so stellte sich Elisabeth, als läge die Schuld blos an den Schotten, und als gebe sie sich alle Mühe, ihrer Nichte gute Bedingungen daselbst auszuwirken. In der That überreichte auch ihr dortiger Gesandter eine Note nach der andern, aber weislich waren immer solche Vorschläge mit eingemischt, von denen sie bestimmt wußte, daß die schottische Regierung sie nimmermehr eingehen würde. In ihren Briefen an Marien nahm sie den Ton der theilnehmenden und tröstenden, aber zum Helfen leider zu schwachen Freundinn an, versprach ihr auch bei einer schicklichen Gelegenheit eine persönliche Zusammenkunft, vermied aber weislich alle Gelegenheiten, die dazu hätten schicklich seyn können. Wirklich haben sich die beiden Nebenbuhlerinnen nie von Angesicht gesehen.

Das Schicksal der schottischen Königinn erregte in England viele Theilnahme, und es fanden sich bald kühne Männer, welche theils um der Schönheit ihres Körpers, theils um ihre Königswürde, theils um ihres Katholicismus willen, für sie Leib und Leben zu

wagen

wagen bereit waren. Schon im Jahr ein tausend fünf hundert und neun und sechzig entwarf der Graf von Norfolk den Plan, Marien zu befreien, dann sie heurathen, und ihre Wiedereinsetzung in Schottland zu ertrotzen. Wie hätte die Unglückliche nicht blindlings in jeden Vorschlag willigen sollen, der ihr die Freiheit und Rache an Elisabeth verhieß? Allein Elisabeths Späher kamen bald hinter diese Verschwörung, und das eitle Unternehmen hatte die Wirkung, daß Norfolk in den Tower geworfen, und Maria noch strenger bewacht ward. Als der Graf seine Freiheit wieder erlangt hatte, knüpfte er die Unterhandlung mit Marien von neuem an, machte alle Vorbereitungen zu einem ausgebreiteten Aufruhr, zog durch einen italienischen Kaufmann, Rodolfi, den Herzog von Alba, Statthalter in den Niederlanden, den Pabst und mehrere Mächte hinein, und wollte gerade sein Vorhaben in Vollzug setzen, als es entdeckt, er gefangen genommen, überwiesen und hingerichtet wurde.

Dieses Attentat mußte nun wieder dazu dienen, daß Mariens Schicksal vrrschlimmert wurde. Aus Furcht vor ihrem unruhigen Geiste ließ Elisabeth sie in noch engere Verwahrung bringen, ihr allen Briefwechsel, und allen Personen den Zutritt zu ihr versagen. Die Strenge dieser Gefangenschaft uud der gänzliche Mangel an Freiheit beugte allmählich den Stolz der schottischen Königinn; der Gram sog ihre Säfte aus, und die sichtbare Abnahme ihrer Gesundheit stimmte endlich auch ihren hohen Geist bis zur größten Nachgiebigkeit herab. Vorschläge, die sie vormals verächtlich verworfen hatte, wurden nun selbst von ihr mit Begierde aufgegriffen. Sie erbot sich gegen Elisabeth, ihren Sohn zum Mitregenten anzunehmen, ja sogar als Privatperson in England zu leben. Aber Elisabeth war taub gegen diese Vorstel-

lungen. Je älter sie wurde, desto mißtrauischer blickte sie auf ihre Thronerbinn hin, und der Gedanke, daß die jüngere Maria sie wohl überleben, nach ihrem Tode noch über sie triumphiren, und von ihrem Throne herab aus Rache alles umstürzen könne, was sie so lange und künstlich gebaut habe: dieser Gedanke war ihr unerträglich. Wenn sie ruhig leben sollte, so mußte sie die Gewißheit haben, daß diese verhaßte Nebenbuhlerinn weder jetzt noch künftig über England herrschen werde.

Zum Unglück für Marien sandten die Katholiken in England mehrmals fanatische Menschen aus, um Elisabeth zu ermorden. Immer mißlangen diese Versuche, aber jeder derselben bestärkte die leidenschaftliche Monarchinn in ihrem Abscheu gegen die Katholiken, mithin auch gegen die arme Maria. So verflossen fünfzehn Jahre, ohne daß die Gefangene ihre Freiheit in dieser langen Zeit sich hätte wieder verschaffen können; vielmehr wurde ihr Loos immer trauriger. Der Graf von Shrewsbury hatte sie während der ganzen Zeit ihres Arrests mit aller Treue bewacht, aber ihr immer mit der gebührenden Ehrfurcht begegegnet. Allein die Annehmlichkeiten, welche die Unglückliche noch in ihrer Gefangenschaft genießen konnte, vermehrten Elisabeths Haß und Eifersucht. Maria mußte auch dieses Genusses beraubt werden. Die Niederträchtigkeiten, deren sich die englische Königinn gegen sie schuldig machte, erregen Abscheu. Ihre Minister ließen an Marien Briefe in Chiffern, in verblümten Ausdrücken schreiben, worinn von Aufruhr und Empörung geredet wurde; dann mußten diese Briefe aufgefangen seyn, und so wurde ein allgemeines Schrecken unter den Engländern verbreitet.

Elisabeth, deren Betragen mit ihren Günstlingen nicht untadelhaft war, die durch ihre Koketterie

terie alle Männer, welche ihr wegen ihrer Jugend gefielen, zu fesseln suchte, befleckte die Ehre ihrer Nebenbuhlerinn durch Verleumdung und Verdacht. Sie ließ heimlich das Gerücht verbreiten, die Aufmerksamkeit und die Ehrerbietung des Grafen von Shrewsbury für seine Gefangene wären Beweise einer Leidenschaft, deren Gefühle Maria mit ihm theilte. Maria, von Bekümmerniß, Unruhe und Schrecken niedergedrückt, krank, und oft von rhevmatischen Schmerzen gequält, welche weder der Gebrauch des Brunnens noch Arzneien hatten heilen können, wurde beschuldigt, in einem Schlosse, wo sie Tag und Nacht bewacht war, sich einer Leidenschaft zu überlassen, die nur in der blühenden Jugend und im Schooße des Glücks entstehen und fortdauren kann. Der Graf wurde von der Gefangenen entfernt, und die Aufsicht über dieselbe bekam ein gewisser Paulet, ein Mensch von niedrigem Herkommen und groben Sitten. Man hofte, der hartherzige Mann würde Marien zwingen, sich aus Verzweiflung das Leben zu nehmen, oder durch immer erneuerten Kummer ihre Tage abzukürzen, oder es dahin bringen, sie in irgend eine Verschwörung zu verwickeln. Um das Verfahren gegen Marien in den Augen fremder Mächte zu rechtfertigen, wurden überall beunruhigende Gerüchte verbreitet. Es sollte ein von den Katholiken verabredeter Plan entdeckt worden seyn, wovon die einzelnen Umstände auf's genaueste angegeben wurden. In dem ganzen Reiche wurde die Nachricht ausgesprengt, der Pabst, der König von Spanien und die Römischkatholischen hätten den Beschluß gefaßt, die Königinn von England und den König von Schottland als Ketzer zu behandeln, und die Rechte des letztern an die englische Krone zu vernichten, sie hätten sich verbunden, Marien triumphirend auf Elisabeths Thron

zu setzen, und ihr den letzten Bruder des Herzogs von Norfolk zum Gemahl zu geben. Die Kinder, hieß es, welche sie mit demselben erzeugen würde, sollten öffentlich für die einzigen rechtmäßigen Erben der Krone erklärt werden.

Nach diesen Ideen, wodurch sich Elisabeth beunruhigt stellte, gab sie dem Paulet die strengsten Befehle, und dieser führte sie auf eine barbarische Art aus. Alle Bequemlichkeiten, alle Annehmlichkeiten, deren Shrewsbury die Königinn hatte genießen lassen, wurden ihr entzogen. Paulet erlaubte ihr nicht einmal, durch einen ihrer Bedienten kleine Almosen unter die Armen in dem Dorfe Tuttbury austheilen zu lassen. Sie wurde in zwei engen Zimmern genau bewacht, wovon das eine von allen Seiten Ritzen hatte, wodurch selbst in den Nächten des Junius ein kalter Wind blies, und ungeachtet des beständig unterhaltenen Feuers eine unerträgliche Feuchtigkeit herrschte. Hier litt Maria die heftigsten rhevmatischen Schmerzen, und ihr Arzt erklärte, es wäre ihm unmöglich sie zu heilen, wenn sie nicht an einen gesündern Ort gebracht würde. Sie beklagte sich über Paulets Härte; die Königinn von England wollte ihre Nebenbuhlerinn aber nicht mehr durch Hofnungen täuschen, brach alle Verbindung mit ihr ab, und würdigte sie keiner Antwort.

3.

Babingtons Verschwörung gegen Elisabeth.

Das Leben und die königliche Würde der Elisabeth wurde immer größern Gefahren ausgesetzt, eine Verschwörung verdrängte die andere. Im Jahr ein tau-

send

send fünf hundert und vier und achtzig wurden kurz nach einander drei derselben entdeckt, deren erste die Wirkung des Religionsfanatismus eines gewissen Parry, die zweite eine Wirkung der Zuneigung für die Königinn von Schottland, von dem jungen Grafen von Northumberland und von Lord Paget angestiftet, die dritte wieder eine Wirkung des Fanatismus eines gewissen halbwahnsinnigen Edelmanns Sommerville war.

Das Seminarium zu Rheims in Frankreich war derjenige Ort, wo die meisten Verschwörungen wider die Königinn von England angesponnen wurden. Dort wurde die Ermordung eines Fürsten als eine ewiger Belohnungen würdige Handlung angesehen. Drei hitzige und unternehmende englische Priester verbreiteten diese abscheuliche Meinung, und niemand faßte sie begieriger auf, als ein gewisser John Savage, ein junger Mensch, dem die Natur eine feurige Einbildungskraft und einen außerordentlichen Muth verliehen hatte. Er hörte auf ihre Lehren, als auf göttliche Eingebungen, und that das Gelübde, Elisabeth zu ermorden. Um sein Vorhaben desto besser zu verbergen, und allen Argwohn wegen der Schritte, die er zu thun hatte, zu entfernen, schrieb er ein Buch, worinn er die frommen Seelen ermahnte, keine andere Waffen als Thränen, Gebet, Fasten und Ermahnungen wider die Königinn von England zu brauchen.

Die Priester des Seminariums schickten aus ihrer Mitte einen gewissen John Ballard nach England, mit dem Auftrage, den Zustand der dortigen katholischen Parthey zu untersuchen. Er erschien daselbst verkleidet, unter dem Namen des Kapitains Forteſcue, konnte aber dem wachsamen Auge des Staatssecretairs Walsingham nicht entgehen. Dieser scharfsehende, geschickte, und seiner Monarchinn treue Minister, der aber ein erklärter Feind der Königinn Maria und aller Katholiken

liken war, gab einem seiner Agenten, Namens Maud, einem verschlagenen Kopfe, der die Verstellungskunst in hohem Grade besaß, den Auftrag, Ballard's Bekandtschaft zu machen, sein Betragen zu beobachten, seine Absichten zu erforschen, und wenn diese letzten wider die öffentliche Ruhe gerichtet wären, sie zum Schein zu billigen, um seine Plane zu erfahren und seine Mitschuldige kennen zu lernen. Ballard fand unter den englischen Katholiken einen Empörungsgeist, der, um auszubrechen, nur durch Hofnung aufgemuntert, und von einem geschickten Anführer geleitet zu werden brauchte. Dazu schien ihm niemand tauglicher, als ein gewisser Anton Babington, ein junger Mensch von guter Familie, der ein seiner Herkunft angemessenes Vermögen besas. Er hatte Verstand und Kenntnisse, war aber ganz der römischkatholischen Parthey ergeben, und von jenem Fanatismus angesteckt, den Zwang und Verfolgung hervorzubringen pflegen. Er hätte, wie Savage, durch die Ermordung eines Protestanten ein verdienstliches Werk zu thun geglaubt; eine Reise nach Frankreich hatte seine Einbildungskraft vollends verwirrt. Einige Schottländer von hohem Ansehen, die er dort kennen lernte, erfüllten ihn mit Hochachtung, Ehrfurcht und Mitleid für ihre unglückliche Monarchinn, und mit Abscheu gegen das Verfahren der Königinn von England. Alle Leidenschaften, welche ein junges, gefühlvolles Herz zu Verirrungen führen konnten, bemächtigten sich des unvorsichtigen Babington, und er kam mit dem feurigen Wunsche nach England zurück, der unglücklichen schottischen Königinn zu dienen, und die despotische Elisabeth für ihre Tyranney zu züchtigen.

Menschen, die nach einem Ziele streben und einerlei geheime Plane verfolgen, begegnen sich leicht auf ihren Wegen, und unterstützen einander gegenseitig. Babington lernte den verkappten Ballard kennen,

nen, und schloß mit ihm den Bund vertrauter Freundschaft. Beide waren der Meinung, daß es unmöglich seyn würde, der unglücklichen schottischen Königinn die Freiheit wieder zu geben, und die katholische Religion in England herzustellen, so lange Elisabeth am Leben wäre. Ballard vertraute seinem Freunde Savage's Vorhaben, und dieser billigte es nicht nur, sondern beneidete sogar den fanatischen Menschen um die Ehre, die er sich vorbehalten hatte. Unter dem Vorwande, der Streich könnte mißlingen, wenn er von einer einzigen Hand geführt werden sollte, that er den Vorschlag, fünf Edle den Ruhm des Meuchelmordes theilen zu lassen, und den Savage an die Spitze zu stellen, damit derselbe sein Gelübde, sich in dem Blute der Königinn von England zu baden, halten könnte. Dieser war von Haß und Wuth so ganz eingenommen, daß Ballard und Babington ihn mit vieler Mühe beredeten, die vorgeschlagene Verbindung einzugehen. Nachdem sie ihn endlich von der Nothwendigkeit, Mitschuldige zu haben, überzeugt hatten, wenn der Anschlag gelingen sollte, so theilten sie denselben einigen katholischen Engländern mit. Sie verbanden sich durch einen feierlichen Eid zur Ermordung der Königinn.

Mehrere der Verschwornen verbreiteten sich in den Provinzen, um die Papisten zu den Waffen zu rufen. In den Tavernen zu London hatten sie häufige Unterredungen miteinander. Von Wein und Speise erhitzt fühlten sie neue Stärke zur Ausführung des beschlossenen Verbrechens; sie machten Entwürfe, und glaubten sich zu dem höchsten Gipfel der Ehre zu erheben. In ihrer unsinnigen Schwärmerey giengen sie so weit, daß sie die versammelten Verschwornen und Babington in ihrer Mitte mahlen ließen, mit der lateinischen Innschrift. „Hier sind meine Gefährten;

ten, denen die Gefahren selbst zu Führern dienen. Was kümmern sich die hierum, die nach einem andern Ziel hinstreben?"

Die Verschwornen sahen indessen wohl, daß die glückliche Ausführung ihres Plans ohne fremde Unterstützung nicht wohl möglich wäre. Babington entschloß sich deswegen, nach Frankreich zu reisen, um den König zu einem Angriffe auf England zu bewegen, der in eben dem Augenblicke geschehen sollte, da die Verschwornen die Königinn aus dem Wege geräumt hätten. Allein da sie unvorsichtig allen denjenigen den Zutritt in ihre Versammlungen gestatteten, die ihre Absichten zu befördern schienen, ohne sie recht zu kennen, so hatten sie nicht bemerkt, daß einer ihrer Genossen, Namens Polly, Walsinghams Spion war, und ihre geheimen Berathschlagungen verrieth. Auch Maud diente den Absichten des Ministers, und beobachtete alle Schritte Ballards.

Ohne etwas von der Verrätherey zu ahnden, ließ sich Babington von Polly dem Minister vorstellen, und bat ihn um einen Paß für seine Reise nach Frankreich, unter dem scheinbaren Vorwande, daß er die Komplotte, welche unter den verbannten englischen Katholiken wider seine Monarchinn gemacht werden könnten, ausspähen wollte. Walsingham lobte seinen Eifer, versprach ihm den Paß, und hielt ihn von einer Zeit zur andern hin. Selbst der fanatische Savage wurde zum Verräther; die ausschweifende Lebensart und der sein Vermögen übersteigende Aufwand, welche ihm zur Gewohnheit geworden waren, verleiteten ihn, sich zu der Parthey zu schlagen, die ihm die größten Vortheile verhieß. Polly führte ihn zum Minister, der ihn durch Versprechungen und Geschenke bewog, ihm die Verschwörung und den Plan derselben, den Ort, wo dieser ausgeführt werden sollte,

und

und die Intriken der Verschwornen an den fremden Höfen zu entdecken.

Als Walsingham alles was er wünschte erfahren hatte, eilte er zur Königinn, um ihr das schwarze Komplott zu entdecken, das gegen ihr Leben geschmiedet worden war. Elisabeth gerieth in die heftigste Unruhe, und es ward sogleich beschlossen, die Verschwornen zu ergreifen. Aus nöthiger Vorsicht, wurde anfangs nur Ballard verhaftet, unter dem Vorwande, weil er ohne Erlaubniß der Königinn als katholischer Priester in England reiste. Babington ließ sich dadurch täuschen, eilte zum Minister, und bat ihn dringend um einen Paß nach Frankreich. Walsingham zeigte sich noch sanfter und einschmeichelnder als gewönlich, sagte, er wünschte sich mit ihm über seine Reise zu unterhalten, und beredete ihn sogar, in seinem Hause zu wohnen. Nachdem er ihm durch eine so schmeichelhafte Aufnahme alle Besorgnisse benommen hatte, schrieb er an einen seiner Spione, Namens Sendamore, den er bisher schon bei Babington gebraucht hatte, und befahl ihm über alle Schritte desselben zu wachen, und ihm alles, was er bemerken würde, sorgfältig zu hinterbringen. Babington war eben in Sendamore's Gesellschaft, als dieser den Brief des Ministers erhielt, und konnte seine Unruhe kaum verbergen. Er eilte zu seinen Mitverschwornen, und setzte sie in solches Schrecken, daß sie sich blos durch die schleunigste Entfernung retten zu können glaubten. Aber nur einer war so glücklich den Nachforschungen des Ministers zu entgehen; alle andere waren in einer Zeit von zehen Tagen gefangen genommen. Sie bekannten alsobald, und die Beweise von ihrem Verbrechen waren so vollständig, daß ihr Urtheil kurz auf ihre Gefangennehmung folgte. Die meisten wurden gehängt, nnd dann noch lebendig vom Galgen genom-

men; die Eingeweide wurden ihnen ausgerissen und darauf wurden sie geviertheilt.

4.

Maria wird des Hochverrathes angeklagt.

Ganz England gerieth über diese Verschwörung in Bestürzung, und vom Hofe aus verbreitete sich das Gerücht, daß die Königinn von Schottland, wo nicht die Urheberinn, wenigstens die thätigste Beförderinn derselben wäre. Ihr wurde alle Schuld an diesem ehrlosen Komplott zugeschrieben; es wurde das Gerücht von einem nahe bevorstehenden Angriff auf England ausgebreitet; dem Volke wurden, wegen des Lebens seiner Monarchinn, wegen seiner Religion und der öffentlichen Ruhe, ängstliche Besorgnisse beigebracht.

Elisabeth ließ Marien durch einen eigenen Abgeordneten wissen, daß der Antheil nicht unbekannt wäre, den sie an Babingtons Komplott genommen hätte. Die schottische Königinn war gerade in dem Park von Chartley auf der Jagd, als ihr der Gesandte diese Nachricht brachte, durch die sie in den heftigsten Schrecken versetzt wurde. Sie hatte zu wenig Verstellungskunst, um die Empfindungen zu verbergen, die sie in diesem Augenblicke bestürmten. Es graute ihr vor den Folgen einer Verschwörung, an der sie Theil genommen haben sollte, ob sie gleich, allem Anscheine nach, nichts davon gewußt hatte. Der Gesandte brachte den Befehl mit, sie auf das Schloß Fotheringay in der Grafschaft Northampton zu bringen, und dieser Befehl wurde, ohne daß sie erst in ihre Wohnung zurück gehen durfte, sogleich

voll

vollzogen. Ihre beiden Secretaire, Naw und Curle, wurden, ohne einander und ohne die Königinn vorher zu sehen, gefangen genommen, und mehreren Personen zur Bewachung übergeben. Paulet eröffnete selber Mariens Kabinet, und bemächtigte sich ihres Geldes und ihrer Papiere, welche an Elisabeth übergeben und in ihrer Gegenwart eröffnet wurden. Sie bestanden in Briefen von verschiedenen Personen in Frankreich und Spanien, in Koncepten von Briefen, die sie diktirt hatte, und in einem geheimen Briefwechsel in Chifferschrift. Auch fand man einige Briefe von englischen Edeln, welche ihr Ehrfucht und Bewunderung bezeugten.

Elisabeth war in Verlegenheit, wie sie in ihren Staaten eine Person, die ihr am Range gleich war, eine fremde Königinn vor Gericht fodern könnte. Sie versammelte ihren geheimen Rath, und ließ demselben diese Schwierigkeit zur Berathschlagung vorlegen. Einige Mitglieder glaubten, da Maria bei dem Komplotte blos als eine Nebenperson erschiene, und durch nichts bewiesen wäre, daß sie die Verschwornen in ihren Unternehmungen geleitet hätte, so dürfte Elisabeth nach göttlichen und menschlichen Rechten blos die Vorsicht brauchen, sie in enger Gewahrsam zu halten. Sie strenger zu behandeln verböte die Menschlichkeit, um desto mehr, da ihre schwächliche Gesundheit nicht glauben ließe, daß sie lange mehr leben könnte. Andere waren aus fanatischem Haß gegen das Pabstthum der Meinung, sie müßte ohne alle gesetzliche Formalitäten hingerichtet werden. Es war auch von Vergiftung die Rede; endlich aber wurde beschlossen, die Anklage des Hochverraths gegen sie ergehen zu lassen. Demzufolge ernannte Elisabeth vierzig der vornehmsten Männer im Königreiche, als Pairs oder Mitglieder des geheimen Raths, und fünf Richter,

um

um Marien einen förmlichen Prozeß zu machen. Sie begaben sich am eilften November des Jahres ein tausend fünf hundert und sechs und achtzig nach Fotheringay, und ließen ihr am Tage nach ihrer Ankunft ein Schreiben von Elisabeth einhändigen. In diesem Schreiben machte ihr die Königinn von England, ohne alle Schonung, wozu das Unglück berechtiget, harte Vorwürfe, und meldete ihr selbst, daß sie die Kommissarien ernannt hätte, um ihre Verbrechen zu untersuchen.

So gewiß Maria vorher sah, daß sie verloren war, als sie nach Fotheringay gebracht ward, und hörte, daß sie der Theilnahme an Babingtons Verschwörung beschuldigt würde, so wenig konnte sie sich vorstellen, daß sie sich in einem fremden Lande einem ordentlichen gerichtlichen Verfahren ausgesetzt sehen könnte; sie glaubte zuversichtlich, Elisabeth würde Gift oder Stahl brauchen, um ihre Tage abzukürzen. Als sie daher Elisabeths Schreiben gelesen hatte, sagte sie zu den Kommissarien: „Es kommt mir sonderbar vor, daß die Königinn mir, als ob ich ihr Unterthan wäre, befiehlt, mich vor Gericht zu stellen. Ich bin Königinn, und will durch keine Demüthigung meiner Geburt, meinen königlichen Vorfahren und meinem Sohne, dem Prinzen von Schottland, Schande machen. Ich kenne die englischen Gesetze nicht, ich bin ohne Rathgeber, und weiß nicht, wo ich meine Pairs finden soll. Ich besitze meine Papiere nicht mehr, und niemand zeigt sich, um mich zu vertheidigen. Wessen ich immer gegen die Königinn von England beschuldigt werden mag, so bin ich doch an allem unschuldig. Weder meine Worte noch meine Schriften können zu einer Anklage gegen mich dienen. Ich habe niemanden zu einem Unternehmen gegen sie aufgereitzt, und es kann nichts zu meiner Beschuldigung vor-

vorgebracht werden. Eure Königinn sagt, ich sey den englischen Gesetzen unterworfen, weil ich unter dem Schutz derselben gelebt habe. Ich bin nach England gekommen, um den Beistand dieser Gesetze zu verlangen, und bin gefangen gehalten worden. Das Elend der Gefangenen kann nicht Schutz genannt werden, und durch die Behandlungen, die ich erfahren habe, sind alle Gesetze beleidigt worden.“

Die Kommissarien stellten ihr vor, wie wichtig es für sie wäre, sich von dem angeschuldigten Verbrechen zu reinigen; ihre Ehre, sagten sie, ihre Ruhe und ihre Rechte selbst hiengen davon ab; die Rettung ihrer Unschuld würde der Königinn von England Vergnügen machen; nichts wäre derselben unangenehmer, als sie immer bereit zu sehen, wider sie in Verschwörungen zu treten; sie müßte bei dieser Gelegenheit jene eitlen Vorrechte der Krone, deren vorübergehende Größe mit der Sorge für ihren guten Namen in keinem Verhältniß stehe, hintan setzen.

Maria versicherte, daß sie bereit wäre, sich vor dem versammelten Parlamente zu stellen, doch mit der Bedingung, daß, wenn sie sich vor den drei Ständen des englischen Reichs rechtfertigte, Elisabeth sie für ihre nächste Erbinn erklären sollte. Auch vor Elisabeth und ihrem geheimen Conseil wollte sie unter der Bedingung erscheinen, daß sie protestiren dürfte; sie würde sich aber nicht vor Leuten zu rechtfertigen suchen, die von ihren Gegnern zu ihren Richtern ausersehen wären, da die gründlichste Vertheidigung in den Augen derselben nicht gelten würde. „Meiner Freiheit beraubt, fügte sie am Ende hinzu, kann ich mich freilich dem Rechte des Stärkern nicht widersetzen, und gegen die übermüthige Tyranney nichts ausrichten. Aber ich wünsche, daß Sie, meine Herren, gewissenhaft den Vorschriften der Ehre und der Tu-

gend folgen mögen, und bitte sie, sich zu erinnern, daß ein Gott ist, der Sie nach der Strafbarkeit oder Redlichkeit Ihrer Handlungen richten wird."

5.

Mariens Vertheidigung gegen die Anklage des Hochverraths.

Die schottische Königinn brachte die Nacht, vor der Instrukzion ihres Prozesses, in der qualvollesten Unruhe hin. Von tausend Besorgnissen gemartert, glaubte sie endlich in einer Art von Willfährigkeit gegen ihre Richter ein Mittel zur Erhaltung ihres Lebens gefunden zu haben. Sie bedachte, wie wenig sie aufs Spiel setzte, wenn sie freiwillig einen ihr gewaltsam genommenen Rang aufopferte, und sich einer bei niemand mehr geltenden Gewalt entäußerte. Diese traurigen Betrachtungen schlugen ihren Muth vollends nieder. Sie erschien vor ihren Richtern.

In dem Saale des Schlosses, wo sich das Gericht versammelt hatte, war ein Sitz mit dem Thronhimmel für Elisabeth, und ein anderer gegenüber für Marien zubereitet. Sie zeigte sich hier mit einem Anstande voll Adel und Würde, welcher durch weibliche Bescheidenheit und die übrig gebliebene Züge von Schönheit noch erhöht wurde. Sie behauptete feierlich ihre Unabhängigkeit, und versicherte, was sie jetzt thäte, geschehe blos zur Rettung ihrer Ehre, und nicht weil sie eine Fürstinn, mit der sie gleichen Rang hätte, oder ein Tribunal, welches kein Recht haben könnte, sie über ihre Handlungen zu befragen, über sich erkennte. Sie wäre, fügte sie hinzu, nach England gekommen, um den Schutz der Königinn und der Gesetze zu suchen; die Gesetze aber hätten sie nicht

gegen die Tyranney geschützt, und legten ihr also keine Verbindlichkeit gegen Elisabeth auf.

Ohne auf diese Protestation Rücksicht zu nehmen, wurde sogleich zur Instrukzion des Prozesses geschritten. Ein in Elisabeths Namen gegenwärtiger Rechtsgelehrter las einen umständlichen Bericht von Babington's Verschwörung vor, und schloß mit der Behauptung, daß Maria um dieselbe gewußt und sie genehmigt, ihren Beistand versprochen, und die Mittel zur Ausführung derselben angezeigt hätte. Er legte die Beweise vor; diese bestanden in Mariens vorgeblicher Korrespondenz mit Babington, in dem Geständnisse einiger Verschwornen, und in der Aussage der beiden verhafteten Secretaire der schottischen Königinn, welche die Briefe an Babington in ihrem Namen geschrieben haben wollten.

Maria erstaunte über die Vorlegung dieser Beweise, ohne den Muth zu verlieren. Sie kannte die Treulosigkeit ihrer Feinde zu gut, um nicht einen Theil ihres Komplotts zu durchschauen. Die ganze Anklage erklärte sie für eine abscheuliche Verläumdung. „Ich bin, sagte sie, der Verschwörung nicht beigetreten, und bin an dem wider Elisabeths Leben gemachten Komplotte unschuldig. Babingtons Briefe an mich mögen ächt seyn; aber es ist unmöglich mir zu beweisen, daß ich sie empfangen habe. Sein Bekenntniß und die Aussagen seiner Verbündeten, wodurch die Aechtheit meiner Antworten erwiesen werden soll, sind ohne Beweiskraft und unvollkommen. Hätten die Verschwornen gegründete Zeugnisse wider mich ablegen können; so würden sie nicht so geschwinde hingerichtet worden seyn. Es ist nicht schwer gewesen, meine Chifferschriften zu enträthseln; meiner Gegner Gewissenhaftigkeit ist bekannt, und ich weiß, daß Walsingham durch Anschläge wider mein Leben die

Gnade

Gnade seiner Monarchinn zu verdienen gesucht hat. Das Schmieden dieser Papiere, wodurch er jetzt meinen Untergang zu befördern sucht, ist der Aufmerksamkeit der Königinn nicht unwürdig. Ich werde die unwidersprechlichsten Beweise von Aufrichtigkeit geben sollen, und die schwächsten Anzeigen wider mich werden als Thatsachen angesehen werden. Man zeige mir einen einzigen von meiner Hand geschriebenen oder von mir unterzeichneten Brief, und ich will mich schuldig bekennen. Meine Sekretaire sind durch Belohnungen und Furcht zu ihrer Erklärung gebracht worden. Sie sind Ausländer; und die Grundsätze der Tugend bei ihnen zu vernichten, kann eurer Königinn nicht schwer geworden seyn. Ihre Gewalt ist uneingeschränkt, ihre Reichthümer sind unermeßlich, und ihre Minister besitzen die Kunst, Ränke zu spielen und Treulosigkeit zu üben, im höchsten Grade. Naw hat mir oft Gelegenheit gegeben, seine Treue zu bezweifeln, und Curle gleichfalls, welcher bei seinen eingeschränkten Fähigkeiten von den Rathschlägen des erstern abhieng. Sie können ohne meinen Befehl in meinem Namen geschrieben, sie können, in der Hofnung, daß das Verbrechen mir allein beigelegt und ihnen verziehen werden würde, ihre Erklärung unterschrieben haben. Ich habe ihnen nie einen Brief diktirt, der ihrem Zeugnisse entsprechen könnte. Und was würde aus der Gewalt, der Tugend und der Sicherheit jedes Fürsten werden, wenn dieselben von den Schriften oder Erklärungen ihrer Sekretaire abhangen sollten? Ueberdem haben sie ihre besondern sowohl als ihr Unterthanspflichten gegen mich verletzt, und müssen schon deßwegen nicht gehört werden. Die Verletzung des Eides der Treue ist ein wahrer Meineid, und Versicherungen wie die ihrigen, erklären die Gesetze für nichtig. Sind sie noch am Leben, so bringe

man sie her. Ihre Erklärung ist allerdings wichtig genug, daß ich die Vernehmung dieser Leute in meiner Gegenwart verlangen kann. Die Unterlassung dieser Formalität würde keine gute Idee von dem Verfahren gegen mich geben. Es werden mir keine Advckaten gestattet, damit ich ohne Vertheidigung seyn möge; meine Briefe und meine Papiere sind mir geraubt. Sie könnnen auf nichts abzwecken, als zu zeigen, daß ich meine Freunde zu einem Angriffe auf England habe bewegen wollen. Ich könnte dieses eingestehen, ohne daß daraus folgen würde, ich hätte auf eine Verschwörung wider Elisabeths Leben gedacht. Ich will es nicht läugnen, daß ich den stärksten Antrieben der Natur nachgegeben, und wie jeder meiner Mitmenschen thun würde, von Gefahren umringt, durch falsche Anklagen beschimpft, alle möglichen Bemühungen angewandt habe, um meine Würde und meine Freiheit wieder zu erlangen. Ich erröthe vor diesen Bestrebungen nicht; die Stimme der Menschlichkeit muß sie billigen, und die Religion kann sie in ihren strengsten Gesetzen nicht verdammen. Wollte man sie als Verbrechen betrachten, so würde man die heilige Ehrfurcht, die man der Menschlichkeit schuldig ist, aus den Augen setzen, und dem schröcklichsten Despotismus die Thür öffnen. Ich habe meine Schwester Elisabeth durch alle Beweise der zärtlichsten Freundschaft zur Endigung meiner Leiden zu bewegen gesucht. Durch einen gütigen Blick von ihr angelockt, flüchtete ich mich noch in dem vollen Glanze und in dem Feuer meiner Jugend in ihr Reich, und bin daselbst im Elende und in der Gefangenschaft alt geworden. In dieser unglücklichen Gefangenschaft von zwanzig Jahren ist meine Jugend, mein Glück, meine Gesundheit auf immer entflohen. Ich habe ihrer Zärtlichkeit und ihrer Großmuth so wenig, als

ihrer Gerechtigkeit zu danken. Unterdrückt, hinsterbend unter harten Behandlungen und Kränkungen, die ich nicht verdient hatte, habe ich fremde Fürsten gebeten, mir mit ihren Armeen zu Hülfe zu kommen. Auch habe ich den unterdrückten Katholiken Schutz zu verschaffen gesucht. Ich habe deswegen an Elisabeth selbst meine inständigen Bitten gerichtet. Aber die Wiedererhaltung meiner Freiheit und meines Reichs und die Beförderung dieser Religion, die ich liebe, können mich nicht bewegen, durch ein Verbrechen mich selbst zu schänden. Ich möchte keine Krone durch den Mord des niedrigsten unter den Menschen erkaufen. Mich anklagen, daß ich auf die Ermordung der Königinn, meiner Schwester, Unternehmungen gebaut habe, heißt mich des niedrigsten, verabscheuungswürdigsten Bubenstücks beschuldigen. Elisabeth selbst kann es bezeugen, daß ich sie oft erinnert habe, sich durch ihre schröcklichen Grausamkeiten gegen mich nicht der Rache meiner Feinde bloszustellen. Meine Unschuld kann mit Aufrichtigkeit nicht bezweifelt werden. Gott weis es, daß ich seine Erbarmung nicht von mir stossen, und durch das verachtungswürdige Komplott, das mir Schuld gegeben wird, meine Seele nicht ins Verderben stürzen möchte. Aber bei den strafbaren und unmenschlichen Anschlägen, die meine Feinde ersinnen, um mich unter ihren ungerechten Verfolgungen zu Boden zu drücken, entdecke ich leicht die Ursache ihrer feindseligen Angriffe. Meine Geburt, die Beleidigungen, die ich schon erlitten habe, und meine Religion, das sind meine Verbrechen. Ich bin stolz auf meine Geburt, ich kann die mir widerfahrnen Beleidigungen nicht vergessen, und meine Religion ist so ganz meine einzige Hofnung, mein einziger Trost, daß ich mich nicht weigern werde, ihr zu Ehren mein Leben auf dem Blutgerüste zu enden."

Diese

Diese Vertheidigung Mariens machte nicht den gewünschten Eindruck auf die Richter. Sie hatten ihr Urtheil eigentlich schon gefällt, daher auch schon nach der zweiten Sitzung an die schottische Königinn die Frage ergieng: ob sie nichts mehr zu ihrer Vertheidigung zu sagen hätte? Mit vieler Würde erhob sich die Angeklagte und sprach: „Ich verlange zu meiner Vertheidigung vor die im Parlamente versammelten Stände, oder vor die Königinn und ihren geheimen Rath gerufen zu werden.“

Diese Foderung wurde geradezu verworfen, dagegen aber ein Tag zur Versammlung in der Sternkammer zu Westmünster angesetzt. Diese Kammer versammelte sich an dem bestimmten Tage, und die beiden Sekretaire der Königinn, die zu Fotheringay nicht mit ihr konfrontirt worden waren, wurden vor die Kommission gerufen. Sie mußten die Wahrheit ihrer Aussage mit einem Eide bekräftigen; und nach diesem einzigen Zeugnisse sprach die Kammer das Todesurtheil über Marien aus, weil sie um Babingtons Komplott gewußt, allerley Ränke zum Nachtheil der Königinn von England ausgesonnen, und sich gegen das Leben derselben verschworen hätte. Indessen gab es ausser den vorgeblichen Briefen von ihr, die weder Unterschrift, Datum, noch Aufschrift hatten, und also nicht einmal als gerichtlicher Beweis gültig waren, gar keinen Beweis oder auch nur Anzeigen von ihrer Theilnahme an dieser Verschwörung. Ob Naw und Curle die Briefe wirklich geschrieben hätten, ob ihnen dieselben von Marien in die Feder gesagt, oder ob sie auf Mariens Befehl geschrieben wären, ob nicht Walsingham sie ihr untergeschoben hätte, ob nicht die Sekretaire im Gefängnisse durch Drohungen bewogen worden, zur Rettung ihres eigenen Lebens gegen die Monarchinn zu zeugen: um alles das bekümmerten

merten sich ihre Richter nicht. Ob also gleich das ganze Verfahren rechtswidrig war, so trug das Parlament dennoch kein Bedenken, das Urtheil der Sternkammer zu bestätigen.

6.

Maria zum Tode verurtheilt. Heucheley der Elisabeth

Elisabeth stellte sich sehr betroffen, als das Parlament ihr von der gefällten Sentenz Nachricht gab, und sie bat, das Todesurtheil an der Königinn von Schottland vollziehen zu lassen, weil davon die Erhaltung der Religion, ihre persönliche Sicherheit und die Ruhe des Reichs abhienge. Das ganze Verfahren gegen Marien war von ihr eingeleitet, und sie hatte mit Zuverläßigkeit diesem Urtheile entgegen gesehen; allein ihre wahren Gesinnungen verbergend, dankte sie dem Himmel in einer studirten Rede für die ihr während einer acht und zwanzig jährigen Regierung erwiesene Gnade, und fuhr dann fort: „Jetzt, da eine so große Gefahr nur noch vor Kurzem meinem Leben drohte, betheure ich, daß nichts mir so viel Kummer verursacht, als daß eine Person, die mit mir von einem Range, von einem Geschlechte und von einer Abkunft ist, ein solches Verbrechen hat begehen wollen. Ich bin so weit entfernt ihre Feindinn zu seyn, daß ich nach der Entdeckung der Verrätherey ihr geschrieben habe, wenn sie in einem eigenhändigen Briefe an mich dieselbe gestehen wollte, so würde die ganze Sache in tiefem Stillschweigen begraben bleiben. Meine Absicht dabei war nicht, sie jrgend zu überlisten, da ich wohl wußte, was sie mir bekennen könnte. Selbst gegenwärtig, so weit die Sachen auch gekommen sind, wenn sie eine

auf=

aufrichtige Reue bezeugen, und Niemand sich ihrer wider mich annehmen wollte, wenn blos mein Leben, und nicht das Wohl und die Sicherheit meines Volkes dabei gefährdet wäre, würde ich ihr, dieß betheure ich, gerne und gleich vergeben. Denn könnte mein Tod dem englischen Reiche einen blühendern Zustand und einen bessern Regenten verschaffen; so würde ich mit Freuden mein Leben hingeben. Nur für euer Wohl und das Wohl meiner Unterthanen wünsche ich zu leben."

In Absicht auf den Hauptgegenstand der Berathschlagung setzte sie am Ende hinzu: „Ich hoffe, ihr werdet nicht heute schon meine letzte Entschließung erwarten. Ich pflege, selbst bei weniger wichtigen Gelegenheiten als diese, über gemachte Beschlüsse lange nachzudenken. Darum bitte ich Gott den Allmächtigen, er wolle mich erleuchten und führen, damit ich einsehen möge, was für das Beste seiner Kirche, für das Wohl des Staats und eure Sicherheit am dienlichsten sey."

Ganz England sah nach dieser Rede Mariens Tod als gewiß an, und niemand ließ sich durch die verstellten Aeußerungen der Königinn von England hintergehen. Sie gab Regungen des zärtlichsten Mitleids für die angeklagte Fürstinn vor, sie stellte sich zweifelhaft, veränderte unaufhörlich ihre Entschliessungen, und blendete nur das Volk, wovon ein Theil Marien wirklich als eine gefährliche Feindinn seiner Monarchinn ansah, und die Folgen der Komplotte fürchtete, womit sie umgehen sollte. Nach Verlauf von zwölf Tagen ließ sie dem Hause der Pairs durch den Kanzler sagen, sie wäre wegen Mariens Verurtheilung in einer schröcklichen Gemüthsunruhe, und sie bäte das Parlament auf ein anderes Mittel, zu ihrer und des Reichs Sicherheit zu denken. Es wurden

neue Berathschlagungen angestellt, allein das Resultat derselben war abermals, daß Elisabeths Leben nicht in Sicherheit wäre, so lange die Königinn von Schottland lebte, es wäre denn, daß diese ihre Verbrechen bekennen, und Beweise einer aufrichtigen Reue geben würde; dann könnte man sie einer scharfen Bewachung übergeben, um wegen ihres ruhigen Betragens in Sicherheit zu seyn, oder sie Geißeln stellen lassen, oder vielleicht sie aus dem Reiche bringen: allein es wäre vernünftiger Weise keine Reue von ihr zu hoffen, da sie gegen die Königinn, die ihr das Leben gerettet hätte, so wenig Dankbarkeit zeigte, und ihre Verbrechen nicht erkennen wollte; ein enges Gefängniß, strenge Bewachung, Auslieferung einiger Geiseln gäben keine hinlängliche Sicherheit, weil, sobald Elisabeth nicht mehr wäre, die Thüren des Gefängnisses bald eröffnet seyn würden; und sie aus dem Reiche zu entfernen, wäre gleichfalls, nicht rathsam, weil sie dadurch Mittel erhalten würde, England mit gewafneter Hand anzugreifen.

Auf diesen Bericht und die Bitte des Parlaments, das Todesurtheil zu vollziehen, antwortete Elisabeth in einer eben so ausstudirten Rede als die vorige war. Sie bezeugte einen tiefen Schmerz darüber, daß das Parlament kein anderes Mittel zur Beförderung ihrer Sicherheit, als den Tod einer so großen Fürstinn, zu finden wüßte. Sie untersuchte sich selbst, wie sie sagte, ob sie es verdiente, daß die Nation so außerordentlich auf ihre Erhaltung bedacht wäre, nnd vertheidigte bei dieser Gelegenheit ihre bisherige Regierung, nur in wenig Worten, aber auf eine so geschickte Art, daß sie ihren Unterthanen hinlänglich zu verstehen gab, wie kostbar ihre Erhaltung derselben seyn müßte. Endlich schloß sie mit den Worten: „Was eure Bitte anbetrifft, so wer-

det ihr mir erlauben, daß ich meine Antwort noch zurück halte. Ich verwerfe euer gefälltes Urtheil nicht, uud billige eure Gründe. Aber ich wünschte, daß ihr meine Besorgnisse und die ängstliche Unruhe, worinn ich mich befinde, entschuldigen, daß ihr euch begnügen möchtet, anstatt der mir bewiesenen Zuneigung, mir eure Erkenntlichkeit und Hochachtung zu beweisen. Wenn ich sagte, ich wollte euer Verlangen nicht erfüllen, so würde ich vielleicht mehr sagen als ich denke: und mich selbst vielleicht in ein Unglück stürzen, wovor ihr mich sichern wollt; und ich bin gewiß, eure kluge Vorsicht würde, bei Betrachtung der gegenwärtigen Umstände, der Sitten und des Standes der interessirten Personen, dieses nie zugeben."

Elisabeth war über die Vollziehung des Urtheils in der That so wenig unschlüssig, daß sie dasselbe Marien durch eine eigene Gesandschaft bekannt machen ließ. Die schottische Königinn empfieng die Nachricht mit getrostem Muthe, und dankte Gott für die Gnade, die er ihr erwiese, ihre zwanzigjährigen Leiden zu endigen. Sie hörte aus dem Munde der Abgeordneten die Betheurung der Königinn von England, wie äußerst schmerzlich es ihr gewesen wäre, den dringenden Vorstellungen ihres Parlamentes nachzugeben, ruhig an; aber durch die Versicherung, daß ihre Anhänglichkeit an die katholische Religion eine der Ursachen ihrer Hinrichtung wäre, wurden ihre Empfindungen bis zum Enthusiasmus erhöhet. Sie dankte Gott dafür, und verlangte einen katholischen Priester, um mit ihm die letzten Tage ihres Lebens frommen Beschäftigungen zu weihen. Allein diese Gunst ward ihr versagt; Elisabeth hatte bereits einen Bischof und einen Prediger von der protestantischen Parthey an sie abgeordnet. Hierüber schien sie mehr als über ihren

bevorstehenden Tod betroffen; sie beklagte sich, daß sie nicht einmal ihres Glaubens Herr seyn sollte. Als ihr Aufseher Paulet den Thronhimmel und andere Zeichen der königlichen Würde aus dem Zimmer wegnahm, sagte sie mit einem bittern Lächeln: „Was auch eure Monarchinn immer thun mag, so bin ich dennoch bis an meinen letzten Hauch noch Königinn. Mein Charakter ist unauslöschlich, und ich werde ihn mit meiner Seele Gott wieder geben, von dem ich ihn empfangen habe, und der meine Unschuld kennt." Nichts war im Stande ihre innere Ruhe zu stören. Sie hielt es nicht der Mühe werth, eine Rechtfertigung zu unternehmen, oder das geringste Gesuch um Erhaltung ihres Lebens anzubringen.

Was Maria selbst unterließ, das thaten mehrere ausländische Fürsten; sie wandten Bitten und Drohungen an, um die Unglückliche zu retten. Aber Elisabeth blieb unbeweglich. Sie glaubte, der Ruhm ihrer Regierung würde das Andenken an die Ungerechtigkeit, die sie begieng, auslöschen, oder durch ihre Verstellungskunst würde sie im Stande seyn, der Nachkommenschaft die Kenntniß von den Bewegungsgründen, nach denen sie handelte, zu entziehen. Die Verurtheilung der schottischen Königinn wurde in London, in Gegenwart der Mitglieder des Raths und einer großen Anzahl von Pairs und Mitgliedern des Unterhauses, feierlich ausgesprochen, und dann auf allen Plätzen der Stadt öffentlich bekannt gemacht. Alle Bürger erhielten Befehl, vor ihren Häusern Freudenfeuer anzuzünden, und die Glocken wurden vier- und zwanzig Stunden lang geläutet.

Der König von Schottland Jakob der Sechste, Mariens einziger Sohn, der während der ganzen Gefangenschaft seiner Mutter nichts für ihre Befreiung gethan hatte, war doch nicht ganz unempfindlich gegen

gen die Regungen der Natur. Er sandte jetzt einen seiner Kammerhern an Elisabeth, um sie zu bitten, daß sie des Lebens seiner Mutter schonen, oder wenigstens einen Aufschub zugestehen möchte, während welchem er durch einen Gesandten über die annehmlichsten Bedingungen mit der Königinn von England in Unterhandlung treten wollte. Er sagte in den Briefen an seinen Gesandten, er würde sich selbst auf ewig beschimpfen, wenn er seine Mutter auf dem Blutgerüste sterben ließe, ohne alles zu versuchen, was er zu ihrer Rettung thun könnte. Unterhandlungen waren aber damals schlecht angebracht. Jakob mußte an der Spitze einer Armee nach Fotheringay marschieren, und seine Mutter von da wegführen oder unter den Mauren des Schlosses sterben. Er zeigte aber blos den kalten politischen Wunsch, Marien retten zu können. Niemand ließ sich aber weniger in seinem Vorhaben irre machen, als Elisabeth, und da der schottische Gesandte am Ende noch verlangte, daß Mariens Hinrichtung nur noch eine Woche möchte verschoben werden, so rief die stolze Königinn mit einer Heftigkeit, welche ihre wahre Gesinnungen nur zu sehr verieth: „Nicht eine Stunde!“

Da Jakob bei Menschen kein Erbarmen für seine Mutter fand, so befahl er den Predigern seines Reichs, Gott im Kirchengebete um Barmherzigkeit für dieselbe zu bitten. Aber dazu war keiner zu bewegen, für eine Papistinn zu beten. Damit indessen doch wenigstens er selber nicht so beleidigt würde, so ersuchte er den Bischof von St. Andrews, auf dessen Willfährigkeit er rechnen konnte, vor ihm zu predigen. Als die übrigen Prediger dieß erfuhren, fielen sie auf ein seltsames Mittel, des Königs Absicht zu vereiteln. Sie bestellten einen jungen Geistlichen, Namens Couper, der noch nicht ordinirt war, früh am Morgen

von der Kanzel Besitz zu nehmen, und so lange fortzupredigen, daß der Erzbischof gar nicht hinauf könnte. Als der König in die Kirche kam, und die Kanzel schon von einem andern besetzt fand, rief er ihm zu, dieser Platz sey heute für den Erzbischof bestimmt, indessen weil er einmal dastehe, so könne er bleiben, wenn er nur dem gegebenen Befehle gemäß der Königinn Mutter in seinem Gebete gedenken wolle. Der Prädikant erwiederte keck: er werde thun, was ihm der Geist eingeben werde. Jetzt befahl ihm der König herabzusteigen, und als er dazu nicht geneigt schien, ward der Oberst der Leibwache hingeschickt, um ihn mit Gewalt herunter zu holen. Auch da sträubte er sich noch mächtig, und rief laut, dieser Tag werde ein Zeuge seyn gegen den König am großen Tage des Gerichts. Er sprach das Wehe über die Einwohner Edinburg aus, daß sie einen solchen Frevel an einem Diener des Evangeliums ungeahndet hingehen ließen, und schwieg nicht eher, als bis er vor der Kirchthür war. Anfangs war das Volk unruhig geworden, allein die Gegenwart des Königs hinderte doch alle Excesse, und des Erzbischofs ermahnende Predigt beruhigte die Gemüther völlig.

7.

Fortsetzung. Maria bereitet sich zum Tode.

Je näher die Zeit kam, da Maria das Leben verlieren sollte, desto peinigender war die Unruhe der Elisabeth. Das Urtheil war zwar gesprochen, aber der bessere Theil des Publikums hatte doch das Vertrauen, daß sie es nicht zur Ausübung kommen, sondern bei dem bloßen Schrecken bewenden lassen werde.

Allein

Allein das war durchaus nicht ihre Meinung. Sie schämte sich nicht, dem Aufseher über Marien, dem alten rohen Paulet, kund thun zu lassen, er sollte der Vollstreckung des Urtheils durch Gift zuvorkommen. Aber Paulet war doch zu sehr Mann von Ehre, um in eine solche heimliche Hinrichtung zu willigen. Seine gerade Antwort war: „Ich weihe mich ganz dem Dienste Ihro Majestät; aber unmöglich kann ich den Schandfleck auf meine Familie bringen, oder mein Gewissen auf eine so schändliche Art verletzen, daß ich Blut vergiessen sollte, bevor mir der gesetzmäßig dazu ausgefertigte Befehl ertheilt worden ist.“

Aergerlich über diese mißlungene List, ersann Elisabeth allerhand neue Kunstgriffe zur Erreichung ihrer Absicht. Um sich von ihrem Volke zur Hinrichtung der verhaßten Nebenbuhlerinn nöthigen zu laßen, ließ sie es durch eine Menge Gerüchte schrecken. Da mußte eine spanische Flotte in Milfordhafen angekommen, die Schotten in England eingebrochen, Maria aus dem Gefängnisse entflohen, der Herzog von Guise in Sussex mit einem Heere gelandet, ein Aufstand im Norden von England ausgebrochen, eine neue Verschwörung zur Ermordung Elisabeths und zu einem allgemeinen Brand in London entdeckt worden seyn. Unaufhörlich ließ sich Elisabeth erinnern, daß das Wohl des Landes und der Religion die Hinrichtung Mariens nothwendig mache: immer schien sie dieß traurige Aeußerste noch aufschieben zu wollen. Sie affectirte oft stundenlang Tiefsinn und Bekümmerniß, saß in Gedanken und seufzte schwer. Endlich läßt sie den Staatssecretair Davison kommen, und befiehlt ihm, auf alle Fälle einen Befehl zur Vollstreckung des Urtheils aufzusetzen. Er thuts und wird damit zum Kanzler geschickt, das Siegel darunter drücken zu lassen. Am andern Tage schickt sie zu

ihm,

ihm, und läßt ihm sagen, er möchte doch noch ein wenig mit dem Befehle warten. Bestürzt erwiederte er, das Siegel sey schon darunter. Sie schien darüber unwillig, drückte sich aber so zweideutig aus, daß Davison, ein mit Hofkabalen noch nicht sehr vertrauter Mann, nicht wußte, was er thun sollte. Er fragte die Staatsräthe, und diese, bessere Kenner ihrer Königinn, riethen ihm geradezu, den Befehl vollstrecken zu lassen, und versprachen ihm dafür, den ganzen Zorn der Monarchinn auf sich zu nehmen. Der arme Davison gieng in die Falle; der Befehl wurde mit allen nöthigen Formalitäten ausgefertiget, und die Grafen von Shrewsbury und Kent wurden mit demselben abgesandt, um die Tage der unglücklichen Königinn von Schottland zu endigen.

Als sie am siebenten Februar des Jahres ein tausend fünf hundert und sieben und achtzig auf dem Schlosse Fotheringay ankamen, hörten sie, Maria müße wegen Kränklichkeit das Bette hüthen; gleichwohl bestanden sie darauf, daß man sie zu ihr führen sollte. Sie wurden durch Paulet eingeführt, und ohne viele Umstände kündigten sie ihr an, daß Eisabeth in ihren Tod gewilligt habe und daß sie am folgenden Morgen um acht Uhr hingerichtet werden sollte; darauf lasen sie ihr den von der Königinn unterschriebenen und mit dem großen Reichssiegel versehenen Vollziehungsbefehl vor. Die Verurtheilte zeigte hiebei nicht die mindeste Betrübniß, sondern sagte mit unerschütterter Gemüthsruhe: „Die Nachricht, die Sie mir bringen, kann mir nicht anders als höchst erwünscht seyn, weil sie mir das Ende meiner Leiden ankündigt. Auch ist, meiner Meinung nach, eine Seele der Glückseligkeit des ewigen Lebens nicht werth, welche vor den Leiden des Körpers zurückbeben, oder sich vor dem Streich, welcher sie in Freiheit setzt, fürchten kann."

Die

Die Abgeordneten affectirten jetzt, ihre Gebieterinn zu rechtfertigen, und sprachen vielerlei von der Babingtonschen Verschwörung. Aber Maria legte ihre Hand auf die Bibel, die auf einem Tische neben ihr lag, und schwur aufs feierlichste, daß sie nie auf irgend eine Weise einen Anschlag auf das Leben der Elisabeth gemacht, oder an einer solchen Verschwörung gegen dasselbe Theil genommen, oder darein gewilliget habe. Der Graf von Kent, ein unvernünftiger Eiferer für die protestantische Religion, verwarf ihren Eid, weil er auf einer papistischen Bibel abgelegt worden. „Eben deswegen, antwortete sie ihm mit größter Sanftmuth, kann man sich desto sicherer darauf verlassen; denn, meiner Meinung nach, ist die papistische Uebersetzung der Bibel die ächteste.“ Aber er überließ sich ferner seinem puritanischen Eifer, deklamirte gegen das Pabstthum, rieth ihr, ihren Irthümern zu entsagen, und empfahl ihr den Unterricht eines protestantischen Geistlichen.

Maria hörte den Eiferer mit einiger Ungeduld an, erklärte ihre unerschütterliche Anhänglichkeit an ihre Religionsgrundsätze, und bat, daß man ihrem Beichtvater erlauben möchte, zu ihr zu kommen. Beide Grafen aber sagten, ihr Gewissen erlaube ihnen nicht, diese Bitte zu gewähren. Sie erkundigte sich nach ihren Secretairen Naw und Curle, und fragte, ob es wohl je in den lasterhaftesten Zeiten der zügellosesten Nation erhört worden sey, daß die Bedienten einer königlichen Prinzessin angestiftet worden wären, zu ihrem Untergange behülflich zu seyn? Die Abgeordneten sahen einander an, und sprachen kein Wort. Mariens Arzt bat die beiden Grafen, als sie im Begriff waren wegzugehen, mit dringendem Ernst, sie möchten doch bedenken, welch eine ungebührlich kurze Zeit sie seiner Gebieterinn zur Vorbereitung auf den

Tod gelassen hätten. Er drang darauf, daß dazu, in Rücksicht ihres hohen Ranges und ihrer vielfachen und wichtigen Angelegenheiten, wenigstens einige Tage bestimmt werden möchten. Sie thaten aber, als ob sie die Schicklichkeit dieser Bitte nicht einsähen, und schlugen sie ab.

Nachdem die beiden Grafen sich entfernt hatten, liessen Mariens Bedienten ihren Thränen freien Lauf; sie aber, gerührt durch ihre Anhänglichkeit, gab sich alle Mühe, ihnen Trost einzusprechen. „Euer Gram, sprach sie, ist ganz vergebens, und kann weder meinen noch euren Zustand verbessern. Mein Loos ist in aller Hinsicht erwünscht, denn das Elend, aus dem ich erlöst werden soll, ist das kränkendste und hoffnungsloseste. Statt also zu klagen und zu weinen, solltet ihr euch vielmehr freuen.“ Damit sie desto mehr Zeit haben möchte, ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, aß sie diesen Abend früh, und, ihrer Gewonheit nach, wenig. Während des Essens bemerkte sie gegen ihren Arzt, daß doch die Kraft der Wahrheit unüberwindlich sey; denn der Graf von Kent habe, ungeachtet des Vorwandes ihrer Verschwörung gegen Elisabeth, ausdrücklich erklärt, daß die Sicherheit der protestantischen Religion von ihrem Tode abhienge. Als sie abgegessen hatte, ließ sie alle ihre Bedienten vor sich kommen, und trank auf ihr Wohlergehen. Alle zerfloßen in Thränen, fielen ihr zu Füssen, und baten sie schluchzend um Verzeihung ihrer Fehler und um ihren Seegen. Maria bat sie von ihrer Seite um Vergebung wegen der Demüthigungen, die sie von ihr möchten erfahren haben, wenn sie als Königinn sich bisweilen vergessen oder ihre Empfindlichkeit über das von andern erlittene Unrecht an ihnen ausgelassen hätte. „Seyd immer, sprach sie, liebreich und mildthätig, hütet euch vor den unglücklichen Leidenschaften

denschaften des Hasses und Zorns, und beharret standhaft im Glauben an euren Erlöser.“ Nun durchlief sie ihr Testament, welches sie seit dem Anfange ihres Processes aufgesetzt hatte, und machte ein neues Verzeichniß von den wenigen Kostbarkeiten, die man ihr gelassen hatte; sie überlas die Namen derjenigen ihrer Diener, für die sie dieselben bestimmte, und theilte ihr Geld nach Rang oder Verdienst unter ihre Bedienten aus. An ihren Beichtvater ließ sie einen Brief schreiben, worinn sie ihn um seinen Seegen und um sein Gebet ersuchte. An den König von Frankreich und den Herzog von Guise richtete sie besondere Schreiben, worinn sie dieselben an ihr vielfaches Unglück erinnerte, ihre Unschuld betheuerte, und ihnen ihre Bedienten als würdige Gegenstände ihrer Freigebigkeit empfahl. Auch ihres Sohnes erwähnte sie gegen dieselben, und empfahl ihn ihrer zärtlichsten Fürsorge, wenn er sich ihrer Achtung würdig beweisen sollte.

Nachdem alle diese Angelegenheiten besorgt waren, begab sie sich mit ihren Kammerfrauen in ihr Schlafzimmer, und beschäftigte sich hier, ihrer beständigen Gewohnheit gemäß, mit Andachtsübungen und Lesen in den Leben der Heiligen. Zu ihrer gewöhnlichen Zeit legte sie sich zu Bette, und genoß vier Stunden lang eines sanften Schlafs.

8.

Letzte Stunden der Königinn von Schottland. Ihre Hinrichtung. Verhalten der Elisabeth bei der Nachricht davon.

Als der schröckliche Tag anbrach, an dem Maria das Leben verlieren sollte, kleidete sie sich an, zwar reich, aber anständig. Sie genoß das heilige Abendmahl

mahl vermittelst einer geweihten Hostie, welche sie sich, in melancholischer Vorahndung ihres unglücklichen Schicksals, von dem Pabst Pius dem Fünften ausgebeten hatte. Darauf berief sie ihre Bedienten vor sich, ließ ihnen ihr Testament vorlesen, und entschuldigte sich, daß ihre Vermächtnisse so klein wären, da sie nicht im Stande sey, sich freigebig zu beweisen. Sodann theilte sie, nach der schon vorher gemachten Anordnung, ihre Garderobe und Juwelen unter sie aus. Ihrem Arzt überlieferte sie ihr Testament, mit dem Auftrage, es dem Herzoge von Guise, als ihrem vornehmsten Exekutor, einzuhändigen. Auch übergab sie ihm einige Andenken ihrer Liebe für den König von Frankreich, die Königinn Mutter, und ihre Verwandten aus dem Hause Lothringen. Hiemit entsagte sie allen weltlichen Angelegenheiten, und begab sich in ihre Betkapelle, wo sie bald kniend vor dem Altar lag, bald, mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen, ohne Bewegung da stund. In diesen gerührten Augenblicken weilte sie bei dem Andenken ihrer Leiden, warf alle ihre Schwachheiten in den Vaterschooß Gottes, und erhob und tröstete ihren Geist durch die Betrachtung seiner Vollkommenheiten und seines Erbarmens.

Um acht Uhr des Morgens trat der Oberscherif der Grafschaft, Thomas Andrews, in ihr Zimmer, und sagte ihr, die Stunde der Hinrichtung wäre da. „Ich bin bereit!“ war ihre Antwort, und ihr Auge strahlte Huld und Frieden. Ihr Kleid war von schwarzer Seide; ihr Rock war mit karmoisinrothem Sammet eingefaßt; ein Schleier von Battist, mit Drath ausgebogen, und mit Spitzen besetzt, war an ihrer Haube befestiget, und hieng bis auf den Boden herab; ein Agnus Dei hieng an einer Bisamkette an ihrem Halse, am Gürtel trug sie einen Rosenkranz,

und

und in der Hand ein Crucifix von Elfenbein. Nachdem sie von ihren Frauen Abschied genommen hatte, gieng sie mit einem bescheidenen uud majestätischen Wesen nach dem zu der Hinrichtung bestimmten Saale, auf Paulets beide Garden gestützt, weil ihre Beine, welche von lange erlittenen Schmerzen geschwächt waren, ihr den Dienst versagten. Die englischen Edeln mit ihrem Gefolge erwarteten sie an der Thüre des Saals. Hier traf sie auch ihren Haushofmeister Melvil, den ihre Hüter seit vielen Tagen nicht hatten zu ihr lassen wollen. Er warf sich zu ihren Füssen, weinte laut, und beklagte sein unglückliches Verhängniß, und die traurige Nachricht, die er nun nach Schottland würde bringen müssen. „Klage nicht, sagte sie, ehrlicher Melvil, sondern freue dich vielmehr, daß du Maria Stuart nun von allen ihren Leiden befreit sehen wirst. Die Welt, mein guter Melvil, ist nur Eitelkeit, und ein Meer von Thränen würde nicht hinreichen, ihre Trübsale zu beweinen. Bisher habe ich dich treu befunden; und ob du gleich von Religion ein Protestant bist, und ich eine Katholikinn, so ist doch nur Ein Christus, und ich trage dir daher auf, wie du Ihn ehrest und fürchtest, diese letzte Botschaft von mir zu überbringen, daß ich unerschüttert in meiner Religion, und unverändert in meiner Liebe gegen Schottland und Frankreich sterbe. Sage meinem Sohn, er solle Gott dienen, sich die wahre Wohlfarth seines Volks angelegen seyn lassen, und nie sich der Gewalt eines andern Fürsten anvertrauen. Versichere ihn, daß ich nie etwas gethan, das seinem Königreich, seiner Krone oder seiner Größe zum Nachtheil gereichen könnte; und ermahne ihn, mit der Elisabeth Freundschaft zu halten. — O Gott, setzte sie hinzu, der du die Wahrheit selbst bist, und die geheimsten Gedanken der Sterblichen durchschauest! du weißt, daß

mir die herzlichste Einigkeit der Königreiche England und Schottland immer am Herzen lag. Unendlich sind die Beleidigungen und Kränkungen, die meine Feinde mir zugefügt haben; sie haben gedürstet nach meinem Blute, wie der Hirsch nach frischem Wasser. O Gott der Erbarmung, verzeihe ihnen!" Sie ließ einige Thränen fallen, neigte sich gegen Melviln, und sagte: „Leb wohl, guter Melvil, leb wohl; bete für deine Königinn!"

Jetzt kehrte sie zu ihrer ruhigen Fassung zurück, und wollte einige Schritte thun; aber eine neue Sorge beunruhigte ihre Seele. Sie wünschte, daß der gute Melvil, ihr Arzt, ihr Apotheker und ihr Wundarzt bei ihrem Tode gegenwärtig seyn, und zwei von ihren Frauen sie zum Blutgerüste begleiten dürften. Der Graf von Kent war hart genug, ihr dieses abzuschlagen, unter dem Vorwande, daß diese Personen durch Weinen und Geschrei die nöthige Stille unterbrechen würden. Er befürchtete vielleicht von ihnen als Katholiken die Ausübung eines abergläubischen Religionsgebrauchs. Maria gab ihr Wort, daß weder sie noch ihre Unterthanen, welche für sie die größte Ehrfurcht hegten, irgend ein Zeichen einer ihrer unwürdigen Schwachheit geben würden. Da aber der Graf unerbittlich schien, warf sie einen gebietenden Blick auf ihn, und sagte mit dem Stolze, den ihr Rang ihr gab: „Ich bin die Cousine eurer Gebieterinn, durch Heinrich den Achten von königlichem Geblüte, Witwe eines Königs von Frankreich, und Königinn von Schottland." Betroffen und gedemüthigt wagte es der Graf nicht länger, sich ihrem Willen zu widersetzen.

In Begleitung der Personen, deren Gegenwart sie verlangt hatte, trat Maria jetzt in den Saal, wo sie leiden sollte, und gieng mit einer Miene voll Huld und Majestät zu dem Gerüste, welches an dem äußer-

äußersten Ende desselben errichtet war. Keine den den zahlreich daselbst versammelten Personen sah ohne Rührung diese so liebenswürdige und so unglückliche Frau mit heiterer Stirne zum Tode gehen. Ihre Schönheit war, ob sie gleich von Jahren, Kummer und körperlichen Schwachheiten gelitten hatte, noch auffallend, und verstärkte noch den schaudervollen Eindruck, der sich aller Anwesenden bemächtigte. Es herrschte ein tiefes Stillschweigen. Maria allein schien den Gebrauch ihrer Sinne behalten zu haben. Sie bestieg das Blutgerüste mit festem Schritt und heiterem Gesicht, und warf ihre Augen auf den Block, auf das Beil und auf die Scharfrichter. Man setzte ihr einen Stuhl hin, auf dem sie sich niederließ, worauf ihr noch einmal das Todesurtheil verlesen wurde, welches indessen die Ruhe ihrer Seele nicht zu stören vermochte. Als aber der Dechant von Peterborough sich ihr näherte, und ihr im Namen der Königinn Elisabeth zuredete, daß sie ihre Religion abschwören sollte, so zeigte sie sich bei seinen langen Ermahnungen ungedultig, und bat ihn mehrmals, mit seinen unnützen Vorstellungen aufzuhören. Aber er fuhr hartnäckig fort, schmählte auf ihre Anhänglichkeit an das Pabstthum, drohte ihr mit ewigem Höllenfeuer, wenn sie es länger verschöbe, ihren Irthümern zu entsagen. Länger mochte Maria das nicht anhören; sie erhob ihre Stimme, und gebot dem fanatischen Eiferer im entschlossenen Tone, mit seinen ungebührlichen Reden und Drohungen einzuhalten, und sie nicht länger ihres Glaubens wegen zu beunruhigen. „Ich bin in der römisch-katholischen Religion gebohren, sagte sie; ich habe ihre Kraft und Tröstungen während meines ganzen Lebens, in den prüfenden Zeiten der Krankheit, der Noth und des Grams erfahren; und ich bin entschlossen, in ihr zu sterben.“

Die

Die beiden Grafen schämten sich endlich selbst der barbarischen Hartnäckigkeit des Dechants, und erinnerten ihn, er möchte seinen Ermahnungen ein Ziel setzen, und sich begnügen, für ihre Bekehrung zu beten. Er fieng also ein langes Gebet an; Maria fiel zugleich auf ihre Knie, und betete, ohne weiter im geringsten auf ihn zu achten, zur heiligen Jungfrau. Sie stand auf, und nachdem sie gewartet hatte, bis der Dechant mit seinem Gebet fertig war, kniete sie abermals nieder, und bezeugte mit lauter Stimme ihre uneingeschränkte Verzeihung aller Beleidigungen ihrer Feinde, empfahl die Kirche, ihren Sohn und die Königinn Elisabeth dem Schutze Gottes, und rief die Heiligen an, für sie bei Gott zu bitten. Hierauf hielt sie ihr Crucifix an ihre Lippen, drückte es andächtig auf dieselben, blickte es dann inbrünstig an, und rief aus: „O Jesu, du strecktest am Kreuz deine Arme aus, um das verlorne Menschengeschlecht zu retten. Verzeihe mir meine Uebertretungen, und strecke deine Arme auch nun aus, mich in Gnaden aufzunehmen.“

Ihre Kammerfrauen halfen ihr jetzt sich auszukleiden, und da die Scharfrichter sich hiebei auch geschäftig zeigen wollten, wies sie ihre Zudringlichkeit zurück, und sagte lächelnd, sie sey nicht gewohnt, sich von solchen Leuten bedienen, oder vor einer so grossen Versammlung sich auskleiden zu lassen. Nachdem ihre Oberkleider bei Seite gelegt waren, bedeckte sie die Arme mit ein Paar seidenen Handschuhen. Ihre Kammerfrauen und Bedienten brachen nun in ein lautes Wehklagen aus. Sie legte ihren Finger auf den Mund, um ihnen anzudeuten, daß sie still seyn möchten, und sagte ihnen darauf das letzte Lebewohl mit einem Lächeln, das, statt sie zu trösten, ihr Herz nur noch tiefer verwundete. Die Scharfrichter selbst

fühlten sich gerührt, indem sie wegen der Vollziehung des gegebenen Befehls um Verzeihung baten. „Ich verzeihe, sagte Maria mit fester Stimme, allen, die meinen Tod gewünscht und bewürkt haben; ich betheure, daß ich nie Elisabeths Gewalt noch ihrem Leben nachgestrebt, daß ich nichts gethan habe, was Tadel verdiente, wenn mir anders nicht meine Religion zum Verbrechen gemacht werden soll.“

Ganz entschlossen kniete sie vor dem Block hin und sagte: „Auf dich, o Herr, setz ich mein Vertrauen: laß mich nimmer zu Schanden werden.“ Sie verband ihre Augen mit einem leinen Tuche, und indem sie ihren Körper mit großer Ruhe ausstreckte, und ihren Hals zu dem tödtlichen Streich zurecht legte, rief sie: „In deine Hände, o Gott, befehl' ich meinen Geist!“ Der Scharfrichter, welcher alle Fassung verloren hatte, sonderte erst mit dem dritten Hiebe den Kopf vom Körper ab. Er hielt darauf den zerhackten und von Blut strömenden Kopf empor; und da ihr Haar dadurch auseinander fiel, so sah man, daß es von Gram und Leiden schon grau geworden war. Der Dechant von Peterborough rief aus: „So müssen alle Feinde der Elisabeth umkommen!“ und der Graf von Kent allein anwortete mit leiser Stimme: „Amen!“ Alle andern Zuschauer zerflossen von innigstem Mitleiden und Schmerz.

Mariens Kammerfrauen, ganz betäubt von dem fürchterlichen Auftritte, giengen mit schwankenden Schritten zu Paulet hin, warfen sich ihm zu Füssen, und baten ihn um den Leichnam, den sie vor der Neugier der Zuschauer schützen, waschen und ankleiden wollten. Sie boten alles an, was sie besassen, wenn er ihnen erlauben wollte, ihrer gewesenen Gebieterinn diesen letzten Liebesdienst zu erweisen. Aber umsonst; sie wurden vielmehr auf eine unmenschliche Art zurückgestossen.

gestossen. Der Leibarzt der Hingerichteten wünschte ihr Herz ausnehmen zu dürfen, um es aufzubewahren und nach Frankreich mitzunehmen; aber die Grafen verwarfen seine Bitte mit Verachtung und Zorn. Die plumpen Hände der Scharfrichter ergriefen den entseelten Leichnam, und schleppten ihn in ein anstossendes Zimmer, wo sie von einer alten Billardtafel die Decke abrissen, und damit diese vormals so schöne Gestalt bedeckten. Der Block, das Küssen, das Schafot und die Kleider, welche mit ihrem Blute bedeckt waren, wurden verbrannt. Ihr Leichnam wurde, nachdem er einbalsamirt, und in einen bleiernen Sarg gelegt worden war, in der Kathedralkirche zu Peterborough mit königlichem Glanz und Pomp beigesetzt. Elisabeth, welche sie bei ihrem Leben als eine Verbrecherinn behandelt hatte, schien sie nun nach ihrem Tode noch für eine Königinn erkennen zu wollen. Zwanzig Jahre nachher ließ ihr Sohn, der indessen als Jakob der Erste nach Elisabeth den englischen Thron bestiegen hatte, ihre Gebeine nach Westmünster bringen, und sie an ihrem gebührenden Orte, unter den Königen von England, beisetzen.

So endigte sich, nach einer zwanzigjährigen Gefangenschaft, in einem Alter von fünf und vierzig Jahren, die Laufbahn der Maria Stuart. Sie war unter den Regenten von Europa ein Muster von Geist und Schönheit, mit Anmuth gepaart, hatte aber nicht die erforderlichen Talente einen Staat, und besonders einen durch Faktionsgeist und Fanatismus beunruhigten Staat zu regieren. Ihr fehlte Elisabeths allumfassendes Genie, und jener große Charakter, durch den sich diese Gehorsam zu verschaffen wußte, und jeden fremden Willen dem ihrigen unterwarf. Sie war zu leichtglaubig, und schenkte zu leicht Unwürdigen ihr Zutrauen; sie hatte große Schwächen und

ein

ein zu weiches Herz. Aber zweifelhaft ist es wenigstens, ob sie das Verbrechen begangen habe, dessen ihre Feinde sie beschuldigten.

Als Elisabeth die Nachricht von dem Tode der Königinn von Schottland empfieng, war sie stumm und unbeweglich; die Freude raubte ihr auf einen Augenblick das Vermögen zu überlegen; ihre veränderten Gesichtszüge kündigten einen heftigen innern Kampf an. Bald darauf stellte sie sich bestürzt, erstaunt und unwillig; sie ächzte, weinte, bestellte Trauerkleider, suchte den abgelegensten Aufenthalt in ihrem Pallaste, wo sie niemanden als ihre Hofdamen um sich hatte, und verbot ihren Ministern und Räthen vor ihr zu erscheinen. Wagte es jemand von ihnen, sich ihr zu nähern, so brach sie in die fürchterlichsten Ausdrücke des Zorns aus, und machte ihnen die schröcklichsten Vorwürfe, daß sie gegen ihre Absicht und gegen ihren Willen ihre Verwandte und ihre Verbündete aufgeopfert hätten. Man sah sie oft und lange starr wie eine Bildsäule stehen, dann wieder Thränen vergiessen, kraftlos niedersinken, die Ungewißheit menschlicher Größe beklagen, und was der Theaterkünste mehr waren. Es ist unbegreiflich, woher sie die Frechheit genommen habe, selbst ihre vertrautesten Diener über diesen Punkt täuschen zu wollen, die doch mit ihren wahren Gesinnungen und ihrer Verstellungskunst nur allzugut bekannt waren. Aber unglücklich wäre der gewesen, der auch nur den geringsten Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Betrübniß verrathen hätte. Denn nicht genug, daß sie allen ihren Räthen mit einer scharfen Untersuchung drohte, sie ließ auch den unschuldigen Davison ins Gefängniß werfen, und ihm von der Sternkammer seinen Prozeß machen. Der unglückliche Staatssecretair wurde bestraft, weil er den Befehl seiner Monarchinn ausgerichtet, und den

Rath der Minister befolgt hatte. Diese, weit entfernt, ihn ihrem Versprechen gemäß zu schützen, überließen ihn dem furchtbaren Tribunal, zu welchem Gesetze und Gerechtigkeit keinen Zutritt hatten. Er wurde verurtheilt, so lange es der Königinn gefiele, im Gefängnisse zu bleiben, und eine Geldbusse von zehen tausend Pfund Sterlinge zu erlegen. Er blieb lange im Verhaft, die Geldstrafe wurde mit Strenge von seiner Familie eingetrieben, und nie erhielt er die Gunst der Königinn wieder.

So glaubte Elisabeth ihren guten Namen am besten gerettet zu haben. Nach langen Lamentationen that sie endlich, als ob sie sich ein wenig erhole, und nun schrieb sie einen zärtlichen Brief an Mariens Sohn, in welchem sie ihm den unerwarteten und ganz ohne ihre Zustimmung erfolgten Tod seiner Mutter meldete. Sie wünschte, daß er bei der Nachricht nur einen kleinen Theil von dem leiden möchte, was sie selbst dabei gelitten habe, und versicherte, daß ihr die Hand zittere, indem sie ihm schreibe. Sie nahm den Himmel und ihre Unterthanen zu Zeugen ihrer Unschuld, klagte ihre Minister an, daß sie einen Urtheilsspruch hätten vollziehen lassen, der freilich gerecht wäre, an dessen Vollstreckung aber ihre Milde sie immer würde verhindert haben, und bat ihn, wegen eines Unglücks, wovon sie nichts gewußt hätte, nicht ihr Feind zu werden.

Der König Jakob war viel zu klug, um diesen Nichtswürdigkeiten Glauben zu schenken, und er würde gewiß sein brennendes Verlangen nach Rache befriedigt haben, wenn nicht die Rücksicht auf die künftige Nachfolge, seine Ohnmacht und der Rath seiner zum Theil von Elisabeth erkauften Freunde ihn abgehalten hätten. Die Erinnerung an die hingerichtete schottische

Köni-

Königinn ward allmählich durch neue folgenreiche Ereignisse verdunkelt.

VIII. Aufstand der baierischen Bauern. *)

In den Jahren 1633 und 1634.

I.

Verzweifelte Lage der baierischen Bauern unter dem Drucke der ligistischen Kriegsvölker. Sie empören sich.

Im Laufe des dreißig jährigen Krieges gab es kaum einen Zeitpunkt, der für das Churfürstenthum Baiern verderblicher gewesen wäre, als das Jahr ein tausend sechs hundert und drei und dreissig. Der schwedische General Horn, mit dem sich der Herzog Bernhard von Weimar vereinigte, fiel von Franken aus in Baiern ein, und eroberte, durch Wallensteins vorsetzliche Nachläßigkeit unterstützt, in kurzer Zeit Neuburg an der Donau, Neumarkt in der obern Pfalz, Cham, Regensburg, Straubing, und einen

---

*) Ich habe diese interessante Erzählung größtentheils mit den eigenen Worten des Verfassers, aus des Freiherrn Joh. Christoph von Aretin Beiträgen zur Geschichte und Literatur, vorzüglich aus den Schätzen der Münchner National- und Hofbibliothek, März, 1804 S. 60 ff aufgenommen, weil mich die wissenschaftliche Tendenz jenes, dem Literator schätzbaren, Journals vermuthen läßt, daß es nur sehr wenigen meiner Leser zu Gesichte kommen werde.

einen grossen Theil von Niederbaiern. Wenn der große König Gustav Adolph von Schweden seine Plünderungen immer mit einer gewissen Mäßigung vornahm, so setzten dagegen seine Generale, seitdem er bei Lützen den Heldentod gestorben war, ihrer Raub und Mordgier keine Schranken. Jeder ihrer Schritte war mit Grausamkeiten bezeichnet, die zum Theil Schauer und Entsetzen erregen.

Zu eben der Zeit, da die Niederbaiern den Verheerungen des Feindes unterlagen, seufzten die Oberbaiern, die noch von den im vorigen Jahre geschlagenen Wunden bluteten, unter dem Druck ihrer sogenannten Freunde, der ligistischen Kriegsvölker. Das ganze Fuhrwesen des Altringischen Korps, die Depots- und Kriegsgeräthe mit dem dazu gehörigen Personal, das aus der verworfensten Menschengattung bestund, lagen den beiden Aemtern Haag und Wasserburg zur Last. Kaum konnten die Bauern so viel aufbringen, den Truppen die mit großem Ungestüm gefoderte Nahrung zu reichen. An Leistung der herrschaftlichen Dienste, Stiften und Gülten war nicht zu denken. Viele Bauern hatten nebst Weib und Kindern kaum einen Bissen Brod, und verschmachteten beinahe vor Hunger. Die Räubereyen und Ausschweifungen dieser Horden waren über alle Beschreibung grausam. Besonders plünderten die Reuter die ganze Gegend aus, um Futter für ihre Pferde zu bekommen, und, was den Bauern am schröcklichsten fiel, verdarben mit unmenschlicher Schadenfreude alles, was sie nicht brauchen konnten. Ueberall, wo sie sich einquartirt hatten, bemächtigten sie sich der Schlüssel zu den Getreidekisten, hieben Thüren, Tische und Kästen entzwei, und verdarben alles, was ihnen unter die Hände kam. Viele Häuser verbrannten sie theils vorsetzlich, theils aus Unvorsichtigkeit. Zu ihren Wachfeuern nahmen sie von

den

den Bauern Wägen, Pflüge, Rechen, Dreschflegeln, ja auch Heu, Stroh, Hanf und Flachs. Noch grausamer waren ihre Gelderpressungen, und es konnte kaum eine Mißhandlung erdacht werden, die sie nicht an den unglücklichen Landleuten verübt hätten. Einen Bauern hiengen sie mit Stricken in seiner Stube auf, sprangen mit Füssen auf ihn ein, und verlangten vierzig Thaler von ihm; einem andern, der schon in den Zügen lag, sengten sie den Bart vom Munde weg; mehrere Bauern wurden an ihre Wagen gebunden und zu Tode geschleift. Kleine Kinder hiengen die Unmenschen bei den Füssen auf, und blieben gefühllos bei dem Jammergeschrei der Alten und Jungen.

Da gegen solche Mißhandlungen und Unthaten nirgends eine rechtliche Hülfe zu finden war, so darf man sich nicht wundern, daß die Bauern, die bisher Raub und Diebstahl als nothwendige Kriegsübel mit stillem Schmerz erduldet hatten, durch das unmenschliche Verfahren derer, die zu ihrer Beschützung bestimmt waren, zur wilden Verzweiflung aufgereizt wurden. Man fand es unerträglich, sich täglich ungestraft mißhandeln zu lassen, und beschloß endlich, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Am ersten December des Jahres ein tausend sechs hundert und drei und dreissig wurde plötzlich in allen Wasserburgischen Dörfern Sturm geläutet. Dieser Aufruhr pflanzte sich von Dorf zu Dorf fort, und gelangte so in einer Zeit von zwei Tagen in die entlegensten Aemter. Ganz Oberbaiern war in Bewegung. Jünglinge, Männer und Greise, alles, was Waffen tragen konnte, stürmte mit Büchsen, Morgensternen, Säbeln, Heugabeln, Dreschflegeln und anderer ländlicher Wehre gegen Wasserburg zu. Als am dritten December die Bauern von Wasserburg den ganzen österreichischen Troß angriffen, und nach Ed-

lingen trieben, waren schon einige Tausende ihrer Brüder aus den Aemtern Rosenheim, Aibling, Schwaben, Kling und Troßburg im Anzug. Nur durch das Versprechen, daß die kaiserlichen Kriegsvölker die Gegend räumen sollten, konnte man die Bauern für dießmal zur Ruhe bringen. Auf die eigentlichen Veranlasser der Unruhe aber machte alles dieses, obwohl sie mit Mühe ihr Leben gerettet hatten, so wenig Eindruck, daß sie vielmehr laut drohten, wenn sie Ordre zum Abmarsche erhielten, zuvor alles rein auszuplündern.

Sogleich des andern Tages, (es war der vierte December) begaben sich schon wieder vierzig Reuter nach Kornberg, und plünderten daselbst einen Bauern aus. Durch Vermittlung der Beamten wurde aber auch dießmal noch der Ausbruch der Thätlichkeiten zurückgehalten, und die Verabredung getroffen, daß am sechsten der ganze Troß abmarschiren, und nach Garsch ziehen mußte.

Jetzt säumten die kaiserlichen Truppen nicht länger, ihre Drohungen ganz in Erfüllung zu bringen. Kaum hatten sie sich ein wenig von der Stadt Wasserburg entfernt, so griffen sie die Bauern an, hieben und schossen nieder, was nicht entlaufen konnte, und plünderten auf ihrem Marsch alle Häuser rein aus. Pferde, Kühe, Schaafe und Schweine, Getreidewägen, Betten, Leinwand, Kleider, kurz, was nur von einigem Werth war, führten sie mit sich fort, und was sie nicht mit sich nehmen konnten, Oefen, Fenster, Thüren, Kästen ꝛc. ꝛc. hieben sie in Stücken. Zu verwundern ist es, daß auch dießmal noch die Bauern sich beruhigen liessen, wozu der Gerichtsschreiber von Wasserburg, ein redlicher und von den Bauern sehr geliebter Mann, mit Hülfe der Kapuziner das Meiste beitrug. Sie begehrten aber, man sollte sie in Zukunft gegen alle Plünderungen schützen,

sonst

sonst würden sie sich so zusammen begeben, daß man sie so bald nicht wieder würde aus einander bringen können.

2.

Fortschritte der Empörung. Keine Einquartirung.

Der damalige Churfürst von Baiern, Maximilian der Große, war ein Regent, den die Natur mit vortrefflichen Gaben des Geistes und Herzens ausgerüstet hatte. Gebildet durch strenges Studium und Reisen, und durchdrungen von dem Wunsche, der Vater seines Volkes zu seyn, hätte er Baiern bei Ruhe von Aussen auf die höchste Stufe von Blüthe und Macht erhoben. Aber viele seiner preiswürdigen Unternehmungen scheiterten an den widrigen Ereignissen seines Zeitalters, und brachten das Land um einen großen Theil der süßen Früchte, die es von seiner weisen Regierung hätte erwarten können. Als er jetzt von den unruhigen Bewegungen der Bauern Nachricht erhielt, befahl er ausdrücklich, sie nicht zu strafen: weilen sie dem Ansehen nach aus Noth, und wegen der fürgangenen Partialitäten und Unordnungen dazu bewegt worden, sich fürterhin aber dergleichen sonderheitlich selbst mit unterwinden werden, da nur obangeregtermassen eine Ordnung ist, und man sie nicht über die Gebühr so hart graviren thut."

Die Bauern hielten es aber ungeachtet des Abzuges der Truppen noch für nöthig, beisammen zu bleiben, um von nun an keine Soldaten mehr über den Inn passiren zu lassen. Sie besetzten alle Päße von Grafing an bis Rosenheim, und verschanzten sich so gut sie konnten. Ihre Waffen bestanden in großen Kolben mit eisernen Spitzen (Morgensternen),

Gabeln

Gabeln und Prügeln: Musketten hatten nur diejenigen, die sie zur Wache ausstellten, damit sie sogleich durch einen Schuß das Zeichen geben sollten. Auf der Straße nach Wasserburg konnte niemand sicher reisen, der nicht einen Bauern zum Geleitsmann hatte.

Gegen das Ende des Decembers war die Anzahl der Bauern, die sich nunmehr in ein förmliches Lager versammelt hatten, schon auf zwanzig tausend Mann angewachsen. Sehr wenige davon hatten einen bestimmten Zweck, wie es meistentheils bei solchen Vorgängen der Fall ist. Einige liefen aus Neugier mit, andere trieb wahre Noth dazu an. Viele wurden durch den großen Haufen gezwungen, an dem Aufstande Theil zu nehmen. Die Zahl derjenigen, die aus bloßer Begierde zu Unruhe oder Umwälzungen hinzutraten, war klein. Wenn auch manche schrien, sie wollten ihre Steuern wieder zurück gezahlt haben, die Obrigkeiten todtschlagen und ihre Güter unter sich theilen, so fanden sie kein Gehör, indem sich der größte Theil äußerte, sich zur Ruhe begeben zu wollen, wenn man ihnen nur die Einquartierung erliesse. Daß auch fremde Hände mit im Spiel waren, leidet keinen Zweifel. So gesellte sich z. B. in Traunstein ein fremder, unbekannter Mann zu den Bauern, die sich, um zu sehen, wo die Sache hinauswolle, im Städtchen haufenweise versammelt hatten, und munterte sie auf, sich gleich der übrigen Bauerschaft zur Wehre zu setzen, und sowohl das Soldatenjoch als andere Bürden abzuschütteln. Durch Nachläßigkeit des Beamten verschwand dieser Fremde, ohne daß man je erfahren hat, wer er war.

Von nun an waren alle fernere Einquartierungsversuche vergebens. Der erste Versuch dieser Art geschah zu Trossburg durch den churfürstlichen Kommissair Ensman, einem zu diesem Geschäft ganz untaug-

lichen Mann. Er hatte den Befehl, einen Theil des Treiberischen Regiments in das Gericht Trossburg und die Herrschaft Wald einzuquartiren. Als er nach Trossburg kam, erklärten sich die zu ihm berufenen Bauern, sie wollten lieber eine Anlage oder etwas Gewisses an Proviant geben, wenn man sie dagegen der Einquartirung überheben wollte. Ensmann wollte sie zur Aufnahme der Truppen bewegen und schlug ihnen anfangs vor, hundert, hernach sechzig, sodann dreissig oder nur zehen, zuletzt gar nur drei Soldaten ins Quartier zu nehmen. Dadurch brachte er die Sache so weit, daß die Bauern am Ende auch sogar den Proviant verweigerten, und über ihn selbst hergefallen seyn würden, wenn er sich nicht in sein Zimmer geflüchtet und, nachdem die Bauern fort waren, unverrichteter Sache wieder nach Hause begeben hätte.

Beinahe zur nemlichen Zeit (am dreissigsten December) erhielt der Beamte von Schwaben den churfürstlichen Befehl, fünf Kompagnien von dem fürstenbergischen Dragoner-Regiment nach Schwaben, Zorneding, Ebersberg, Gräfing und Lämerherting einzuquartiren. Kaum waren die Soldaten in Ebersberg einquartirt, so rückte eine große Schaar bewaffneter Bauern, denen ein vorausgeschickter Spion aus des Landrichters eigenem Munde die Nachricht von der Einquartirung hinterbracht hatte, mit militairischer Ordnung und Musik in den Flecken ein, und grief die einquartirten Reuter an. Die Offiziere retteten sich ins Jesuiterkloster, die Gemeinen aber wurden versprengt. Die Bauern bemächtigten sich ihrer Pferde und ganzen Rüstung, und zogen beritten wieder fort. Der Beamte entgieng mit genauer Noth der Wuth der Unterthanen, die ihn für die Veranlassung der Einquartirung hielten. Ein Reuter wurde todtgeschossen und mehrere verwundet. Auch in Amp-

pfing

pfing hatten die Einquartirungs-Versuche unangenehme Folgen. Drei Kompagnien von dem nemlichen Regiment sollten daselbst und in der umliegenden Gegend einquartirt werden; die Bauern erklärten sich aber einhellig dagegen, und als der Beamte sie zum Gehorsam ermahnte, fiengen sie an, solche Drohungen gegen ihn auszustossen, daß er, für sein Leben besorgt, sich in den Pfarrhof flüchtete. Auch da war er nicht sicher. Sechs Bauern stiegen zum Fenster hinein und bewachten ihn die ganze Nacht. Die andern hielten das Haus belagert. Erst des andern Tages entkam er durch Begünstigung einiger minder stürmischen Insurgenten, denen er jedoch vor seiner Entlassung auf's heiligste angeloben mußte, keinem Bauern mehr Soldaten ins Quartier zu legen. Sein Bedienter und der Gerichtsdiener wurden schwer verwundet und mußten sich ebenfalls mit der Flucht retten.

Aehnliche Vorfälle ereigneten sich in den Gerichten Wasserburg und Kraiburg. Der Beamte des letztern Gerichts war vorzüglich in großer Besorgniß, da in dem von ihm bewohnten Schlosse ein beträchtlicher Vorrath von Pulver, Kugeln und andern Kriegsgeräthschaften aufbewahrt ward.

3.

Maaßregeln der Regierung, der Empörung zu steuern. Wiederkehr der Ruhe.

Diese Vorgänge und mehrere einzelne von den Bauern verübte Todtschläge an einquartirten Soldaten zogen die Aufmerksamkeit der Regierung in einem höhern Grade als bisher, auf sich. Ungeachtet mehrerer strengen Rathschläge versuchte der Churfürst die

Güte,

Güte, und erließ ein Abmahnungspatent an die Bauern. Zu gleicher Zeit schrieb er einigen Prälaten, Hofmarksherren, Räthen und Burgermeistern, sie sollten ihre Untergebenen durch gütliche Vorstellungen zur Ruhe zu bringen suchen. Das Abmahnungspatent lautete also:

„Von Gottes Gnaden Maximilian ꝛc. ꝛc. Entbieten allen und jeden unsern Landesunterthanen in Städten, Märkten und auf dem Lande sammt und sonders unsere Gnade und Gruß zuvor, und geben ihnen hiemit zu vernehmen, daß uns fürkommt, welchermaßen sich etliche Unterthanen unterstehen sollen, auf den Einnöden und in den Hölzern denen einschichtigen zu Roß und zu Fuß reisenden uns angehörigen Soldaten aufzuwarten, selbige anzufallen und gar zu ermorden, welches da es so seyn sollte, uns zu sonderbaren ungnädigsten Gefallen gereicht, sintemalen Männiglichen bekannt, wie schwerlich dieser Zeit die Soldaten zu bekommen, und daß darum etliches Kriegsvolk in dem Lande herum diesen noch übrigen Winter hindurch einquartirt und verlegt werden muß, weil sonsten der Feind wäre vorgebrochen, und etwa das ganze Land überwältigt, auch mit Feuer und Schwert alles verzehrt hätt; solchem Unheil aber vorzubiegen, und das Land vor dergleichen Grausamkeiten zu erhalten, hat die unumgängliche Nothdurft erfodert, sie unsere Soldatesca diesen noch übrigen Winter hinum wie gemeldet ins Land zu nehmen, darinn zu quartiren, und zu unterhalten und vermittelst deren des Feinds weiters Vorbrechen zu verhindern. Wann aber solcher Gestalt die Soldaten, da man sie todtschlagen wollte, bald abnehmen wurden, und hienach dem Feind nicht genugsamer Widerstand beschehen kunnte, ein jeder aber billig lieber dem Freund, so ihn beschützet, als dem Feind Quartier und Unterhalt geben

wird, bevorab, weil mit der Quartieraustheilung solche Anordnungen gemacht werden, daß keiner über sein Vermögen beschwert, sondern durch die verordnete Quartierkommissarien einem jeden Schutz und Schirm, wie auch durch die Kriegsoffiziere scharfes Regiment gehalten, und alle Ungebühr abgestellt werden solle, gestalten ein jeder Unterthan, der von seinem im Quartier habenden Soldaten beschwert werden wollte, solches sobald dem in seinem Gericht bestellten Kommissario klagen solle, der kraft tragenden Kommission seinen Beschwerungen abhelfen und alle Ungebühr abstellen wird. Hingegen wollen und befehlen wir hiemit, daß kein Unterthan seine oder andere Soldaten beleidigen, ihnen zur Ungelegenheit Ursache geben, zumalen da sonsten mit Grund der Soldat beym Kommissario klaget, derselbige auch seinem Verdienst nach sowohl, als der verbrechende Soldat gestraft werden solle. Befehlen derowegen hiemit ernstzuverläßig allen und jeden Unterthanen, keinen davon ausgenommen, daß sie sich keineswegs unterstehen, einigen Soldaten ohne Ursache zu beleidigen, weniger selbigen vorzuwarten, und einen oder andern ums Leben zu bringen, sondern sie sollen sich mit ihnen friedlich und schiedlich dermassen vertragen, daß sie neben einander leben und hinkommen können, bei Vermeidung ernst, unausbleiblich, auch nach Gestalt des Verbrechens Leibs- und Lebensstrafen."

Die Schreiben an die Räthe, Prälaten, Hofmarksherren u. a. m. waren in folgenden Worten abgefaßt:

„Unsern Gruß zuvor. Euch wird ungezweifelt bewußt seyn, welchermassen unsre Landsunterthanen in den Gerichten Kling, Trossburg, Wasserburg und selbigen Orten dieß- und jenseits des Inns sich zusammen rottirt, und wegen der vorstehenden Winter-

quar-

quartier und Logirung der Soldateska sich ganz aufrührisch und widerseßig erzeigen. Obwohl wir nun Ursach und Mittel an der Hand, solch ärgerlichen und hochsträflichen Ungehorsam und Aufstand mit Gewalt zu demmen und diese Wiederseßigen zum Gehorsam zu bringen: so seyn wir doch aus landesfürstlicher Milde mehrers geneigt, die Güte gegen ihnen vorhero versuchen, und sie zur Gebühr gnädigst ermahnen: Ihnen auch die Beschaffenheit und Ursachen, warum diese Einquartirung beschieht, und daß es viel anderst, als ihnen etwan von etlichen aufrührischen Köpfen und Rädelsführern vorgebildet wird, beschaffen, sowohl mündlich als schriftlich verhalten und publiciren zu lassen, massen wir dann zu solchem Ende unsern Rath und Hoffuttermeister, Wolfen Krenninger, abgeordnet, auch öffentliche Abmahnungs-Patenten ausfertigen und publiciren lassen. Weilen wir aber beneben auch für gut und vorträglich ermessen, wenn ihr auch euch zu besagten diesseits des Inns versammelten Bauerschaft begeben und sie von ihrem sträflichen Ungehorsam abmahnen wurdet, daß Ihr euch sammentlich alsobald dahin verfügen, den Unterthanen diesen ihren hochsträflichen Unfug und Wiederseßigkeit (darzu ihnen bishero die wenigste Ursache nicht gegeben worden), wie auch das aus der gegen ihnen ob Handen stehenden militairischen Execution erfolgende „Unheil und Landsverderben (welches sie an Leib und „Gut viel mehr, als die Einquartierung treffen wird) „laut beiliegenden Patents beweglich vorhalten, sie „davon abmahnen, und zum schuldigsten Gehorsam „vermögen sollet, wie ihr das den Sachen am besten „zu thun uns auch alsdann euere Verrichtung zu be„richten wißt; und sollt ihr euch einige andere Ver„richt- oder Verhinderung, oder daß ihr etwan in „Landschaftssachen erfodert worden, an dieser Kondi-

 tion

„tion, daran uns und dem Land viel gelegen, nicht „abhalten lassen.“

Zu gleicher Zeit wurden in der nemlichen Absicht zwei Kommissionen, eine an die Bauern jenseits, die andere an die Bauern disseits des Inns abgeordnet, mit dem Auftrag, vor allem die Anführer und Sprecher der Bauern, worunter sich auch einige Advokaten befanden, zu gewinnen und von ihrem Vorhaben abzulenken.

Der Erfolg dieser Aufträge war der erwünschteste; denn wenn gleich die Absicht des Churfürsten nicht unmittelbar erreicht wurde, so erhielt er doch dadurch eine ganz andere Idee von der wahren Lage der Sachen, welche ihn in den Stand setzte, mit einemmale die Ruhe wiederherzustellen. Die an die Bauern disseits des Inns abgeschickten Kommissaire, welche mit den gemäßigtern von den Bauern gesprochen, und sich von ihren Beschwerden unterrichtet hatten, berichteten unter andern folgendes an den Churfürsten:

„Beregter Bauernausschuß hat hauptsächlich folgende Bedenken und Ursachen eingewendet, warum sie sich der anbegehrten Einquartierung nicht unterziehen können, noch mögen. Nämlichen, daß sich sowohl Reuter als Fußvolk also übel und unchristlich, neben dem, daß sie sich für Freund ausgeben und billig seyn sollen, verhalten, daß männiglich darob auf äusserist sich entsetzt und erschrocken, wie sie denn alles, was sie gefunden, ohne Unterschied geraubt, die Pferd hinweggenommen, das Vieh unnothwendig muthwilliger Weiß niedergeschlagen, die Leut unerhörtermassen gepeinigt, geraidelt, umgebracht und geschossen, kleine Kinder bei den Füssen aufgehenkt, etliche Bauern an die Langwieden mit Stricken gebunden, und zu Todt geschleift, die Weibsbilder leichtfertiger, als die Türken, geschändet, und deren nicht

wenige

wenige solchergestalten mißgebraucht, daß sie es hernach gar mit dem Leben bezahlen müssen, welches alles die Männer und Väter mit dem größten Herzenleid überseufzt, mit eigenen Augen angesehen, auch da sie sich dessen bei den Befehlshabern und Obersten beschwert, für die gebührende Abstellung mit Streichen und Schmachreden abgefertigt worden. Zudem sie Unterthanen in langer Zeit hero mit starken Kontributionen belegt gewesen, viel unterschiedliche Durchzüg ausgehalten, und hiedurch in Schulden gerathen, die sie ihr Lebtag nicht mehr entrichten können. Da auch die Einquartierung erfolgen und nur acht Tag kontinuiren thät, sie ganz in Grund verdeckt, und ihnen also, wie den armen Oberländern, welche nunmehr ganz nichts mehr, weder zu hauen, zu kauen, zu nagen, noch zu beissen haben, und deren viel bei ihnen anjetzo in Bettel und größter Hungersnoth leider befinden, ergehen würde, dannenhero mit Weib und Kindern den nächsten Tag in das Elend sich begeben, oder gar in Verzweiflung gerathen müssen, mit weiterm Vorbringen: wenn man die Soldaten auf die Wasserburger Straß legen sollte, würde man weder zu der Stadt München, noch andere Ort einige Nothdurft bringen mögen, demnach die Bürger und Einwohner erhungert werden. Dann so wurde ihnen Unterthanen die Nahrung, so sie in Führung der Salzscheiben vor diesem gehabt, und damit allein die meiste Unterhaltung gesucht, ganz benommen — die Soldaten thun, was sie wollen, und verhalten sich überall wie Ketzer, indeme sie die Kirchen aufbrechen, geweihte Kelche, Fahnen, Messgewänder und andere Kirchenzier hinwegnehmen, auch allerhand Ungebühr in denselben verüben, jawohl auch die Geistlichen selber verjagen, mißhandeln und dadurch verursachen, daß die armen Unterthanen ohne allen geistlichen Trost,

Beicht

Beicht und Kommunion sterben und verderben müssen — begehren sich sonst Euer Churfürstliche Durchlaucht nicht, sondern allein den Räubern und Plünderern zu widersetzen, wollen sich selbst gegen den Feind brauchen lassen, und was sie in ihrem Vermögen haben, willigst kontribuiren; ihnen aber nicht allein die Unterhaltung, sondern auch Geld zu geben, sey die wissentliche Unmöglichkeit, haben vor diesem 1 fl. das Monat nicht kontribuiren können, wo sie jetzt 6 fl. und doppelt so viel nehmen müssen u. s. w."

Diese Vorstellungen bewirkten bei dem Churfürsten den Entschluß, den Unterthanen die Einquartierung gegen Erlegung einer angemessenen Summe Geldes, und Unterstützung mit Getreidefourage u. s. w. ganz zu erlassen. Ueberall, wo dieser Entschluß den Bauern bekannt gemacht wurde, zogen sie friedfertig nach Hause, und in wenigen Tagen war die allgemeine Ruhe wieder hergestellt.

IX. Die Schlacht bei Pultawa.

Im Jahr 1709.

1.

Karls des Zwölften Heldenruhm auf seinen ersten Feldzügen.

Im Laufe des achtzehenten Jahrhunderts wurde keine Schlacht geliefert, die so vieles entschieden hat und so vieles entscheiden mußte, als die berühmte Schlacht bei Pultawa. Das Schicksal zweier Monarchen, das

Glück

Glück oder Unglück ihrer Staaten wurde durch sie bestimmt. Ob der Czar Peter der Große von Rußland, oder der heroische König Karl der Zwölfte von Schweden im Norden herrschen würde? das sollte auf dem blutigen Schlachtfelde entschieden werden. Verlor Peter, so war die aufkeimende Größe Rußlands dahin, und dieses Reich konnte nicht werden, was es im achtzehenten Jahrhundert geworden ist. Verlor Karl, so waren, wie es die Folge gezeigt hat, die Früchte seiner neunjährigen Siege zerstört. Seine kriegerische Laufbahn war gehemmt; fern von seinen Landen, aller neuen Hülfsmittel, aller unmittelbaren Unterstützung beraubt, war seine bisherige Größe dahin, sein eigenes Reich bedroht, und der Besitz seiner Staaten an der Ostsee auf's Spiel gesetzt. Und nicht nur über Schweden und Rußland, auch über Dännemark und Polen entschied die Schlacht. Sobald die Armee Karls nicht mehr war, sank auch der polnische Thron, der sich auf dieselbe stützte, und die Friedensbedingungen, zu welchen Dänemark genöthigt worden war, verloren ihre Kraft.

Auf seiner bisherigen Heldenlaufbahn hatte sich Karl durch ein seltenes Waffenglück allgemeine Bewunderung erworben. Er war der Schrecken aller seiner Feinde, deren äußerste Anstrengungen nichts gegen seinen siegreichen Arm vermochten. Vier Mächte — Rußland, Polen, Dänemark und Sachsen — hatten gegen ihn, da er erst achtzehn Jahre alt war, eigennützige Plane entworfen, und glaubten um so eher den glücklichsten Ausgang derselben erwarten zu können, je weniger sie in dem jungen König den entschlossenen Helden voraus setzten. Dieser aber brach auf einmal los, uud zwang durch einen kühnen Streich den König von Dänemark (im August des Jahres ein tausend siebenhundert) zum Travendahler Frieden.

Als

Als er die Winterquartiere beziehen wollte, brachte man ihm die Nachricht, der Czar Peter sey mit achtzig tausend Russen in Esthland eingebrochen, und belagere Narwa. Plötzlich brach er auf, und marschirte gerade auf Narwa los. Sein kleines Häuflein betrug der Zahl nach kaum den zehenten Theil des feindlichen Heeres, allein es trug die Begeisterung des neulich errungenen Sieges und die Freude an seinem jungen Anführer vor sich her, dessen wunderähnliches Beispiel auch den feigsten zur Nachahmung fortrieß. Auch war die Zauberkraft noch nicht erstorben, die noch von Alters her in dem bloßen Namen Schweden lag, und Peter selbst entfernte sich von seinem Heere, wie man sagt, um zu seinen Achtzigtausenden noch vierzig tausend Mann herbei zu führen. Diese wartete aber Karl nicht ab; am dreissigsten November rückte er auf die Verschanzungen der Feinde vor Narwa loß, und da er den Vortheil des Windes und eines dichten Schneegestöbers hatte, so beschloß er „in Gottes Namen", wie er sagte, mit seinen acht tausend Schweden den Angriff der achtzig tausend Russen. Nachmittags um zwei Uhr flogen zwey Raketen durch die wirbelnden Schneeflocken in die trübe Luft: das war das Zeichen zur Schlacht. Bei der ersten Salve der russischen Infanterie ward das Pferd unter ihm erschossen; er warf sich auf ein anderes und sagte: „Die Leute wollen mich im Reuten üben." Sein Weg führte ihn durch einen Morast. Hier verlor er abermals sein Pferd und ein Stiefel blieb stecken; aber viel zu ungeduldig, um sich mit dem Anziehen aufzuhalten, jagte er im Strumpfe weiter. Der ganz ungeübte, verschüchterte, und vom Wetter so schlecht begünstigte Feind suchte bald sein Heil in der Flucht, und nach einem dreistündigen wüthenden Gefecht war der Sieg für die tapfern Schweden entschieden. Dreissig

tausend

tausend Russen fanden ihren Tod in der Schlacht oder im Wasser, und zwanzig tausend wurden gefangen.

Dieß Glück trug unstreitig zu dem unüberwindlichen Starrsinn Karls ungemein viel bei. Seine Seele glühte nun von Rache gegen alle seine Widersacher, welche nicht eher gesättiget werden konnte, als mit gänzlicher Vernichtung derselben. Keiner erfuhr dieß mehr, als der unglückliche August der Erste, König von Polen und Churfürst von Sachsen. Statt seinen Sieg gegen den Czar Peter zu verfolgen, wodurch er vielleicht den ganzen Krieg bald hätte beendigen können, ließ sich Karl von Rachgier verleiten, den König von Polen ohne allen Plan anzugreifen, wodurch Peter Gelegenheit bekam, ihm seine schönsten Provinzen zu entreissen. Karl vertrieb die Kriegsvölker des Königs von Polen aus Liefland, drang darauf in Polen selbst ein, eroberte einen großen Theil dieses Reichs, und behielt fast in allen Schlachten und Gefechten die Oberhand. Das kleine Heldenheer, das er kommandirte, hieng mit Enthusiasmus an ihm, weil er alle Strapazen mit ihm theilte. Trotz der fürchterlichen Kälte, die er auf den polnischen Feldzügen erfuhr, bezog er doch den ganzen Winter hindurch kein Haus, sondern blieb in seinem von Stroh umflochtenen Zelte, in welchem er sich, wenn die Kälte zu heftig war, blos durch glühende Kugeln erwärmte. Er trank weder Wein noch Brantewein, und aß die einfachste Kost. Einen Pelz verwarf er von dem Augenblicke an, da ein Offizier scherzend gesagt hatte, er sey seit gestern so dick geworden, daß man ihn nicht mehr kenne. Ein für unsere Zeiten höchst altmodischer Soldatenrock mit großen messingnen Knöpfen umkleidete die lange, schlanke Gestalt, und dazu trug er gelbe Unterkleider, große Reiterstifeln und lederne Handschuhe

schuhe, deren mächtige Stulpen bis an den Ellenbogen reichten. Nur an dem furchterweckenden Ernst im Blick, der Stolz, Eigensinn und Kühnheit zugleich ausdrückte, erkannte man den König. Jedoch zeigte er nur dem Feinde diese drei Eigenschaften; gegen seine Offiziere und Soldaten war er der leutseligste Herr. Er deckte gerne Fehler zu, litt es nie, daß von Abwesenden Böses gesprochen wurde, und belohnte treue Dienste königlich. Seine Reden waren meist kurz, aber immer sinnvoll, Zorn und Mißfallen äußerte er nur durch ein finsteres Zusammenziehen der Augenbrauen. Weiblichen Umgang mied er fast schüchtern, doch ehrte er das Geschlecht.

So war der Held, der den König August bald so sehr in die Enge trieb, daß er sehnlich den Frieden wünschte, und ihn mit ansehnlichen Opfern zu erkaufen bereit war. In dieser Absicht mußte seine Maitresse, die schöne Gräfinn Aurore von Königsmark, eine gebohrne Schwedinn, wie in eigenen Geschäften, eine Reise zu Karln machen. August meinte, die reitzende Frau, die über Sein Herz so viel Gewalt hatte, würde auch den harten Sinn des schwedischen Karls erweichen können. Die Gräfinn kam in Karls Lager in Litthauen, und bat um eine Audienz bei dem Könige, wurde aber abgewiesen. Ohne das Aeußerste versucht zu haben, wollte sie nicht wieder zu ihrem erhabenen Verehrer zurück kehren. Karl machte oft einsame Spazierritte, und auf diesen paßte sie ihm auf. Einst begegnete sie ihm in einem engen Wege, wo er ihr nicht gut ausweichen konnte. Sie stieg, als er sich näherte, aus dem Wagen. Karl zog den Hut ab, lenkte, ohne ein Wort zu sprechen, sein Pferd um, und ritt wieder zurück. Die Gräfinn brachte von ihrer Reise nichts als das schmeichelhafte

Gefühl

Gefühl zurück, daß sich Karl nicht getraut habe, ihrer sanften Beredsamkeit zu widerstehen.

Eine Gesandschaft polnischer Großen, die zu Karln reiste, richtete eben so wenig aus. Der schwedische Held setzte seine Eroberungen so lange fort, bis die Polen im Jahr ein tausend sieben hundert und vier den Thron für erledigt erklärten, und den Woywoden von Posen Stanislaus Leszinski zum Könige von Polen wählten. Karl trieb noch in diesem Jahre die Sachsen aus dem Reich, ließ im folgenden Jahre den Stanislaus zu Warschau krönen, schloß mit ihm und der Republik ein Bündniß gegen Augusten und den Czar, und ließ ihn als König anerkennen, wo er seine Waffen hintrug.

Der schwedische Held sah aber wohl ein, daß er seinen Gegner August in Polen nicht eher ganz bezwingen würde, als bis seine Hülfsquellen in Sachsen verstopft seyn würden. Sachsen hatte dem Kriege in Polen binnen fünf Jahren acht und achtzig Millionen Thaler und sechs und dreissig tausend siebenhundert brave Jünglinge aufgeopfert. Diese Quelle trachtete Karl zu verstopfen. Der Marsch nach Sachsen ward im Sommer des Jahres ein tausend sieben hundert und sechs mit einer Armee von zwanzig tausend Mann angetreten. Vergebens erklärte die Reichsversammlung in Regensburg den König Karl in dem Falle, daß er mit einem Kriegsheer über die Oder gehen würde, für einen Reichsfeind. Karl rückte, dieser Drohung trotzend, durch die Lausitz in Sachsen ein. Alles zitterte vor den Schweden, viele reiche Familien flüchteten, und selbst Augusts Familie enfernte sich, und die Kostbarkeiten Dresdens rettete man auf den Königsstein. So wenig traute man dem Versprechen Karls, daß er die Personen und das Eigenthum derer, die im Lande blieben, schonen würde.

August war in Polen, als der schwedische Held in seine Erblande einrückte. In der gefahrvollen Verlegenheit, in der er sich jetzt befand, ließ er Karln schon in der Oberlausitz seinen heissen Wunsch nach Frieden eröffnen. Aber dieser setzte seinen Marsch bis nach Altranstädt, drei Stunden von Leipzig, fort, und schrieb eine monatliche Abgabe von sechs hundert und fünf und zwanzig tausend Thalern aus; eine ungeheure Summe, die nur durch außerordentliche Mittel aufgebracht werden konnte. Außer dem Gelde mußten auch Proviant und Fourage unentgeldlich für die Truppen geliefert werden.

Die Minister Augusts boten alles auf, um für ihren Herrn einen billigen Frieden zu erlangen; aber Karl ließ sich in keine weitläuftigen Unterhandlungen ein, sondern eröffnete kurz und bestimmt die Bedingungen, unter denen allein der Friede geschlossen werden könnte. August sollte nicht einmal den Namen und das Wappen eines Königs von Polen behalten, er sollte ganz schlechtweg König heissen. Zugleich mußte er allen Verbindungen gegen Schweden entsagen, mußte versprechen, alle russischen Hülfstruppen, alle schwedischen Ausreisser, auszuliefern; die gefangenen Prinzen Sobieski wieder in Freiheit zu setzen, und den Schweden die Winterquartiere in Sachsen zu gestatten. Dieser Traktat, mit dem die sächsischen Gesandten nach Polen giengen, sollte binnen sechs Wochen ratificirt werden. Bestürzt über die Härte der Bedingungen, entschloß sich August zu dem demüthigenden Schritte, selbst nach Sachsen zu reisen, um den hartnäckigen Sieger zu gelindern Gesinnungen persönlich zu bewegen zu suchen. Er kam zu ihm nach Günthersdorf; allein alle Vorstellungen blieben ganz ohne Wirkung. Mit eiserner Festigkeit beharrte Karl bei der gegebeneu Erklärung, und unterhielt Augusten

— von

— von seinen großen Stiefeln, die er seit sechs Jahren nicht eher von den Füßen gebracht hatte, als wenn er zu Bette gieng. August folgte ihm nach Altranstädt, wo sie eine lange Unterredung mit einander hatten und öffentlich speisten; dieß war aber auch alles! August mußte selbst seinen Unterthanen befehlen, ihn nicht mehr König von Polen zu nennen; Karl nöthigte ihn sogar, an den Stanislaus zu schreiben, und ihm zu seiner Thronbesteigung zu gratuliren.

Die Schweden erholten sich in Sachsen von allen Strapazen der früheren Feldzüge, und Karl selbst genoß hier die Größe des Ansehens, die ihm das Glück und seine Armee verschafft hatten. Von deutschen Höfen, von Wien, Madrid, Versailles und London kamen Gesandte in sein Hauptquartier, und alles staunte den nordischen Helden an, der überall siegte, wo er erschien. Sein Glück war jetzt auf's höchste gestiegen, und der Aufenthalt in Sachsen war ihm selbst so angenehm, daß er ihn auf ein Jahr lang verlängerte. Dieser Aufenthalt der nordischen Gäste war aber für Sachsen eine harte Prüfung. Die einzelnen Lieferungen, Kosten der Einquartierung und anderweitigen Schaden ungerechnet, beliefen sich die Kontributionen allein auf drei und zwanzig Millionen Thaler. Nie war eine schwedische Armee bis auf den gemeinsten Mann reicher, als die, welche jetzt in Sachsen stund, und jeder wußte die Gelegenheit, sich Geld zu machen, so gut zu benutzen, daß beim Abzuge einer in den andern gerechnet, jeder eine Reisekasse von fünfzig Thalern mitnahm.

2.

Karl bricht mit seinem Heere aus Sachsen auf.

Karl der Zwölfte war nunmehr der Held seines Jahrhunderts; er war in den Augen der Welt der Große und Siegreiche, dem nichts zu widerstehen vermochte. Seine Thaten verdienten auch wirklich die Bewunderung der Welt, wegen der außerordentlichen Geschwindigkeit und Tapferkeit, mit welcher er, seine Generale und Soldaten, gegen eine stets überlegene Kriegsmacht, in weit von einander entfernten Gegenden, so viele Vortheile, oder doch so vielen Ruhm erfochten. Allein man bemerkte bald, daß Karl weit über die Grenzen der weisen Mäßigung hinaus gieng, die auch in dem gerechtesten und glücklichsten Kriege nie versäumt werden sollte. Anstatt einen rühmlichen Frieden anzunehmen, der ihm schon in den ersten Jahren dieses Krieges angeboten wurde, ließ er sich nun von Rachbegierde und Kriegslust beherrschen. Und während er den König von Polen unversönlich in Polen und Deutschland verfolgte, blieben die Unterthanen in seinen eigenen Ländern, Liefland und Ingermannland ohne hinlänglichen Schutz. Der Czar Peter fiel in dieselben mit starken Kriegsheeren ein; viele tausend Einwohner verloren durch die grausamsten Verwüstungen Güter, Freiheit und Leben; nach und nach brachte er auch einen Theil dieser Länder unter seine Herrschaft.

Karl, ergrimmt über das Waffenglück der Russen, beschloß endlich Sachsen zu verlassen, um nun dem Czar Peter eben das Schicksal zu bereiten, das den König August so schmählich getroffen hatte. Man stellte ihn auf einer Münze als einen Löwen dar, der,

auf=

aufrecht stehend, um sich schaute, wer ihm noch zu widerstehen wage. Er brach im September des Jahres ein tausend sieben hundert und sieben aus seinem Lager zu Altranstädt auf. Als die Armee vor Dresden vorbei marschirte, machte er noch eine Visite, die leicht übel für ihn hätte ausfallen können. An der Spitze seiner Garde ritt er mit fünf Offizieren allein voraus, und jagte mit ihnen plötzlich nach Dresden. Am Thore gab er sich für einen Trabanten des Königs von Schweden aus, aber er ward sogleich mit den übrigen auf die Hauptwache geführt. Hier erkannte ihn der Graf Flemming, und führte ihn auf das Schloß. August eilte ihm bestürzt in der Morgenkleidung auf der Treppe entgegen, und umarmte den unerwarteten Gast, der sich der churfürstlichen Familie vorstellen ließ, eine halbe Stunde oben blieb, und dann mit August einen Ritt durch die vornehmsten Strassen der Stadt machte, unter einem ungeheuern Zulaufe des neugierigen Volks. Als sie am Thore waren, wurden die Kanonen auf den Wällen dreimal gelöst, uud hierauf begleitete ihn August noch eine halbe Meile weit außerhalb der Stadt. Wie Karl wieder zu seiner Armee zurück kam, fand er seine Generale in einem Kriegsrathe versammelt. „Wir wollten, sagte der General Rhenschild, Dresden belagern, wenn man die Person Eurer Majestät etwa festgehalten hätte" — „Diese würden, sagte Karl, auch wohl so etwas gewagt haben!" Am folgenden Tage hörte man von einem Kabinetsrathe, der zu Dresden gehalten worden war. „Heute werden sie, sagte Rhenschild, überlegen, was sie gestern hätten thun sollen."

Karl nahm mit seinem Heere den Marsch nach Polen, um seinen Gegner, den Czar Peter, zu vertreiben. Die Lage, in der sich seine Macht damals

fand, war glänzend genug, um seiner Ruhmsucht mit den angenehmsten Bildern zu schmeicheln. Sein tapferer Feldmarschall Löwenhaupt stund mit zwanzig tausend Mann bereits in Polen, und vereitelte Peters Absichten, der an der Spitze von sechzig tausend Kriegern vergebens alles aufbot, was die polnischen Edelleute zur Wahl eines neuen Königes bewegen könnte. Jetzt rückte Karl selbst herbei, der, nachdem seine Ergänzungstruppen aus Schweden angelangt waren, drei und vierzig tausend Mann unter seinen Befehlen hatte. Was hätte ein Feldherr, wie Karl der Zwölfte, mit mehr als sechzig tausend Leuten gegen die Russen, die schon bei der Annäherung der Schweden flohen, nicht ausrichten können!

3.

Die Schweden erscheinen an der russischen Gränze.

Als Peter von dem Anmarsche seines erbitterten Feindes Nachricht erhielt, berief er seinen Kriegsrath zusammen, und legte der versammelten Generalität die Frage vor: ob es gerathener sey, den Feinden in Polen ein Treffen zu liefern, oder sie an der russischen Gränze zu erwarten? Der tapfere und erfahrne Feldmarschall Scheremetew, das Haupt des Kriegsraths, stimmte auf die letzte Maasregeln. „Der Feind, der uns anzugreifen im Begriff ist, sagte er, war nie stärker als jetzt, durch Menschenzahl sowohl, als durch Zuversicht zu seinem Vermögen. Auf die Polen können wir uns nicht verlassen. Trifft uns hier ein Unglück, wo sind die Hülfsmittel, es zu ersetzen? Aber in Fülle finden wir diese an unserer eigenen Grenze. Dahin die Feinde zu locken, und

sie

sie dort zu erwarten, das muß unser Streben sein. Mein Rath ist dann, unsere Truppen ziehen sich zurück: doch bleiben sie beständig den Feinden zur Seite, erschweren ihnen die Uebergänge über die Flüsse, und verheeren rings das Land, von dem sie Nahrung erwarten. Geschwächt und entkräftet gelangen sie dann zu unserer Grenze, und sind verloren, ohne das Wagstück eines Haupttreffens."

Peter und alle Anwesende stimmten dem Feldmarschall bei; und dem gemäß ward Befehl gegeben, Karln alle Pässe möglichst streitig zu machen, die Brükken, besonders über die Weichsel, abzubrechen, und, um dem schwedischen Heere den Unterhalt zu rauben, alles Land, durch das es ziehen müsse, zu verwüsten. Die Strenge, womit der Schwarm von Kosaken und Kalmucken diese Befehle befolgten, vermehrte vollends die Klagen der Polen, und der Haß gegen die Russen erreichte den höchsten Grad.

Karl war inzwischen als Sieger in Polen eingerückt, und alles, was noch Augustisch gesinnt war, demüthigte sich vor seiner furchtbaren Macht. So wie die Schweden vorrückten, rückten die einzelnen russischen Korps in Eile zurück, und verwüsteten das Land. Oefters ward Karl durch das anhaltende Regenwetter, das die Wege ungangbar machte, aufgehalten, und die Einwohner erschwerten ihm den Marsch noch mehr. Die polnischen Bauern waren auf die Schweden so erbittert, daß sie, in den Gebüschen versteckt, auf die Vorüberziehenden schossen, und dafür machten diese wieder auf sie, wie auf wilde Thiere, Jagd. Wenn sie zuweilen einen ganzen Schwarm auf einmal fiengen, so mußte einer den andern, und der letzte sich selbst aufhängen.

Der Czar Peter beobachtete die Bewegungen der Schweden in Grodno, und traf Anstalten, um wo

möglich diese Stadt zu erhalten. Als Karl seinen Aufenthalt erfuhr, trat er im Februar des Jahres ein tausend sieben hundert und acht an der Spitze von sechs hundert Garden einen forcirten Marsch dahin an. Der Offizier, der die Thorwache kommandirte, glaubte, die ganze schwedische Armee sey da, und dachte an kein Widersetzen. Schrecken und Bestürzung wurde allgemein; man eilte, sich durch die Flucht zu retten. Die Schweden kamen am Ende des Getümmels dazu, hieben alles nieder, was säumig oder entschlossen war, und Peter entfloh mit genauer Noth mit seinen Truppen aus dem Thore, das kaum eine Stunde darauf die Schweden besetzten. Gleich am folgenden Tage erfuhr er die beschämende Uebereilung seiner Flucht und die Schwäche des Feindes. Er wollte das Versehen wieder gut machen, und detachirte sogleich zwei tausend Mann zurück. Diese drangen des Nachts gegen Grodno vor, öffneten sich auch den Weg in die Stadt, mußten sich aber zurückziehen, da auch die schwedische Armee in vollem Anmarsche war.

Die ganze russische Armee erhielt jetzt Befehl, einer Schlacht auszuweichen, und sich weiter zurück am Düna-Strom, der Lithauen von Liefland trennt, zu versammeln. Der Rückzug geschah nicht ohne grossen Verlust, und die Länder, welche die Russen hinter sich liessen, wurden zur Wüste.

Zwischen Grodno und dem Dnjeper breiteten sich fast ohne Aufhören Gebürge, Wälder, Sümpfe und Wüstenenen aus. Das Getreide hatten die wenigen Bewohner dieser Gegend vergraben; Karl und seine Leute mußten sich daher mit gedörrtem Feldbrode begnügen, und um den Weg zu bahnen, mußte man erst Bäume umhauen. Aber weder die Jahrszeit, noch die unendlichen Schwierigkeiten, die ein Land wie

wie Lithauen darbot, konnten Karln abhalten, mitten im Winter den Marsch durch den südlichen Theil desselben mit seiner großen Armee nach der russischen Grenze anzutreten. Umsonst ließ Peter die Wege verheeren, und die Hauptposten besetzen; Karl besiegte alle Schwierigkeiten, und erschien im Anfange des Julius an der russischen Grenze, unweit Smolensk. Moräste und ausgetretene Flüsse schienen das weitere Vordringen unmöglich zu machen; aber Karl hatte solche Eile, daß er da, wo man sich allenfalls mit Pontons hätte helfen können, immer zuerst bis an die Brust ins Wasser sprang, um nur seinen Leuten das Beispiel zu geben. Die Russen konnten es immer nicht glauben, daß die Wege gangbar wären, welche die Schweden würklich zurückgelegt hatten. Bei der in einem Walde liegenden Stadt Gholoptschin fand Karl dreissig tausend Russen hinter einem Sumpfe, zu welchem ein Fluß führte. Während seine Kavallerie um den Sumpf herum ritt, drang er selbst, an der Spitze seiner Trabanten-Leibwache, durch das Wasser, das ihm fast bis an die Schultern reichte. In der Mitte des Stromes rief er den vier ihm nachfolgenden Regimentern zu: „nur vorwärts Kameraden! Die Kerl sind schon geschlagen!“ Die Russen staunten bei der Erscheinung des schmutzigen Heldenkorps, verloren aber, im Vertrauen auf ihre vielen Verschanzungen, den Muth nicht. Die Schweden griffen sie wüthend an, wurden zurück getrieben, drangen von neuem vor, mußten wieder weichen, und das so drei Stunden lang, bis der siebente Angriff entschied. Die Russen wurden aus allen den festen Anlagen vertrieben und verloren sechs und dreissig Artilleriestücke und über acht tausend Mann. Für die Schweden war der Sieg gleichfalls sehr blutig, aber der außerordentlichste und glorreichste, den sie noch erfochten hatten.

Ohne

Ohne die schlechte Direktion der russischen Artillerie wären sie wahrscheinlich verloren gewesen; denn viele Soldaten konnten nicht schießen, da Gewehre und Pulver bei dem Flußdurchwathen naß geworden waren. Man schlug zu Stockholm eine Medaille auf diesen Sieg, mit der passenden Innschrifft: Sylvä, paludes, aggeres, hostes victi. (Wälder, Moräste, Batterien und Feinde besiegt.)

4.

Karls Verbindung mit Mazeppa. Peters Sieg über Löwenhaupt.

Der Weg ins russische Reich war nun geöffnet, und Karl folgte ihm bald, indem er über den Dnjeper setzte. Peter bestürzt und besorgt bei seinem Eindringen, schickte ihm Gesandte entgegen, und bot ihm Frieden an. Aber Karls unbeugsamer Sinn, durch so viel Glück noch mehr verhärtet, verwarf alle Vorschläge, und er gab die stolze Antwort: „nicht eher als in Moskau wolle er von Unterhandlungen hören!“

Peter glaubte nun wirklich, sein Gegner würde den Weg nach Moskau einschlagen; wovon er kaum noch zwölf Tagereisen entfernt war, und auch beim schwedischen Heere war dieß die allgemeine Erwartung. Aber Karl entschied für den Weg, der rechts durch die Ukraine führt. Indem sein feuriger Geist ihn immer weiter trieb, schmeichelte er sich mit der Hofnung, daß es die Russen gar nicht wagen würden, ihn anzugreifen. Sein weitsehender Minister Piper wagte es, Karln durch Gründe auf andere Gedanken zu bringen, und ihm die Ukraine als ein Land zu schildern, in dem das Heer, womit er so große Thaten verrichtet, sein gewisses Grab finden würde.

Aber

Aber Karl beharrte bei seinem Vorsatze. Auf dem geraden Wege in das innerste Rußland, sagte er, habe der Czar durch seine Verheerungen dem Angreifenden allen Unterhalt genommen. Die Ukraine dagegen sey eine fruchtbare Ebene, die einen Ueberfluß von Lebensmitteln darbiete, und, was der Sache vollends den Ausschlag gebe, eine Verstärkung von zwanzig tausend Kosaken verspreche.

Schon seit längerer Zeit unterhielt nemlich Karl ein geheimes Verständniß mit dem Hetman (Feldherrn) der Kosaken, dieser Bewohner der großen Strecke, die unter dem Namen der Ukraine bekannt ist. Erst seit dem Jahre ein tausend sechs hundert und vier und fünfzig hatten sich die Kosaken unter russischen Schutz begeben, und mitunter nach dem Wechsel der Zeiten ihren Entschluß bereut. Mazeppa (dieß war des Hetmanns Name) sah das Waffenglück des nordischen Helden, und in der Seele des siebenzigjährigen Greises reifte der ehrgeitzige Gedanke, durch dessen Beistand der Stifter eines unabhängigen Reiches zu werden. Karl, der die Wichtigkeit eines solchen Beistandes schätzte, war nicht karg in Verheissungen, und Mazeppa versprach, wenn der König über den Dnjeper und weiter über die Desna gegangen sey, mit zwanzig bis dreissig tausend der Seinen, die er nur scheinbar für Petern versammelt hätte, zu dem Könige zu stossen. Denn alle würden Karln als ihren Erretter mit offenen Armen empfangen, und nach dieser Vereinigung müsse das Kriegsglück für Schweden völlig entschieden seyn.

Auch unter die Kosaken am Don hatte Mazeppa den Geist des Aufruhrs zu verbreiten gewußt, und Peter war sehr zur Unzeit genöthigt, den Fürsten Dolgorucki mit mehrern Regimentern zur Stillung

der

der schon ausgebrochenen Unruhen an den Don zu schicken.

Mazeppa's Untreue ahneten in Rußland wenige. Man konnte sich schwer überzeugen, daß ein Mann von Mazeppa's Jahren, der ein unermeßliches Vermögen besaß, und von Petern mit besonderm Vertrauen beehrt war, zum Verräther an ihm werden, sich einem Monarchen von fremder Religion, von fremden Sitten und von unruhiger Gemüthsart in die Arme werfen und so alles, Ehre, Macht, Vermögen und Leben auf's Spiel setzen würde. Peter selbst war so sehr von allem Verdacht gegen ihn entfernt, daß er kurz zuvor einige getreue Obersten, die ihm Mazeppa's Verrath anzeigten, an den Hetmann auslieferte.

Karl sah in der Verbindung mit Mazeppa nur die glänzende Seite des Plans, nicht aber die Unfälle, die er zur Folge haben konnte. Seine Phantasie und die Hofnung auf sein Glück leiteten ihn, und er trat freudig den Marsch nach der Ukraine an. Aber wie groß waren nicht die Schwierigkeiten, Gefahren und Beschwerden, die auf das schwedische Heer warteten! Ungeheure Waldungen und wüste Steppen, durch welche oft erst Wege gebahnt werden mußten, und in denen man weder bewohnte Oerter noch Lebensmittel fand, machten jetzt auch den Unverdrossensten ungeduldig, und keiner war vielleicht im ganzen Heere, ausser Karln, der sich nicht herzlich wieder nach der Heimat zurück sehnte. Man kannte die Gegend nicht, die Wege wurden immer abscheulicher, Menschen und Vieh erlagen den ungeheuren Beschwerlichkeiten, und eine Menge Kanonen mußte man in den Morästen stecken lassen. Die beständige Nässe und die zerrissene Kleidung der Soldaten erzeugten Durchfälle und an-

andere Krankheiten, die eine Menge Menschen hinrafften.

Die russische Armee zog sich immer vor den Schweden zurück, und verheerte vor ihnen her das Land. Das Korn auf dem Felde ward verbrannt, und, um dem Feinde keinen Ruheplatz zu lassen, giengen alle Gebäude im Feuer auf. Des Landes völlig kundig, fielen die Russen über die Schweden her, wenn diese es oft am wenigsten vermutheten. Die kleinen, aber unaufhörlichen Gefechte kosteten Karln viele Leute, deren Verlust er nicht wieder so geschwind ersetzen konnte. Wie groß war Peters Freude, als sein General Galitschin, nicht weit von Smolensk, den rechten Flügel der Schweden, wenn gleich mit überlegener Macht, zurückdrängte. Karl befand sich in großer Gefahr. Nicht mehr als sechs Schwadronen Reuter, und vier tausend Mann Fußvolk um sich habend, sah er sich plötzlich von sechzehn tausend russischen Reutern und Kalmucken umringt. Schon waren zwei Adjutanten neben ihm getödtet, schon war sein eigenes Pferd erschossen; und Karl focht, von nicht mehr als fünf von seinen Leuten umgeben, zu Fuß, als endlich eine Kompagnie seines Leibregiments ihm noch zu Hülfe eilte.

Smolensk ist von Moskau nicht mehr als fünfzig Meilen entfernt. Aber diesen an sich nicht schlimmen Weg hatten Peters Anstalten, durch nahe liegende Sümpfe, durch Gräben, die in gewissen Entfernungen gezogen wurden, durch umgehauene Wälder fast unzugänglich gemacht. Der Winter näherte sich; um so geringer war die Hoffnung vorwärts zu kommen, um so schrecklicher die Gefahr, in dem verwüsteten Lande zu verhungern, und von der ganzen vereinigten Macht der Russen auf unbekannten Wegen überfallen zu werden. Karls Vorrath reichte nur noch auf vierzehn Tage hin. Er lenkte endlich vom Haupt-

wege

wege ab; um dem Mazeppa näher zu kommen. Jetzt öffnete sich ein über zwanzig Meilen langer, mit Sümpfen angefüllter Wald. Der Generel Lagerkron, der mit fünf tausend Mann und den Pionirern vorausgieng, trennte sich vom Hauptheere so weit, daß er dreissig Stunden vom eigentlichen Wege entfernt war. Alles Geschütz und alle Wagen versanken so tief, daß sie nicht weiter geschafft werden konnten. Nach dem mühevollesten Marsche von zwölf Tagen kam man endlich ermüdet und kraftlos an die Desna, die zur Vereinigung mit Mazeppa bestimmt worden war. Alles Feldbrod war aufgezehrt, und anstatt des Mazeppa, auf den Karl seine ganze Hofnung setzte, erschien ein russisches Heer. Das Ufer der Desna war so steil, daß sich die Schweden erst an Stricken hinunter lassen mußten, um theils schwimmend, theils auf Flößen übersetzen zu können. Die Russen wichen erschrocken zurück.

Mazeppa hatte bis jetzt Anstand genommen, die Führer seines Heers mit seinen Absichten bekannt zu machen. Jetzt, da Karl über die Desna gegangen war, durfte er nicht länger schweigen. In einer Rede an die Obersten und andere ihm ergebene Kosacken schilderte er nun mit starken Farben die Tyranney der Russen, die Eingriffe, welche sie in die Rechte und Freiheiten der Kosaken gethan hätten, und die Besorgnisse, die man von einem Neuerer, wie Peter, hegen müsse. „Allem diesem, fuhr er fort, könnt ihr wehren, und euer Vaterland zu einem blühenden, unabhängigen Staate machen, wenn ihr euch mit dem Helden vereint, der die Bewunderung der Welt ist. Mit seiner siegreichen Armee ist er mitten unter euch. Auf dann! wir vereinigen uns mit ihm wider die treulosen Russen, und ich bürge euch für den Sieg!“

Die

Die Obersten staunten über den Antrag des alten Hetmanns. Es fodere Ueberlegung, sagten sie, und dazu müßten sie sich Frist erbitten. Mazeppa konnte ihnen diese nicht versagen. Er selbst zog indeß mit etwa sieben tausend, die ihm anhiengen, voran zum Könige, der ihn bei Nowghorod-Sewerskoi empfieng. Aber nicht nur schlug die Erwartung fehl, daß ihm die Zurückgebliebenen folgen würden; selbst von den wenigen, die er dem schwedischen Heere zugeführt hatte, verliessen ihn viele. Bei Tausenden sah man dagegen die treugebliebenen Kosaken ins russische Lager strömen. Peter empfieng sie liebreich und pries ihre Treue. Mazeppa ward für einen Landesverräther erklärt, ein anderer Hetmann an seine Stelle gewählt, und Menzikof abgeschickt, um Baturin, die Residenz des Hetmanns, in Besitz zu nehmen. Die Einnahme war nicht schwer; aber so viel Schätze und Vorräthe von Lebensmitteln, als er zu finden hofte, fand er nicht. Der Unmuth, den er hierüber empfand, vermehrte seinen Grimm gegen die wenigen Schuldigen, die sich in der Stadt ihm widersetzt hatten. Grausam gab er Baturin der Plünderung preis; viele tausend schuldlose Familien wurden unglücklich. Um das Volk im Abscheu gegen den Verräther und in der Treue gegen den rechtmäßigen Oberherrn zu erhalten, wurde Mazeppa von dem Bischof von Kiow in Bann gethan, sein Bildniß an Galgen geschlagen, und ein Theil seiner Anhänger unter den schröcklichsten Martern gerädert.

Im schwedischen Lager war man sehr unwillig auf Mazeppa, weil man ihn als die Ursache der mißlichen Lage ansah, in der sich die Armee befand. Aber eben weil alle Offiziere zornig auf Mazeppa losgezogen, gefiel es Karln, der immer seinen eigenen Sinn behaupten wollte, sich ganz ruhig zu zeigen, und dem

Her-

Hetman nicht ein unfreundliches Wort zu sagen. Das schwedische Heer setzte seinen Marsch fort, und versenkte sich immer tiefer in die unfreundliche Ukraine. Unter unaufhörlichen Beunruhigungen der Russen, deren Korps ihnen immer zur Seite streiften, und von denen der König selbst beinahe gefangen worden wäre, kam man im November nach Baturin. Aber dieser Ort war nicht mehr! Menzikof hatte ihn fünf Tage zuvor in einen Aschenhaufen verwandelt, und das hungrige Heer fand die Hofnungen auf Proviant, den es dort zu finden glaubte, vereitelt.

Bei dem widrigen Schicksal, das jetzt Karln verfolgte, belebte ihn noch eine große Hofnung, die aber auch großen Theils fehl schlug. Bei seinem Vorhaben, nach der Ukraine zu gehen, hatte er seinen Feldmarschall Löwenhaupt, der in Liefland mit einem Armeekorps von fünfzehn tausend Mann stund, befohlen, zu ihm zu stoßen. Seine wichtige Bestimmung war, einen Zug von schwerem Geschütz, und Lebensmittel auf drei Monate für die ganze schwedische Armee herbeizuführen. Ohne sich mit ihm vereinigt zu haben, durfte ein vorsichtiger Führer des schwedischen Hauptheeres den Zug nicht fortsetzen. Aber der Führer war Karl. Den Augenblick, durch Peters Niederlage den Krieg zu endigen, hatte er schon zu lange erwartet. Seine Ungeduld siegte über die Klugheit. Er drang in die Ukraine ein, und meinte, die Russen würden es nicht wagen, Löwenhaupt anzugreifen, und so würde er sich jenseits des Dnjepers eben so gut mit ihm vereinigen können als disseits.

Sobald Löwenhaupt den Befehl Karls, sich mit ihm zu vereinigen, erhalten hatte, setzte er sich mit seinem Heere und einer reichen Bagage, die mehrere tausend Wagen führten, in Marsch, zog durch Litthauen, und näherte sich dem Dnieper. Aber Karl

hatte sich verrechnet, als er meinte, die Russen würden es nicht wagen, ihn anzugreifen. Vielmehr war die Aufmerksamkeit des Czar Peters am meisten auf Löwenhaupt gerichtet. Sein Hülfskorps, mit dem erwarteten Geschütz und Proviant versorget, durfte sich nicht mit Karln vereinigen: es mußte vernichtet werden. Während der Feldmarschall Scheremetew Karln in der Ukraine folgte, führte Peter in Person etwa zwanzig tausend Mann gegen Löwenhaupt. Es war wichtig, den Schweden, ehe sie über den Dnjeper gegangen, zuvorzukommen. Man traf auf dem Wege einen Juden, welcher versicherte, Löwenhaupt sey noch jenseits des Stroms. Ihm trauend, folgte man seiner Führung bis an den Dnjeper. Schon begannen die russischen Truppen über den Fluß zu setzen, als ein polnischer Edelmann dem Heere entgegen kam, und die sichere Nachricht brachte, daß Löwenhaupt schon vor mehreren Tagen über den Strom gegangen sey. Der Jude war von den Schweden bestochen gewesen, um die Russen irre zu leiten. Er ward gehenkt; man folgte der richtigern Führung des Polen, und, um den verzögerten Marsch zu beschleunigen, wurde ein Theil des Fußvolks auf Pferde gesetzt.

Am acht und zwanzigsten September stand endlich Peter im Angesicht des Feindes, der am Ufer des kleinen Flusses Prona gelagert war. Froh des Anblicks schwur er, lieber hier mit seinem Heere umzukommen, als zu gestatten, daß seinem Feinde eine solche Hülfe zugehe. Löwenhaupt, der keinen Beruf fand anzugreifen, verließ, als er die Russen gewahr ward, unverzüglich sein Lager, und setzte seinen Weg nach Liesna fort. Aber Peter folgte ihm auf dem Fuß durch dicke Wälder, Moräste und Flüsse. Löwenhaupt sah nun wohl, daß er einem Treffen nicht ausweichen konnte, stellte sich in Schlachtordnung,

und

und empfieng die Angreifenden mit einem solchen Nachdrucke, daß sie von allen Seiten zu weichen anfiengen. Aber tausend von ihnen hatten das Leben verloren.

Löwenhaupt setzte seinen Weg fort, und kam in eine Gegend, die mit Morästen und Verhacken durchschnitten war. Die Treulosigkeit eines Wegweisers hatte ihn dahin geleitet. Am folgenden Tage des Morgens erschien Peter sogleich wieder. Löwenhaupt mußte sich schlagen, und thats mit fortgesetztem Ruhme. Die schwedische Tapferkeit wurde wieder so furchtbar, daß die Russen, besonders die Kosaken und leichten Truppen, von neuem wichen. Entrüstet und entschlossen flog Peter von Reihe zu Reihe, und befahl jeden niederzuschiessen, der weiter weichen würde. „Schonet mich selbst nicht, rief der Czar, wenn ich so feig wäre, zu fliehen.“ Dieser Befehl that Wirkung. Peter vereinigte mit Menzikof die Truppen wieder zu einem neuen Angriff, der noch hartnäckiger und blutiger war, als der vorige, aber auch dießmal hatte Löwenhaupt das Glück, den Feind in Unordnung zu bringen. Man war von beiden Seiten erschöpft, als Peter eine Verstärkung von sechs Dragoner-Regimentern von dem General Bauer erhielt und um vier Uhr Nachmittags mit Wuth den dritten Kampf unternahm; der so lange fortdauerte, bis die Dunkelheit der Nacht ihm ein Ende machte. Unter Begünstigung derselben bezog Löwenhaupt einen vortheilhaften Posten und machte seine Wagen zur Verschanzung. Am folgenden Tage erschienen die Russen wieder. Die Uebermenge derselben machte es Löwenhaupt weiter unmöglich, seine Bagage zu schützen. Um die Beute zu entziehen, steckte er die Wagen in Brand. Die Russen retteten aber doch noch eine große Zahl davon, und Peter sah nun eine Hauptabsicht seiner Unternehmung, nemlich die Vernichtung der Zufuhr, erreicht.

reicht. Löwenhaupt hatte sich während des Brandes zurückgezogen, und wurde von einem nachgeschickten Korps von neuem heftig angegriffen, und zu einer anständigen Kapitulation eingeladen, aber vergebens. Erst nach sechs wüthenden Angriffen während dreyer Tage zog er mit den Trümmern seines Heeres ab. Todte und Verwundete deckten das Schlachtfeld; Geschütz, Kriegsvorrath und Lebensmittel, was der Vernichtung entgangen war, fiel in die Hände der Russen.

Um den Sieg zu nützen, setzten unverzüglich Tausende von Dragonern, Kosaken und Kalmücken dem flüchtigen Feinde nach, und was diese nicht tödteten, gefangen nahmen und erbeuteten, stieß auf die Reuterey, welche unter Menzikofs Anführung folgte. Von dem schwedischen Heerhaufen gelangten nur einige tausend Reuter, ohne Geschütz, ohne Lebensmittel, zum Könige. „Des Löwen Haupt ist fern vom Rumpfe!“ so konnte mit Recht eine wortspielende Denkmünze jubeln. „Die Schlacht bei Liesna, sagte mit gleichem Rechte Peter, ist unser erster Sieg; denn noch nie vorher siegten wir über geregelte Truppen, und einer weniger überlegenen Zahl. Die Schlacht von Liesna, so fährt er in seinem Tagebuche fort, war die Mutter der Pultawischen Schlacht; nach neun Monden gebar sie die Tochter, und diese war es, die den Krieg entschied.“

5.

Wintermarsch in der Ukraine. Verzweifelte Lage der schwedischen Armee.

Gefahrvoll war Karls Lage, und jeder Tag mehrte diese Gefahr. Die Hofnungen, die er, erst auf Löwenhaupt, dann auf Mazeppa und die Zaporoger Kosaken gesetzt hatte, waren schröcklich getäuscht; und

nun

nun nahte der Winter ein tausend sieben hundert und neun. Seine fürchterliche Strenge ward überall in Europa empfunden; wie schröcklich mußte er dann nicht in einem Heere seyn, das, wie das schwedische, von so vielen Nothwendigkeiten entblößt, und durch Kampf und Arbeit ermattet war! Abgerissen an Kleidung, ohne häusliches Obdach, nnd dabei mit Schnee überschüttet und von der grimmigsten Winterkälte gedrückt, war es kein Wunder, daß der Soldat auf den Posten erfror, oder auf den Märschen todt zur Erde sank. Der Mangel der Nahrung kam dazu. Man war in einem öden, verwüsteten Lande, fast ganz von Feinden umringt, ohne Magazine, ohne Mittel, aus Polen Zufuhr bekommen zu können. Was Mazeppa lieferte und den zerstreuten Einwohnern geraubt wurde, mußte größtentheils die Armee unterhalten. Die Portionen waren kärglich, und noch schlechter und verdorbener die Speisen. Man denke sich den Soldaten, der es in Sachsen so gut gewohnt worden war! Von der ehemals so ansehnlichen schwedischen Armee waren jetzt nur noch vier und zwanzig tausend dem Hungertode nahe Leute vorhanden. Manchen unter denselben betrübte der Gedanke, von seinem Vaterlande, von seinen Verwandten, gar keine Nachrichten zu haben. Dennoch brach nur ein einziger Offizier in laute Klagen aus. „Wie, sagte Karl zu ihm, ihr murret darüber, daß ihr so weit von eurer Frau seyd? Ich will euch, wenn ihr ein braver Schwede seyd, so weit führen, daß ihr kaum alle drei Jahre von eurem Vaterlande Nachricht bekommen sollt.“ Ein Soldat hielt ihm einst, vor den Augen seiner Kameraden, trotzig ein Stück schwarzes verschimmeltes Haferbrod hin; die einzige Nahrung, die die schwedischen Soldaten damals, und nicht einmal in hinlänglicher Menge hatten. Karl nahm ihm das Stück

Brod aus der Hand und sagte, indem er es verzehrte, ganz kalt zu dem Soldaten: „es ist nicht gut, aber es läßt sich doch essen!“ Nur eine solche Theilnahme und Popularität war im Stande, den Mißmuth der Soldaten zu lindern, und sie mit der Hofnung einer bessern Zukunft zu trösten.

Karl, selbst den Elementen trotzend, setzte den Feldzug fort, und versenkte sich immer tiefer in die Ukraine. Im strengsten Winterfroste brach er, der fast nichts zu leben hatte, aber keine Zeit verlieren wollte, auf, und marschirte über Schnee und Eis nach der kleinen Stadt Weprik, in welcher eine russische Besatzung lag. Die Reuter mußten absitzen, wenn sie nicht erfrieren wollten. Die Infanterie marschirte stets in vollem Laufen; dennoch erfrohren einigen Tausenden Hände und Füße, und auf den Posten fand man täglich Erfrorne. Und unter solchen Umständen mußte man sich noch mit dem Feinde schlagen. Von dem Eise auf den Wällen von Weprik prallten alle Kugeln ab, und erschlugen die diesseits stehenden Schweden. Die Eroberung dieses Ortes kostete gegen fünfzehn hundert Mann, jetzt ein bedeutender Verlust!

Noch einmal wagten es Piper und Rhenschildt, ja selbst Mazeppa, des Königs Sinn zu wenden. Sie riethen, den Marsch nach dem Dnjeper zu lenken, dort den Abgang der Armee zu ergänzen, und, insofern ein ehrenvoller Friede nicht zu treffen sey, dann mit erneuerter Kraft den Angriff zu wagen. Aber das schien dem Könige, der nur vorwärts zu gehen gewohnt war, einer Flucht zu gleichen. Die Russen würden, meinte er, dadurch erdreustet werden, und sich gefürchtet glauben. „Sind sie nur erst, sagte er, aus der Ukraine vertrieben, und steht der Natur-

turreichthum dieses Landes uns ganz zu Gebote, dann wird der Zug nach Moskau nicht schwer werden."

Karl richtete sein Augenmerk vornemlich auf die, an der Warskla liegende, befestigte Stadt Pultawa, den Hauptsitz einer der zehen Kosaken-Schaaren. Ein ansehnlicher Vorrath von Lebensmitteln, der hier aufgehäuft war, lockte die Darbenden zu dem Angriff dieser Festung, welche von vier tausend Russen vertheidigt ward. Zugleich giengen Boten von Karl und Mazeppa nach Polen an den König Stanislaus. Sie schilderten das Bedürfniß der Armee, und foderten ihn dringend auf, sich unverweilt aufzumachen, und bei Pultawa zu ihnen zu stossen. Aber die Boten fielen den Russen in die Hände. „Möchte doch Stanislaus nur kommen, sagte lächelnd der Czar Peter, dann könnt' ich hoffen, das Fest der drei Könige mit Anstand zu feiern."

Der Marsch nach Pultawa war für das schwedische Heer äußerst beschwerlich und verheerend. Auf den harten Frost folgte ein feuchtes Thauwetter, das die Wege fast unbetrettbar machte, und die kleinsten Bäche zu Strömen anschwellte. Dennoch wagte Karl sogar einmal des Abends, einen überschwemmten Damm zu passiren. Da glitten viele Pferde und Menschen hinab, und viele Wagen versanken, ja andere, die man gar nicht durchzubringen hoffen konnte, mußten verbrannt werden. Das Schreien und Rufen der Verunglückten in der Dunkelheit war fürchterlich. Und für alle diese Strapazen keine Erholung, denn nirgends fand man ein Haus, alles hatten die Russen vorher verbrannt. Schwarzes verschimmeltes Haferbrod war die einzige übrige Nahrung. Die Noth zwang, barbarisch zu werden. Man nahm den armen Kosaken und Tataren Vieh, Korn, kurz alles, was sie zu ihrer eigenen Subsistenz im Winter hatten. Wer

sich

sich widersetzte, wurde aufgeopfert. Unter andern hatten die Landleute einen schwedischen Soldaten, der ihnen ihre Armuth abfoderte, gefangen und weggeführt. Als dieß bekannt wurde, überfiel ein Kommando Schweden die Bauern und arretirte sie. Karl erließ dabei folgendes Schreiben an den Befehlshaber des Kommando's: „Es ist mir lieb, daß die Bauern gefangen genommen worden, die den schwedischen Soldaten ergriffen haben. Sobald sie ihres Verbrechens überwiesen sind, müssen sie, da es die Noth erfodert, mit dem Tode bestraft worden.“ Es giebt zu allen Sachen verschiedene Gesichtspunkte. Norberg, der Feldprediger Karls, führt dieß Schreiben als einen Beweis der strengen Gerechtigkeitsliebe Karls an; eine Gerechtigkeitsliebe, die freilich strenge war.

6.

Ankunft vor Pultawa. Die Schweden und Russen beginnen den entscheidenden Kampf.

Im April des Jahres ein tausend sieben hundert und neun kam das schwedische Heer endlich, nach Erduldung namenloser Leiden und Mühseligkeiten, vor Pultawa an. Sogleich wurde die Stadt berennt, und mit dem Anfange des May's ward eine förmliche Belagerung vorgenommen. Allein diese stellte mehrere Schwierigkeiten entgegen, als man erwartet hatte. Der Ort war mit regelmäßigen Anlagen versehen, und die Besatzung bestand jetzt aus acht tausend Mann. Ein Sturm, wenn er auch glücklich ablief, kostete zu viele Menschen, und an eine Einnahme, durch ein Bombardement, war nicht zu denken. Es fehlte Karln an grobem Belagerungsgeschütz, selbst an Am-

munition, so daß man nachher sogar die Kugeln zu eigenem Gebrauche auffammelte, welche die Belagerten abschossen. Seine ganze Artillerie bestand aus achtzehn Kanonen und einigen Mörsern. Wider seine bisherige Gewohnheit sah er sich daher genöthigt, zu zögernden Eroberungsmitteln seine Zuflucht zu nehmen. Er dachte den Ort durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen; allein auch dieß glückte nicht. Die Päsfe, die zu der Stadt führten, konnten nicht gehörig besetzt, und den Belagerten selbst wenig Schaden gethan werden.

Der Czar Peter hatte inzwischen alle Länder, von welchen die Ukraine umgeben ist, in Augenschein genommen, und seine Hauptarmee in verschiedenen Korps so vertheilt, daß sie in kurzer Zeit da, wo er sie gebrauchte, zusammen stossen konnten. Da ihm an der Erhaltung von Pultawa Alles gelegen war, so zog er seine Truppen, die sich in dem besten Zustande befanden, die mit Lebensmitteln, Artillerie und allen möglichen Bedürfnissen überflüssig versehen waren, zusammen. Die russische Armee, ungefehr sechzig tausend Mann stark, kam schon im May bei Pultawa an, und postirte sich hinter der Worskla, im Angesicht des feindlichen Lagers. Peter war anfangs nicht gesonnen, eine Hauptschlacht zu liefern, allein, das anscheinende Glück, welches einige Zeit das schwedische Belagerungsheer begünstigte, brachte ihn auf andere Gedanken. Alle Versuche der Russen, den Platz zu befreien, mißlangen, und immer näher, sah sich die Feste bedrängt. Schon kamen in leeren Bomben aus der Stadt Briefe über die schwedischen Linien geflogen. Die Besatzung, so klagte man, sey fast ohne Pulver, der Feind habe schon die Pallisaden hinter sich, und jetzt bahne er sich den Weg durch den klei-

nen

nen Wall; den Ort noch lange zu halten, sey unmöglich.

Unverzüglich versammelte sich der Kriegsrath, und der Beschluß war, Pultawa zu erhalten sey von der äußersten Wichtigkeit: um die Feste zu entsetzen, bleibe kein anderes Mittel, als über den Fluß zu gehen, und eine Hauptschlacht zu wagen.

Das russische Heer breitete sich, längs der Worskla, oberhalb und unterhalb Pultawa aus, um, nach dem Uebergange über den Fluß, die Schweden einschließen zu können. Karl, der Peters Absicht merkte, dehnte sich auch so weit aus, als es ihm möglich war, und ließ an dem den Russen gegen über stehenden Ufer Verschanzungen aufwerfen. Als Karl einmal diese Arbeiten besichtigte, fiel ein Scharmützel mit einem Haufen Kalmücken und Kosaken vor, welche den Uebergang über den Fluß versuchen wollten. Sie wurden glücklich zurückgetrieben, dennoch hatte dieses kleine Gefecht für die Schweden die nachtheiligsten Folgen. Karl wurde auf dem Rückmarsche in den linken Fuß geschossen. Der Stiefel war ganz mit Blut angefüllt, und die Wunde ward in kurzer Zeit äußerst gefährlich. Der Brand grief so weit um sich, daß man es für unvermeidlich hielt, den Fuß abzulösen. Doch ein deutscher Wundarzt, Namens Neumann, machte sich anheischig, der Ablösung des Fußes durch tiefe Einschnitte entgegen zu arbeiten. „So schneidet denn gleich ohne alle Furcht", sagte Karl zum Wundarzte, reichte seinen Fuß her, und sah der schmerzhaften Operation mit jenem Heroismus zu, den er nie verleugnete.

Kaum hatte der Czar von der Verwundung des schwedischen Königes Nachricht erhalten, als er beschloß, über den Fluß zu gehen, und sich zu einer Hauptschlacht zu rüsten. Er warf seine Brücken oberhalb der Stadt, und setzte in der Nacht des er-

 sten

sten Julius mit der ganzen Armee über die Worskla. Der Uebergang, hatte man geglaubt, würde von den Schweden streitig gemacht werden; und wäre es nach Löwenhaupts Rathe gegangen, so würde Karl Pultawa schon längst verlassen, und mit seiner gesammelten Macht die Russen angegriffen haben. Aber selbst jetzt noch, da Peter über die Worskla gieng, blieb Karl in seinen Verschanzungen, und wenig beunruhigt näherte Peter sich dem schwedischen Lager. Es schlug die Stunde der Entscheidung. In den Steppen der Ukraine, an den unbekannten Ufern der Worskla sollte entschieden werden, ob Karl oder Peter der Gebieter im Norden sey. Diesen Augenblick hatten die Mangelleidenden Schweden lange ersehnt; und „Brod oder Tod!" war ihre Losung gewesen. Doch nicht mit dem vollen Vertrauen zogen sie jetzt den Russen entgegen; denn es führte sie nicht ihr König, den sie sonst immer an ihrer Spitze sahen. Zwar war er auch jetzt in ihrer Mitte; aber, durch seine Wunde gehindert, ein Pferd zu besteigen, hatte er dem Feldmarschall Rhenschild den Oberbefehl übertragen müssen.

Beide Monarchen bestimmten den achten Junius zum Tage der Schlacht, und Karl beschloß, den Angriff zu thun, da doch ein Treffen unvermeidlich war. Die schwedische Armee war kaum noch vier und zwanzig tausend Mann stark; unter diesen befanden sich höchstens zwölf tausend Schweden, die übrigen waren Kosaken und Wallachen. Diese zwölf tausend Schweden waren der ganze Ueberrest von den fünf und vierzig tausend Mann, die Karl aus Sachsen geführt hatte, und von dem Korps, welches Löwenhaupt dem Könige zuführen sollte; und wie verschieden war der Zustand dieser zwölf tausend Mann von demjenigen, in welchem sie aus Sachsen ausmarschirt waren! Ueber fünfzig tausend Mann waren also schon

durch

durch Mangel, Kälte und das feindliche Schwerdt umgekommen.

Um Mitternacht setzten die Schweden sich in Bewegung, und Früh Morgens bekamen sie die russische Kavallerie zu Gesicht, die hinter sieben Schanzen stand, von welchen unaufhörlich, aber ohne sonderliche Wirkung, kanonirt wurde. Um Ausfälle aus Pultawa zu verhindern, waren einige tausend Schweden im Lager zurückgeblieben; ein anderes Detachement deckte die Bagage. Den russischen rechten Flügel kommandirte General Bauer, den linken Menzikof und das Zentrum Fürst Scheremetew, Peter selbst kommandirte aus Bescheidenheit nur als Generalmajor.

Die Schweden hielten zwo Stunden still, ehe sie einen Angriff machten. Ihre Feldherren Rhenschild, Löwenhaupt, Schlippenbach, Horn, Sparre, Hamilton, der Prinz von Würtemberg und andere, welche die Schlacht bei Narwa gesehen hatten, erinnerten die Unterbefehlshaber an jenen glorreichen Tag, wo acht tausend Schweden achtzig tausend Russen in einem verschanzten Lager schlugen: die Unterbefehlshaber sagten es den Gemeinen, und entflammten dadurch ihre Tapferkeit. Schlippenbach, an der Spitze der schwedischen Reuterey, warf sich zuerst mit dem gewohnten schwedischen Ungestümm auf den russischen rechten Flügel, und eroberte, des starken Artillerie-Feuers ungeachtet, zwei Feldschanzen. Die Schweden schrien Sieg, und Karl selbst zweifelte bei diesem guten Anfange nicht an einer Erneuerung der Narwa-Schlacht. Aber bald verschwand der glückliche Anschein. Karl hatte mitten in der Nacht den General Kreutz mit fünf tausend Reutern abgeschickt, um dem Feinde in den Rücken zu fallen, während er selbst von vorne angrief. Aber zum Unglück verirrte

irrte sich Kreutz, und kam nicht zum Vorschein. Dem Czar, der sich schon für verloren gehalten hatte, wurde dadurch Zeit gegeben, seine Reuterey zu sammeln. Er stürzte nun damit auf die des Königs, die, weil der Kreutzische Heerhaufe sie nicht unterstützte, nun auch getrennt ward. Schlippenbach selbst wurde in diesem Gefechte gefangen; zu gleicher Zeit donnerten zwei und siebenzig Kanonen aus des Czars Lager auf die schwedische Reuterey.

Dieß war das blutige Vorspiel der Hauptschlacht. Die russische Armee hatte während jener Vorgänge allmählich ihre Verschanzungen verlassen und sich in Schlachtordnung gestellt. Nur drei Bataillone nebst drei tausend Kosaken waren, um das Lager zu decken, und wo die Noth es erfodern könnte, zu fechten, zurückgeblieben; indeß drei andere Bataillone, um Gemeinschaft mit der Stadt zu gewinnen, ein Kloster auf einer Anhöhe in der Nähe der Stadt besetzen mußten. Die Hauptarmee stellte sich vor den Verschanzungen in Schlachtordnung, und (die Erinnerung an die gebrochene Linie von Narwa hatte sie belehrt) bildete jetzt zwei Linien.

Mit großer Kühnheit ließ Peter im Angesicht des Feindes sechs Regimenter Reuterey vom rechten Flügel hinter dem Fußvolk herum auf den linken bringen. Zehn Regimenter zu Fuß nebst acht Regimentern Dragoner zur Rechten, und eine gleiche Anzahl zur Linken mit zwanzig Feldstücken machten nun die erste Linie aus. Von ungefehr gleicher Stärke war die zweite Linie. So rückten sie den Schweden entgegen, die in ähnlicher Schlachtordnung, aber in geringerer Zahl und nur mit vier Kanonen, (das übrige Geschütz war aus Mangel an Ammunition vor Pultawa geblieben) in geschlossenen Gliedern heran zogen. Es war neun Uhr früh, als das Haupttreffen be-

begann, und schröcklich wüthete der Kampf der Entscheidung. Hohe Kriegsgewandtheit mit der Verzweiflung im Bunde rang hier gegen besonnene Uebermacht. Die Schmach von Narwa zu rächen, das war der Eine Gedanke, der bis zu diesem Augenblicke Petern erfüllt hatte, und die Stunde der Rache war gekommen. Allenthalben, wo es die Noth erheischte, sah man ihn auf dem türkischen Pferde *), das der Großherr ihm geschenkt hatte, herbei eilen. Doch meist befand er sich im Vordertreffen an der Spitze der Truppen und theilte jede Gefahr. Um ihn schwirrten die Kugeln: die eine fuhr durch den Hut, die andere in den Sattelknopf, aber den Unverwundeten verließ nicht die Gegenwart des Geistes; er erfüllte ganz die Feldherrn-Pflicht, die er bei Liesna geübt hatte, und unterließ nichts, was den Sieg auf seine Seite ziehen konnte.

Der verwundete Karl, der kaum noch die schmerzhaftesten Operationen überstanden hatte, that das Aeusserste, um an der Spitze seiner Völker sich zu Pferde zu halten, aber wegen großer Schmerzen mußte er sich in eine Sänfte setzen, den Degen in der einen Hand und in der andern eine Pistole. Einer der ersten Schüsse aus den russischen Kanonen warf die beiden Pferde an seiner Sänfte nieder; er läßt zwei andere anspannen. Ein zweiter Schuß zertrümmerte die Sänfte, und warf den König herunter; die, welche um ihn her fochten, hielten ihn für todt. Bestürzt wankten nun die Schweden. Da sie kein Pulver mehr hatten, und die feindlichen Kanonen unaufhörlich unter ihnen wütheten, so warf sich die erste Linie auf die zweite zurück, und die zweite floh. Nicht

mehr

---

*) Dieses Pferd, dessen Name Kleschen war, steht noch jetzt ausgestopft in dem kaiserlichen Naturalien- und Kunstkabinet zu St. Petersburg.

mehr als eine Linie von zehn tausend Mann russischen Fußvolks war es, die bei diesem letzten Gefecht das schwedische Heer zurückschlug — so verändert waren die Dinge! Der König, durch vier Grenadiere auf über einander gelegten Piken getragen, von Blut bedeckt, halb todt von seinem Falle, schrie: „Schweden, Schweden!“ Die Wuth und der Schmerz machten ihn stark; er versuchte es, einige Regimenter zusammen zu raffen. Die Russen verfolgten sie mit dem Degen, mit Stoßeisen und mit Piken. Nach einem zweistündigen hartnäckigen und blutigen Gefechte sahen sich die Schweden — da sie von allen Seiten durch die Uebermenge gedrängt in Unordnung gebracht, ohne Artillerie und zum Theil ohne ihre obersten Anführer waren — zu der ungewohnten Scene, zu einer allgemeinen Flucht genöthiget.

7.

Karls Flucht nach dem Dnjeper.

Der Sieg bei Pultawa ist einer der vollkommensten, welchen die Geschichte kennt, und zugleich einer der folgereichsten. Durch ihn sank Rußlands Waage, und entschieden war in dem Augenblick das leitende Ansehen, welches dieses über zwei Welttheile sich dehnende Reich im Norden Europa's erhielt. Vernichtet war das furchtbare schwedische Heer, das noch vor wenigen Monden für unüberwindlich galt, und Europen Gesetze zu geben drohte. Unter den schwedischen Gefangenen, deren Anzahl sich überhaupt auf zwei tausend acht hundert belief, waren der erste Minister und Oberhofmarschall Graf Piper, der Feldmarschall Rhenschild, die Generale Schlippenbach und Roos, die Obristen Prinz Maximilian Emmanuel

von

von Würtemberg *) und Baron Gustav Horn die vornehmsten. Piper hatte noch vor der Flucht des schwedischen Heeres mit der Kriegskanzlei das Lager verlassen; er wußte nicht, was er thun sollte, noch wo der König war, er und seine Leute liefen aufs Ungefehr auf dem Felde umher. Ein Major bot sich an, sie zum Gepäcke zu führen; aber die Wolken von Staub und Rauch, die weit herum das Feld bedeckten, und die in solchen Augenblicken so natürliche Betäubung, brachten sie gerade auf die Brustwehr vor der Stadt, wo die Besatzung sie gefangen machte.

Der Czar hofte immer, auch den schwedischen Monarchen unter den Gefangenen zu sehen, und sagte einigemal mit Ungeduld: „Werd' ich denn noch nicht meinen Bruder Karl sehen?" Man zählte über neun tausend Schweden auf dem Schlachtfelde, und nicht zwei tausend Russen. Die Sieger erbeuteten hundert und fünfzig Fahnen und Standarten, verschiedene Paar Pauken, einen beträchtlichen Theil der Artillerie und Zelte, Waffen und Gepäcke, und fanden in der Kriegskasse sieben Millionen sächsische Thaler.

Man suchte Karln auf dem Schlachtfelde; aber nur die zerschossene Sänfte fand man, in welcher der Verwundete sich während der Schlacht hatte umher tragen lassen. Von der schweren Hand des Schicksals so schrecklich getroffen, bequemte sich der schwedische

*) Der Prinz von Würtemberg, ein Cousin Karls des Zwölften, ein kluger, tapferer, und in jeder Hinsicht hofnungsvoller Herr, erhielt bald seine völlige Freiheit, starb aber auf der Rückreise nach Deutschland im September ein tausend siebenhundert und neun zu Dubno in Volhynien in seinem zwei und zwanzigsten Jahre. Die Herzoginn, seine Mutter, ließ in Stuttgard ein dem Prinzen und dem Czar Peter gleich rühmliches marmornes Denkmal errichten.

dische König nur mit Mühe zur Flucht. Endlich mußte er sich aber doch entschliessen, das Schlachtfeld zu verlassen. Er hatte den General Poniatowsky, Obristen der Leibwache des Königs Stanislaus von Polen, bei sich, einen Mann von seltenem Verdienst, den seine Anhänglichkeit für Karln mit ihm in die Ukraine geführt hatte. In allen Vorfällen des Lebens und in Gefahren, worinn andern höchstens nur noch ihr Muth blieb, wußte Poniatowsky seinen Ausweg eben so schnell als glücklich zu wählen. Dieser besonnene Mann traf jetzt die nöthigsten Anstalten, um Karln vom Schlachtfelde hinweg in Sicherheit zu bringen. Er winkte einem jungen Schweden, Namens Friedrich, dem ersten Kammerdiener des Königs, der eben so wenig Furcht kannte als sein Herr; beide nahmen den König unter dem Arm, und setzten ihn mit Hülfe eines Trabanten, ohngeachtet der heftigsten Schmerzen seiner Wunde, auf's Pferd; Friedrich ritt nebeit seinem Herrn her, und unterstützte ihn von Zeit zu Zeit.

Die Gefahr, in welcher sich Karl befand, war außerordentlich groß. Sein Pferd wurde erschossen. Ein Oberster aus seinem Gefolge, der eben stark verwundet war, ließ sich von seinem Pferde herunter helfen, um es dem Könige zu geben. Bald darauf kam aber ein königlicher Stallknecht mit des Königs Leibpferd, dem sogenannten Brandklöpper, herbei. Diesen Namen erhielt es, weil es zu Stockholm immer gesattelt im Stalle stand, um vom Könige, wenn ein Feuer ausbrach, bestiegen zu werden. Karl nahm es mit in den Krieg, und es starb, nachdem es sich zweimal in der Gewalt der Feinde befunden hatte, zu Lund in Schonen, über zwei und vierzig Jahre alt. Jetzt diente es dazu, seinen Herrn von dem Schauplatze der verlornen Schlacht zu entfernen.

Ponia-

Poniatowsky, der bei dem Heere sonst keine Stelle hatte, ward jetzt nothgedrungen General; er sammelte einige hundert Mann zu Pferd um den König her; einige davon waren Trabanten, andere Befehlshaber, noch andere blos Reuter. Allmählich schlossen sich immer mehrere von den Leuten an, die bei der Artillerie und dem Gepäck angestellt gewesen waren; auch zogen viele Bewohner der umliegenden Gegend mit, um der grausamen Behandlung der Russen zu entgehen. Dieses durch das Unglück des Königs beseelte Häufchen schlug sich durch mehr denn zehen russische Regimenter, und brachte Karln eine ganze Stunde lang mitten durch die Feinde hin, bis zu dem schwedischen Heergeräthe. Von allen Seiten bedroht mußte die Flucht beschleunigt werden. Man fand unter dem Gepäcke den Wagen des Grafen Piper, denn der König hatte, seitdem er von Stockholm ausgegangen war, sich niemals eines Wagens bedient. Man setzte ihn hinein, und nahm in größter Eile den Weg nach dem Dnjeper. Der König, der von dem Augenblick an, da man ihn zu Pferd gesetzt hatte, bis zu seiner Ankunft bei dem Gepäcke, nicht ein Wort gesprochen hatte, fragte nun, was aus dem Grafen Piper geworden sey? „Er ist mit der ganzen Kanzley gefangen!“ war die Antwort. „Und der Feldmarschall Rhenschild? und der Prinz von Würtemberg?“ — „Sind auch gefangen!“ sagte Poniatowsky. „Gefangen bei den Moskowitern, rief Karl, indem er die Achseln zuckte, fort, fort! lieber zu den Türken!“ Dennoch sah man nicht die mindeste Niedergeschlagenheit auf seinem Gesichte; wer ihn gesehen hätte, ohne seine Lage zu kennen, hätte ihn gewiß nicht für geschlagen und verwundet gehalten. Unter den drohendsten Besorgnissen und den schröcklichsten Beschwerden des Wegs und des Hun-

gers

gers setzte er seine Flucht fort. Der Wagen, in welchem er fuhr, zerbrach auf dem Wege, und man mußte ihn abermals zu Pferd setzen. Um sein Unglück auf die letzte Höhe zu treiben, verirrte er sich während der Nacht in einem Walde. Hier, wo seine erschöpften Kräfte unter seinem Muthe erlagen, der Schmerz seiner Wunde durch seine Anstrengungen noch quälender ward, und sein Pferd vor Müdigkeit liegen blieb, schlief Karl der Zwölfte einige Stunden unter einem Baume, in Gefahr, jeden Augenblick von den Siegern, die ihn allenthalben suchten, ergriffen zu werden.

Zu der Nacht vom neunten zum zehenten Julius kam der geflüchtete Haufen endlich, die Worskla hinab, bis zu ihrem Ausfluß in den Dnieper. Hier standen die Unglücklichen bei Perewolotschna im Thale, hülflos, zwischen drei breiten Flüssen, dem Dnjeper, der Worskla und dem Pschol eingeschlossen. Der Feind nahte heran; es war weder eine Brücke über den Fluß, noch Zeit eine zu schlagen, noch Pulver zur Gegenwehr, noch Lebensmittel, damit man nicht Hungers sterben möchte, da. Zum Glück hatte man noch einen elenden Feldwagen, den man auf allen Fall bis hieher mitgenommen hatte; man schiffte ihn auf einen Nachen ein; der König mit dem Hettmann Mazeppa setzte sich hinein. Mazeppa hatte noch viele Kisten mit Geld gerettet, aber der Strom war zu reissend, und da noch dazu ein heftiger Sturm sich erhob, so sah er sich genöthigt, drei Viertheile seiner Schätze in den Dnjeper zu werfen, um den Nachen zu erleichtern. Müller, der Kanzler des Königs und vorzüglich der Graf Poniatowsky, wegen der Hülfsmittel, die ihm sein Geist im Unglück darbot, jetzt dem Könige mehr als jemals nöthig, setzten mit einigen Befehlshabern im andern Nachen über. Dreihundert

Reu-

Reuter von der königlichen Leibgarde, und eine große Zahl von Polen und Kosaken, die sich auf die Güte ihrer Pferde verließen, schwammen hindurch. Ihr dicht an einander gedrängter Trupp brach die Gewalt des Stroms; aber alle, die sich ein wenig aufwärts verloren, wurden fortgerissen und von den Wellen verschlungen. Insonderheit kam von den Fußgängern, die übersetzen wollten, keiner an das jenseitige Ufer.

8.

Vernichtung des schwedischen Heers. Der Czar Peter als Sieger.

Der General Löwenhaupt hatte inzwischen die Trümmer des schwedischen Heeres gesammelt, ungefehr zehen tausend Mann Schweden, Polen und Kosaken. Seine Absicht war, mit diesen Truppen ebenfalls über den Dnjeper zu gehen, allein diese Absicht wurde vereitelt. Denn kaum war er am eilften Julius an den Ufern dieses Flusses angelangt, so erschien der russische General Menzikof, der ihm mit einem Korps von neun tausend Mann Kavallerie nachgesetzt war. Es fehlte an Schiffen, den Dnjeper zu passieren, an Lebensmitteln für die Truppen, an Ammunition, an aller Hoffnung der Rettung, an aller Aussicht eines bessern Glücks. Auch in dieser verzweifelten Lage waren Offiziere und Soldaten noch bereit, gegen die Russen zu fechten, aber die Generale konnten es nicht über sich erhalten, das lästige Gepäcke von sich zu geben, welches ihre Bewegungen erschwerte. Sie wollten sich nicht entschließen, die Kostbarkeiten und das Geld auszutheilen, das sie in Sachsen und Polen gesammelt hatten. Es fehlte überhaupt an Ordnung und Plan. Als daher Menzikof

mit

mit der russischen Kavallerie anrückte, bedachten sich Löwenhaupt und die übrigen Generale nicht lange, sich in Unterhandlungen einzulassen, welche das ganze Korps braver Leute zur Kriegsgefangenschaft verurtheilten. Einige Soldaten, aus Verzweiflung, in die Hände der Moskowiter zu fallen, stürzten sich in den Dnjeper, die übrigen wurden Sklaven. Sie zogen vor dem Fürsten Menzikof vorüber, indem sie ihre Gewehre zu seinen Füssen legten, wie neun Jahre früher dreissig tausend Russen vor dem Könige von Schweden bei Narwa gethan hatten; anstatt aber, daß Karl damals alle gefangenen Russen, die er verachtete, wieder heimziehen ließ, behielt der Czar alle bei Pultawa gefangenen Schweden.

So war denn von der ganzen schwedischen Armee, die so lange die Bewunderung von Europa gewesen war, binnen einigen Tagen nichts mehr übrig, als der kleine Rest von Getreuen, die Karln auf seiner unglücklichen Flucht begleiteten. Er fuhr in einem elenden kleinen tatarischen Wagen, den Generalmajor Hård neben sich, welcher gefährlich verwundet war. Mazeppa fuhr, nebst einigen kosakischen Frauenzimmern, in einer Kutsche. Die übrigen folgten ihm theils zu Pferde theils zu Fuß nach. Der flüchtige Haufe eilte dem Ufer des Bog zu; fünf schrekliche Tagereisen, denn es gieng durch unbewohnte Wüsteneyen, in einer brennenden Sonnenhitze, ohne einen kühlenden Labetrunk, ja ohne einen Bissen Brods, weil alle Lebensmittel ausgegangen waren. Die Begleiter des Königs schossen zwar eine Menge Rebhühner und wilder Schaafe, und bereiteten sie zu, so gut sie konnten: aber was war das unter so viele? Man mußte Wurzeln und wilde Kirschen zu Hülfe nehmen. Der Graf Poniatowsky, besser beritten als die übrigen, war etwas vorwärts gekommen,

und

und fand einen Weidenbaum, woraus er schloß, daß da herum eine Quelle seyn müße, die er auch nach langem Suchen fand. Dieser glückliche Fund rettete dem kleinen Gefolge des Königs das Leben. Am fünfzehenten Julius erreichte man endlich den Bog, der damals die Grenze zwischen Rußland und der Türkey machte. Dieser Fluß ergießt sich, einige Meilen von da, in den Dnjeper, und stürzt mit ihm ins schwarze Meer. Jenseits des Flusses, gegen Mittag zu, liegt die Grenzstadt Oczakow.

Die Einwohner, die einen Trupp Kriegsleute auf sich ankommen sahen, deren Kleidung und Sprache ihnen fremd war, weigerten sich, sie ohne Erlaubniß des Befehlshabers der Stadt, Mohamed Pascha, überzuschiffen. Der König schickte einen Eilboten an den Pascha, und ließ ihn um die Ueberfahrt bitten. Der Türke, in einem Lande, wo ein einziges Versehen oft das Leben kostet, wagte nicht, das über sich zu nehmen, ohne von dem Pascha der Provinz, der sich dreissig Stunden von Oczakow, zu Bender in Bessarabien aufhielt, Erlaubniß dazu zu haben.

Die Erlaubniß kam, mit dem Befehle, dem Könige alle die Ehre zu erzeigen, die einer mit der Pforte im Bunde stehenden Monarchie gebührte, und ihn mit allem Nöthigen zu unterstützen. Aber während dieses Hin- und Herschickens hatten die Russen, nachdem sie über den Dnjeper gesetzt, den König ohne Unterlaß verfolgt; nur noch eine Stunde, und er war in ihren Händen. Kaum hatte er auf türkischen Schiffen über den Bog gesetzt, als sie, sechs tausend Reuter an der Zahl, erschienen. Er hatte den Schmerz noch mit anzusehen, wie sie fünfhundert Mann seines kleinen Gefolges, die noch nicht herüber kommen konnten, hinwegnahmen. Der Pascha von Oczakow bat ihn durch einen Dollmetscher egen seines Auf-

schubs, der an dem Verluste der fünf hundert Mann schuld war, demüthig um Verzeihung, und beschwor ihn, daß er sich darüber nicht bei dem Großherrn beklagen möchte. Karl versprach es, aber unter einem so scharfen Verweise, als ob er mit einem seiner Beamten gesprochen hätte. Der Befehlshaber in Bender, der zugleich Seraskier und Pascha seiner Provinz war, fertigte eilig einen Aga an den König ab, der ihm ein prächtiges Zelt mit Mundvorrath, Geräthschaften, Wagen und allen Bequemlichkeiten, auch das nöthige Gefolge brachte, um ihn mit Pracht nach Bender zu begleiten, nach der Sitte der Türken, nicht nur die Gesandten bis an den Ort ihres Aufenthalts frei zu halten, sondern auch den zu ihnen geflüchteten Fürsten, so lange sie bei ihnen bleiben, alles im Ueberflusse zu reichen.

Es wäre Karln ein Leichtes gewesen, durch Ungarn und Deutschland in seine Staaten zurückzukehren, aber der Gedanke, sich nach so wundergleichen Thaten seinen Unterthanen als ein Feldherr ohne Heer wieder zu zeigen, und in einer schimpflichen Vermummung durch halb Europa zu reisen, das ihn bisher nur an der Spitze eines weltbeherrschenden Heeres gesehen hatte, war ihm unerträglich. Ein einziger Weg schien ihm nur übrig zu seyn, mit Ehren zurückzukehren, nemlich durch eben dieses Rußland, in dem er jetzt geschlagen worden war, und zwar an der Spitze eines türkischen Heeres, das von ihm siegen gelernt hatte, und ihm vor der Welt zum Zeugniß diente, ein großer Mann wisse auch das Unglück zum Glück zu benutzen. In dieser Absicht weilte er unbekümmert um seine eigenen Staaten, fünf Jahre in der Türkei. Aber während er hier alles verwirrte, die Pforte wirklich dreimal zum Krieg gegen Rußland bewegte, ohne Vortheil davon zu haben, und obschon als Flüchtling aufgenommen, sich sehr gebieterisch und trotzig betrug, gewannen seine Angelegenheiten in dem entfernten Norden eine ganz andere Gestalt. Der vertriebene August bemächtigte sich wieder des polnischen Thrones, Dänemark brach den Frieden, und nahm Bremen und Verden ein; der Czar eroberte Liefland, Carelien und einen großen Theil von Finnland; England und Preußen neigten sich sehr zur Theilnahme an dem Kriege gegen ihn. So fand er also seine alten Feinde rüstig erwacht, und mit neuen vermehrt, viele seiner Provinzen verloren, und sein Land an allem erschöpft, als er endlich im Jahr ein tausend sieben hundert und vierzehn verkleidet mit drei Personen zu Stralsund ankam, nachdem er in vierzehn Tagen zwei hundert und sechs und achtzig Meilen zurückgelegt hatte.

hatte. Noch hatte er den Verdruß, bald darauf auch diese Stadt und ganz Vorpommern zu verlieren, und Hannover mit fünf tausend Mann, und Preußen wirklich unter seinen Feinden zu sehen. Endlich trat er mit dem Czar in friedliche Verhältnisse, und als er sich von dieser Seite sicher wußte, unternahm er die Eroberung Norwegens. Aber hier fand er seinen Unternehmungen ein Ziel gesteckt. Er wurde am eilften December des Jahres ein tausend sieben hundert und achtzehn, da er eben die Festung rekognoscieren wollte, zu Friedrichshall meuchelmörderisch getödtet. So endigte Karl, nicht älter als sechs und dreißig und ein halbes Jahr, sein außerordentliches Leben. Sein Reich hinterließ er in der traurigsten Lage; eines grossen Theils seiner schönsten Provinzen beraubt, ohne Krieger und ohne Geld.

Im russischen Lager herrschte über den Sieg bei Pultawa, und über die Vernichtung des so lange gefürchteten Feindes, die ausschweifendste Freude. Der Czar selbst theilte den Jubel seiner Armee, und wenige Stunden nach der Schlacht schrieb er an den Admiral Apraxin in Petersburg: „Unsern Feind hat Phaetons Schicksal getroffen, und fest gesenkt ist endlich der Grundstein unserer Newa-Stadt (Petersburg). Ohne seine Empfindungen zu verbergen, empfieng er auf dem Schlachtfelde die große Menge von Gefangenen, und fragte mehrmals: „Wo ist denn mein Bruder Karl?“ Den gefangenen Generalen begegnete er mit großer Leutseligkeit, zog sie an seine Tafel, und unterhielt sich mit ihnen aufs herablassendste. Unter andern fragte er den Feldmarschall Rhenschild, wie stark das Heer des Königs vor der Schlacht gewesen sey? Rhenschild antwortete, daß der König allein das Verzeichniß davon gehabt, und es niemanden gezeigt habe; aber nach seiner Berechnung möchten es ungefehr vier und zwanzig tausend Mann, nemlich zwölf tausend Schweden und eben so viel Kosaken gewesen seyn. Der Czar staunte. „Wie habt ihr es wagen können, fragte er endlich, in ein entferntes Land einzudringen, und mit dieser Handvoll Leute Pultawa zu belagern?“ — „Wir sind nicht immer gefragt worden, antwortete der schwedische Feldherr, aber als treue Diener haben wir den Befehlen unsers Herrn gehorcht, ohne je zu widersprechen.“ Der Czar wandte sich nun zu einigen seiner Höflinge, die vormals im Verdacht einer Verschwörung wider ihn gewesen waren, und sagte zu ihnen: „Seht hier, wie man seinem Herrn dienen muß!“ Als ein russischer Offizier unehrerbietig von Karln zu sprechen sich unterfieng, strafte ihn der

Czar

Czar mit den ernsten Worten: „Bin ich nicht auch ein König? Und wer bürgte mir, daß Karls Schicksal nicht das meinige wurde?“ Dann trank er auf die Gesundheit seiner Lehrer in der Kriegskunst. Rhenschild fragte, wer die wären, die er eines so stolzen Namens würdigte? Das seyd ihr Herren schwedischen Generale, erwiederte der Czar. „Euer Majestät, fiel Rhenschild ein, sind also sehr undankbar, daß Sie Ihre Lehrmeister so übel behandelt haben.“

Nach der Tafel ließ der Czar allen schwedischen Oberbefehlshabern ihre Degen wieder geben, und behandelte sie als ein Fürst, der seinen Unterthanen ein Muster der Großmuth und Höflichkeit seyn wollte. Daß manche von ihnen in der Folge nicht das beste Schicksal hatten, hieran war der unverzeihliche Stolz ihres Königes Schuld, der von keiner Auswechslung der Kriegsgefangenen etwas wissen wollte, ungeachtet der Czar vor der Belagerung von Pultawa sowohl, als auch nach der Schlacht, ihm dieselbe vorgeschlagen hatte. Die meisten gefangenen Schweden, wurden in den Staaten des Czars, vorzüglich in Sibirien, zerstreuet. In diesem ganz wilden Lande, wo nicht einmal der Gebrauch des Brodes bekannt war, trieben sie nun aus Noth alle Handwerke und Künste, wovon sie nur einigen Begriff hatten. Hier schwand aller Unterschied, den das Glück unter den Menschen macht. Der Befehlshaber, der kein Handwerk verstand, mußte dem Gemeinen, der jetzt Schneider, Tuchmacher, Tischler, Maurer oder Goldschmidt war, und sich dadurch Geld erwarb, Holz spalten und tragen. Einige von diesen wurden Mahler, andere Baumeister. Viele gaben in Sprachen und Mathematik Unterricht; sie legten sogar öffentliche Schulen an, die nach und nach so berühmt wurden, daß man die Kinder von Moskau aus dahin schickte.

Peter belohnte seine braven Offiziere und Soldaten sowohl als seine Minister, sehr ansehnlich. Die Generale wurden mit Landgütern und Orden, alle Stabs- und Oberoffiziere mit Brustbildern und goldenen Denkmünzen, die Gemeinen mit silbernen Denkmünzen und Geld belohnt. Viele erhielten Beförderungen. Ganz Rußland feierte in unaufhörlichen Festen den entscheidenden Sieg bei Pultawa, und Peter verordnete die jährliche Wiederkehr dieser Feier.

Ende des Fünften Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel,

Gemählde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen und Kriegsscenen, auch anderer interessanter Auftritte aus der Geschichte der berühmtesten Nationen zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung dargestellt
Bd.: 5

Ulm (1813)

H.un. 21 m-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10031025-6